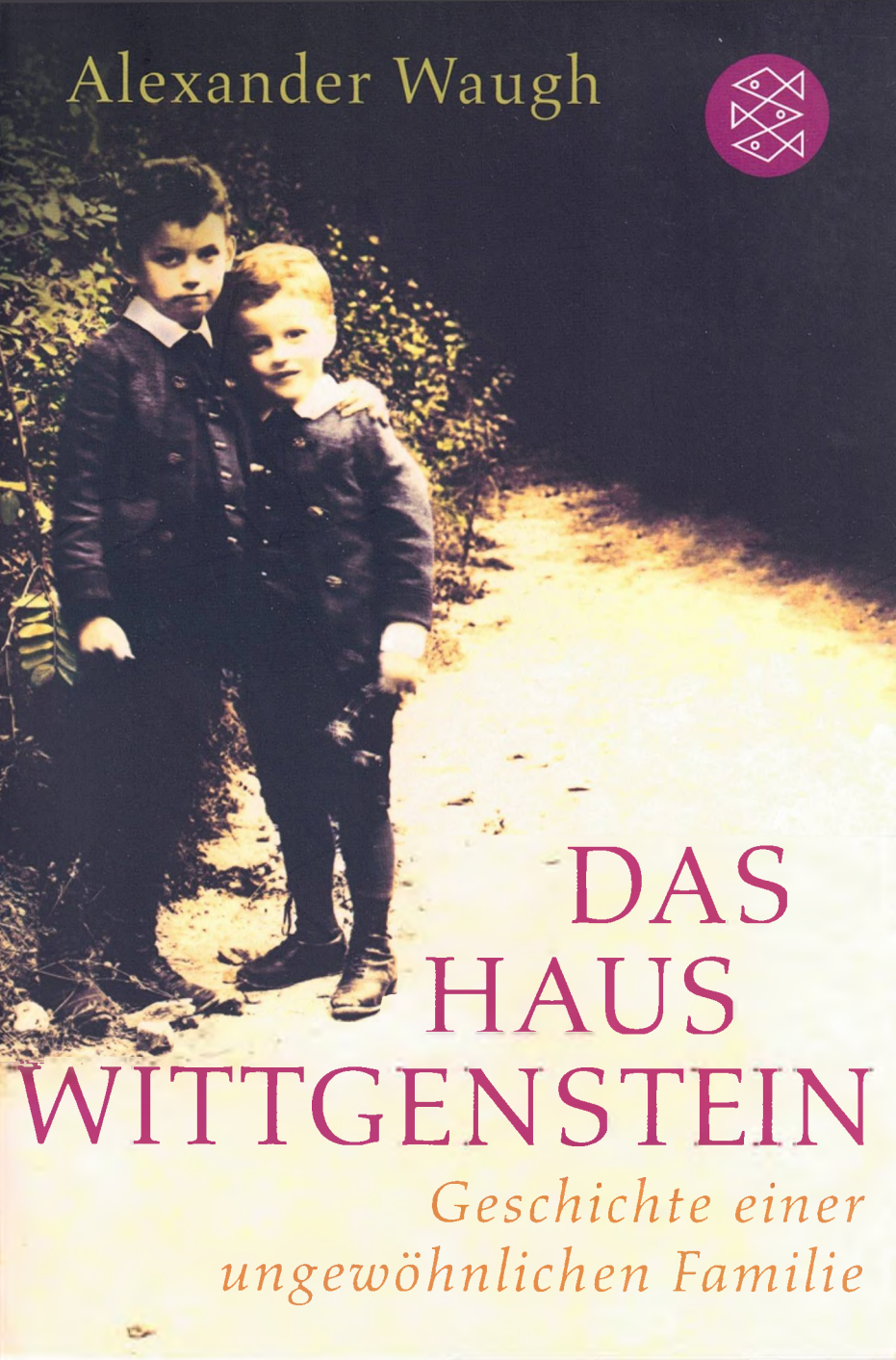


Alexander Waugh



DAS
HAUS
WITTGENSTEIN

*Geschichte einer
ungewöhnlichen Familie*

»Ein großartiges psychologisches und gesellschaftliches Porträt.«

Stuttgarter Nachrichten

Die Wittgensteins gehören zu den schillerndsten Familien des ausgehenden 19. und 20. Jahrhunderts. Vater Karl hatte es zu großem Vermögen gebracht und führte ein offenes Haus, in dem Musiker wie Mahler oder Richard Strauss und die Wiener Avantgarde verkehrten. Seine Kinder jedoch litten unter ihm: Drei der fünf Söhne brachten sich um, einer verschenkte sein Erbe und wurde ein weltbekannter Philosoph, einer blieb Pianist, trotz fehlender rechter Hand. In seiner faszinierenden Biographie schildert Alexander Waugh erstmals die ganze Geschichte der Wittgensteins, die gesamte Tragik und Größe einer Familie vor dem Hintergrund zweier Weltkriege und dem Nationalsozialismus.

Umschlaggestaltung:
hißmann, heilmann, hamburg / Imke Schuppenhauer
Abbildung: The Cambridge Wittgenstein Archive

www.fischerverlage.de
ISBN 978-3-596-18228-2

Das Haus Wittgenstein

Biographien

30. 10. 2017

CHF 16.90



10009783596182282

FISCHER



Die Wittgensteins gehören zu den schillerndsten Familien des ausgehenden 19. und 20. Jahrhunderts. Vater Karl hatte es als Stahlmagnat zu grossem Vermögen gebracht und führte ein offenes Haus, in dem Musiker wie Brahms, Mahler oder Richard Strauss und die Wiener Avantgarde verkehrten. Seine Kinder jedoch litten unter dem strengen Vater: Drei der fünf Söhne brachten sich um, einer verschenkte sein Erbe und wurde ein weltbekannter Philosoph, einer blieb Pianist, der trotz fehlender rechter Hand konzertierte und sich von Ravel, Hindemith, Prokofjew oder Britten Stücke komponieren liess.

In seiner faszinierenden Biographie schildert Alexander Waugh die gesamte Tragik und Grösse einer Familie vor dem Hintergrund zweier Weltkriege und dem Nationalsozialismus. Entstanden ist das erschütternde Portrait einer Familie so hochbegabter wie schwieriger Menschen.

Alexander Waugh, geb. 1963 und selbst aus einer berühmten Familie stammend, arbeitete nach seinem Studium der Musik zwei Jahre als Konzertagent und danach als Musikkritiker für verschiedene Zeitungen, u.a. für den «Evening Standard». Er hat zahlreiche Bücher über Musik geschrieben, darunter den Bestseller «Classical Music, A New Way of Listening» (1995). Er lebt als Publizist, Theaterautor und Musikproduzent in Somerset in England.

Unsere Adressen im Internet: www.fischerverlage.de
www.hochschule.fischerverlage.de

Alexander Waugh

Das Haus Wittgenstein

**Die Geschichte einer
ungewöhnlichen Familie**

Aus dem Englischen von
Susanne Röckel

FISCHER Taschenbuch



4. Auflage: September 2015

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Dezember 2010

Die englische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
«The House of Wittgenstein. A Family at War»

im Verlag Bloomsbury, London

© 2008 by Alexander Waugh

Für die deutsche Ausgabe:

© 2009 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

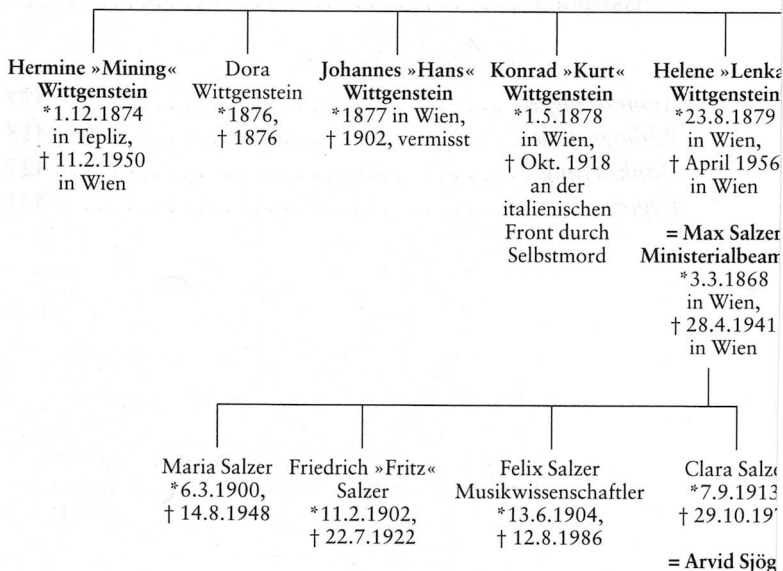
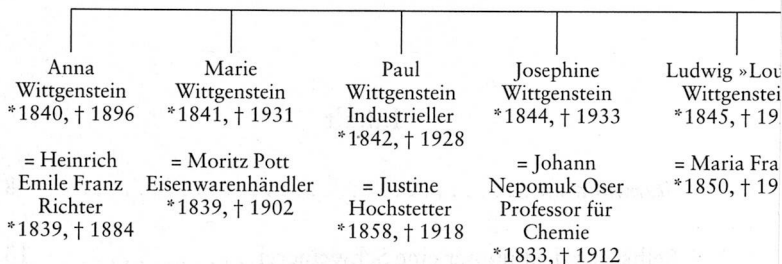
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-18228-2

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

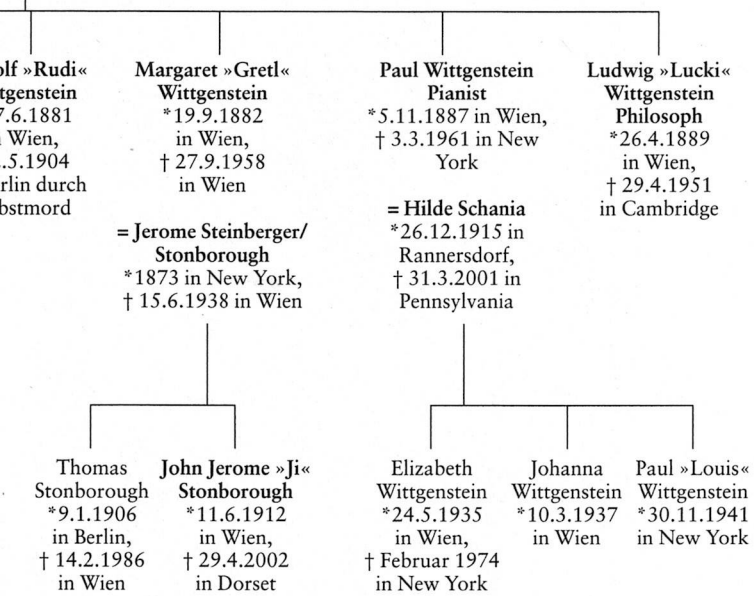
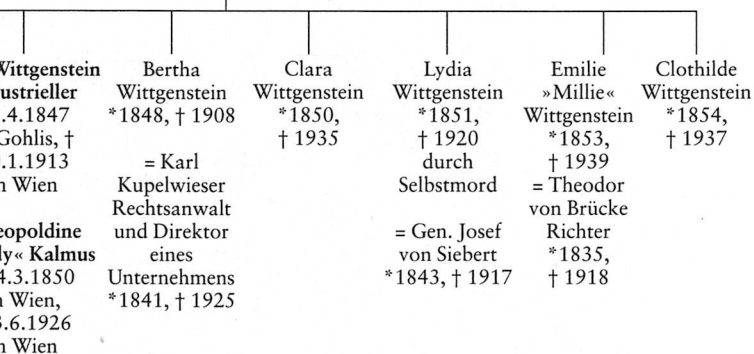
Für Sally

Stammbaum der Familie Wittgenstein



Hermann Christian Wittgenstein
 Grundstücksverwalter
 *1802, † 1878

= Franziska »Fanny« Figdor
 *1814, † 1890



Inhalt

<i>Stammbaum</i>	8
I Selbstmord ist immer eine Schweinerei	13
II Soll es immer so weitergehen?	87
III Die neue Unordnung	171
IV «Anschluss» und Auflösung	265
Postskriptum	373
<i>Anmerkungen</i>	377
<i>Bibliographie</i>	415
<i>Danksagung</i>	427
<i>Register</i>	431

*«Es gibt eine Unzahl allgemeiner Erfahrungssätze,
die uns als gewiss gelten. Dass Einem, dem man den
Arm abgehackt, er nicht wieder wächst, ist ein solcher.»*

Ludwig Wittgenstein, *Über Gewissheit*, §§ 273-4

I

**Selbstmord ist immer
eine Schweinerei**

1 Wiener Debüt

Wien ist, allzu oft vielleicht, als eine Stadt der Widersprüche beschrieben worden. Die meisten Kurzbesucher nehmen heute nichts davon wahr; sie sehen nur Sahnetorten, Mozart-T-Shirts, prächtige Gebäude mit vielen Säulen und Statuen, alte Frauen in Pelzmänteln, vorsintflutliche Strassenbahnen und Lipizzanerhengste – ein Capriccio touristischer Klischees. Doch in den frühen zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde die Stadt noch nicht auf diese Weise vermarktet. Sie wurde überhaupt nicht vermarktet. Der einst unentbehrliche Wienführer von Maria Hornor Lansdale aus dem Jahr 1902 zeichnet ein Porträt der habsburgischen Hauptstadt, das schmutzigere, aber auch dynamischere Züge enthält als das Bild, das wir aus unseren modernen Reiseführern kennen. Ihr Buch beschreibt Teile der inneren Stadt als «düster und schmutzdelig», und vom jüdischen Viertel berichtet sie: «In den Häusern sieht es unsäglich elend aus. Steigt man die Treppe hinauf, so bleibt einem das wackelige Geländer an den Händen kleben, und in den Wänden rechts und links sitzt der Schwamm. Betritt man eines der kleinen, dunklen, vollgestopften Zimmer mit russigen Decken, fällt der Blick auf armseliges Mobiliar.»

Einem Deutschen, der zu dieser Zeit eine Wiener Strassenbahn bestieg, konnte es passieren, dass er sich mit keinem der Passanten verständigen konnte, denn die Stadt beherbergte damals eine rasch anwachsende Zahl von Magyaren, Rumänen, Italienern, Polen, Serben, Tschechen, Slowenen, Slowaken, Kroaten, Ruthenen, Walachen und Bosnia-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

ken, die alle offenbar einvernehmlich zusammenlebten. Ein amerikanischer Diplomat schrieb 1898 über die Stadt:

«Ein Mann, der erst kurze Zeit in Wien lebt, mag von rein deutscher Abstammung sein, aber seine Frau ist gewiss aus Galizien oder Polen, die Köchin aus Böhmen, die Kinderfrau aus Dalmatien, sein Kammerdiener aus Istrien, sein Kutscher aus Slawonien, sein Barbier aus Mähren und der Erzieher seines Sohnes aus Frankreich. Die meisten Verwaltungsbeamten sind Tschechen, und die Ungarn haben den grössten Einfluss auf die Regierungsgeschäfte. Nein, Wien ist *keine* deutsche Stadt!»

Im Ausland wurden die Wiener als gutmütige, lebenslustige und hochkultivierte Leute betrachtet. Tagsüber versammelten sich viele Bürger in den Kaffeehäusern, wo sie bei einer einzigen Tasse Kaffee und einem Glas Wasser viele Stunden verbrachten, Gespräche führten und lasen. Zeitungen und Illustrierte in allen Sprachen lagen aus. Abends zog man sich um, ging auf einen Ball, in die Oper, ins Theater oder in ein Konzert. Die Wiener liebten ihre Abendunterhaltungen über alles; sie verziehen es nicht, wenn ein Musiker sich verspielte oder eine Sopranistin eine falsche Note sang, während sie ihre jeweiligen Lieblinge vergötterten. Der Wiener Schriftsteller Stefan Zweig erinnert sich an diese Leidenschaft, wenn er von seiner Jugend berichtet: «Während im Politischen, im Administrativen, in den Sitten alles ziemlich gemütlich zuging und man gutmütig gleichgültig war gegen jede ‚Schlamperei‘ und nachsichtig gegen jeden Verstoss, gab es in künstlerischen Dingen kein Pardon; hier war die Ehre der Stadt im Spiel.»

Am 1. Dezember 1913 schien eine kalte Wintersonne über dem grössten Teil Österreichs. Abends hatte sich Nebel von den nördlichen Karpatenhängen bis zur hügeligen Ebene des Alpenvorlands ausgebreitet. In Wien regte sich kein Lüftchen; auf den Strassen und Bürgersteigen waren wegen der ungewöhnlich frostigen Witterung nur wenige Menschen

WIENER DEBÜT

unterwegs. Für den sechszwanzigjährigen Paul Wittgenstein war es ein Tag voller Aufregung und nahezu unerträglicher Spannung.

Feuchte Finger und kalte Hände sind der Alptraum jedes Pianisten – schon ein Hauch von Schweiß in den Handflächen kann genügen, und die Finger rutschen aus und man trifft versehentlich zwei nebeneinanderliegende Tasten. Der zu feuchten Händen neigende Klavierspieler muss unerhört vorsichtig sein. Wenn seine Hände zu kalt sind, werden die Fingermuskeln steif. Kälte in den Knochen verhindert nicht automatisch die Schweißbildung auf der Haut; im schlimmsten Fall können die Finger unbeweglich vor Kälte und gleichzeitig glitschig vor Schweiß sein. Viele Konzertpianisten sind so ängstlich, dass sie vor einem winterlichen Konzert ihre Hände ein, zwei Stunden in heisses Wasser legen.

Pauls Konzert sollte um 19 Uhr 30 im Grossen Musikvereinsaal beginnen, einem heiligen Ort mit fast perfekter Akustik, wo Brahms, Bruckner und Mahler viele ihrer Werke uraufführen liessen. Von hier – aus dem «Goldenen Saal» – wird der hinreissende Neujahrsreigen berühmter Walzer und Polkas jedes Jahr in die ganze Welt gesendet. Paul erwartete keinen ausverkauften Saal. Im Auditorium gab es 1'654 Sitzplätze, dazu 300 Stehplätze. Es war ein Montagabend, er war unbekannt, und von den Stücken, die er spielen wollte, hatte man noch nicht viel gehört. Allerdings war diesem Unbekannten sehr wohl bekannt, wie man es anstellt, durch Verteilen von Freikarten einen Saal zu füllen. Als Junge hatte ihn seine Mutter losgeschickt, damit er zweihundert Eintrittskarten für ein Konzert kaufte, in dem ein Freund der Familie die Solovioline spielte. Der Mann an der Kasse hatte sofort an Schwarzhandel gedacht und schrie ihn an, dass er woanders hingehen solle, wenn er vor habe, die Karten weiterzuverkaufen. Paul war zu seiner Mutter zurückgekehrt und hatte sie flehentlich gebeten, jemand anders zur Konzertkasse zu schicken. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich seines Reichtums geschämt.

Wenn der Saal halbleer bliebe, würden die übrigen Plätze aber wenig-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

stens von Leuten besetzt sein, die ihm wohlgesonnen waren. Er wünschte sich eine Atmosphäre rückhaltloser Unterstützung durch das Publikum. Die Familie Wittgenstein war gross, und man hatte gute Beziehungen. Alle Geschwister, Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten würden kommen, und sie würden aufstehen und am Ende jedes Stücks begeistert applaudieren, unabhängig davon, wie sie seine Leistung einschätzten. Mieter, Dienstboten und deren weitläufige Verwandte, von denen viele noch nie ein Konzert mit ernster Musik besucht hatten, waren mit Eintrittskarten versorgt und aufgefordert worden zu erscheinen. Paul hätte einen kleineren Saal mieten können, aber man hatte ihm gesagt, dass dann möglicherweise keine Kritiker kämen. Er brauchte Max Kalbeck vom *Neuen Wiener Tagblatt* und Julius Korngold von der *Neuen Freien Presse*. Es waren die beiden einflussreichsten Musikkritiker in Wien; sie mussten über ihn schreiben.

Jede Einzelheit war sorgfältig bedacht worden. Ein Konzert mit den Wiener Philharmonikern hätte ihn fast doppelt soviel gekostet wie das weniger angesehene Tonkünstlerorchester. Aber darauf kam es Paul nicht an. «Ganz abgesehen vom Preis», schrieb er später, «hätte ich die Wiener Philharmoniker ohnehin nicht engagiert. Sie spielen meistens nicht so, wie man will, und dann hätte es ausgesehen, als würde man ein Pferd kaufen, das man nicht reiten kann; und ausserdem, wenn das Konzert ein Erfolg ist, können die Leute immer sagen, es lag am Orchester.» Deshalb wählte er die Tonkünstler.

Oskar Nedbal, der Dirigent, war zwölf Jahre älter als Paul. Er war Schüler von Dvorak gewesen, komponierte selbst und war ein erstklassiger Bratschist. Nach zehn Jahren als Dirigent der Tschechischen Philharmoniker war er 1906 zum Tonkünstlerorchester gekommen. An Weihnachten 1930 sprang er aus dem Fenster eines vierstöckigen Hotels in Zagreb, und man hörte nie mehr etwas von ihm.

Pauls Programm war ungewöhnlich, eigensinnig und provokant. Er wollte vier aufeinanderfolgende Werke für Klavier und Orchester, vier

WIENER DEBÜT

virtuose Konzerte an einem einzigen Abend präsentieren. Wie man sein musikalisches Können auch beurteilte – das Debüt dieses jungen Mannes würde man als aussergewöhnliche körperliche Leistung noch lange im Gedächtnis behalten.

Die Werke des alkoholkranken irischen Komponisten John Field, der 1837 an Krebs gestorben war, hatten in Wien schon lange keine Konjunktur mehr. Wir Heutigen erinnern uns an «Drunken John» nur noch als Erfinder des Nocturne – einer kurzen Form pianistischer Träumerei, die später von Chopin popularisiert wurde. Pauls Kammerdiener und Pauls Koch waren an diesem Abend wahrscheinlich nicht die Einzigen im Publikum, die noch nie von Field gehört hatten. Selbst unter den musikalischen Fachleuten von 1913 hätten die wenigsten diesen Komponisten als würdig erachtet, im Goldenen Saal aufgeführt zu werden, denn Wien hatte sein eigenes musikalisches Erbe, um das jede Stadt der Welt es beneidete. Wenn man mit Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Brahms, Bruckner und Mahler (von denen alle wenigstens eine Zeitlang hier gelebt hatten) aufgewachsen war, musste einem die Musik von Field im besten Fall als eine abgeschmackte Kuriosität, im schlimmsten als ein schlechter Scherz erscheinen.

Es ist nicht überliefert, wie sich Paul in jenen Stunden kurz vor dem Konzert fühlte, als er sich den Frack anzog, im Grünen Zimmer seine Hände wärmte, die steilen Stufen zum Podium erklimmte und sich vor einer Zuhörerschaft verbeugte, die sich aus Freunden und Fremden, Kritikern, Mentoren, Lehrern und Dienstboten zusammensetzte; feststeht jedoch, dass es ihm in solchen Momenten selten gelang, die Nerven zu behalten. Später beobachtete man, wie er in den schlimmen letzten Minuten vor einem Auftritt die Wände mit Fäusten traktierte, seine Noten zerriss oder Möbelstücke durch den Raum schleuderte.

Das Klavierkonzert von Field besteht aus drei Sätzen, die insgesamt fünfunddreissig Minuten lang sind. Sollte Paul es nicht sofort gemerkt haben, so berichtete man ihm sicher nach dem Auftritt, dass Julius Korngold, der führende Kritiker der *Neuen Freien Presse*, während des Ap-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

plausen den Saal verlassen hatte und nicht zurückgekehrt war, um sich Pauls Interpretation von Mendelssohns *Serenade* und Allegro giocoso, die *Variationen und Fuge über ein Thema von Czerny* von Josef Labor und Liszts bravouröses *Konzert in Es-Dur* anzuhören. Als er mit seiner Familie in den folgenden Tagen die Zeitungen und Musikjournale durchblätterte, muss das seltsame Verhalten des Kritikers sie alle bedrückt haben.

Ludwig, Pauls jüngerer Bruder, war an diesem Tag nicht in Wien. Drei Monate zuvor war er aus England (wo er in Cambridge Philosophie studierte) nach Norwegen gezogen, in ein kleines Dorf am Fuss eines Fjords nördlich von Bergen, wo er zwei Zimmer im Haus eines Postbeamten bewohnte. Laut den Tagebucheintragungen seines engsten Freundes war die Entscheidung für das freiwillige Exil «stürmisch und plötzlich» gefallen. Im September hatte er geäußert, er wünsche sich aus einer Welt zurückzuziehen, in der er «immer nur Verachtung für andere hegt und andere durch sein nervöses Temperament aufbringt». Ausserdem litt er zu dieser Zeit wieder einmal unter Todesahnungen. «Das Gefühl, dass ich sterben muss, bevor ich in der Lage sein werde, meine Gedanken zu veröffentlichen, wird jeden Tag stärker in mir», schrieb er an seinen Tutor und Mentor in Cambridge. Vierzehn Tage später zwang ihn ein Schock zu sofortigem Handeln: Er erfuhr, dass seine Schwester Gretl und ihr Mann Jerome vorhatten, nach London zu ziehen. Ludwig ertrug es nicht, in der Nähe seines Schwagers zu leben. «Er kann sie beide nicht ausstehen, und er wird nicht in England bleiben, wenn er fürchten muss, dass sie ihn ständig besuchen», schrieb sein Freund ins Tagebuch. Ludwig selbst schrieb etwas später in einem Brief: «Zu Weihnachten werde ich leider nach Wien fahren müssen. Meine Mutter nämlich wünscht es sich so sehr, dass sie schwer gekränkt wäre, wenn ich nicht käme; und sie hat vom vorigen Jahr gerade an diese Zeit so böse Erinnerungen, dass ich es nicht übers Herz bringen kann wegzubleiben. Ich werde aber sehr bald wieder hierher zurückkehren.»

LETZTES JAHR UM DIESE ZEIT

2 Letztes Jahr um diese Zeit

Weihnachten im Winterquartier der Familie, dem Palais Wittgenstein in der Alleegasse des 4. Wiener Gemeindebezirks Wieden, war traditionsgemäß eine extravagante und feierliche Angelegenheit, der alle die grösste Bedeutung zumassen; doch Weihnachten 1912 (dem Jahr vor Pauls Konzertdebüt) verlief anders als alle früheren Feste in diesem Haus. Die Stimmung war gedämpft durch die bittere Einsicht, dass das Familienoberhaupt, Paul und Ludwigs Vater Karl Wittgenstein, ein breitschultriger Mann mit wettergegerbter Haut, in seinem Schlafzimmer im oberen Stock im Sterben lag. Er litt an Zungenkrebs und hatte sich einen Monat zuvor in die Obhut des bedeutenden Wiener Chirurgen Baron Anton von Eiseisberg begeben. Um zur Zungenwurzel vorzudringen, hatte Dr. von Eiseisberg zunächst einen grossen Teil von Karls Unterkiefer amputieren müssen. Erst danach war es möglich, die befallenen Drüsen zu entfernen und weitere Behandlungen in der Mundhöhle vorzunehmen. Ein Team von Assistenten stand bereit, um das Blut zu stillen und bei der Anwendung der modernen Technik der Elektrokauterisation zu helfen.

Karl hatte sein ganzes Erwachsenenleben hindurch dicke kubanische Zigarren geraucht und rauchte weiter, auch als sieben Jahre zuvor die ersten Symptome der Krankheit diagnostiziert worden waren. Die Ärzte hatten gesagt, eine Heilung könne erreicht werden, wenn er jegliche Bewegung vermeide. Doch am Ende hatte er sieben Operationen hinter sich, ohne dass der Krebs sich hatte aufhalten lassen. Trotz raffiniertester medizinischer Massnahmen frass er sich tückisch weiter, befahl erst die Schilddrüse, dann das Ohr, dann die Kehle und schliesslich die Zunge. Die letzte Operation sollte am 8. November 1912 stattfinden. Von Eiseisberg hatte Karl gewarnt: Das Risiko, während des Eingriffs zu sterben, war hoch.

Am Abend zuvor, als die Ärzte schon ihre Messer wetzten, zogen sich Karl und seine Frau Leopoldine in den opulenten Dämmer des Musiksaals zurück. Er nahm seine Geige heraus, sie setzte sich an den Flügel,

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

und so, mit dem gemeinsamen Spielen ihrer Lieblingsstücke von Bach, Beethoven und Brahms, nahmen sie lange und wortlos voneinander Abschied.

Am nächsten Morgen schnitt Dr. von Eiseisberg in seinem schlichten, gutbeleuchteten und peinlich sauberen Operationssaal den Tumor aus Karls Mund. Vielleicht war es ihm diesmal gelungen, die letzten Reste des Krebses auszumerzen, doch für Karl – hilflos, ohne Sprache und durch eine sekundäre Infektion seiner letzten Kräfte beraubt – war es bereits zu spät. Er verliess das Krankenhaus, um zu Hause zu sterben. Und so kam es, dass er am Weihnachtstag des Jahres 1912 völlig geschwächt und fiebernd in seinem Bett lag, um das sich seine Familie versammelt hatte. Alle wussten, dass es keine Hoffnung mehr gab.

3 Karls grosse Rebellion

Hermine, genannt Mining, war von den neun Geschwistern die Erstgeborene und Karls liebstes Kind. Sie war nach ihrem Grossvater Hermann Wittgenstein benannt worden. Ihre Geburt fiel mit einem Wendepunkt in Karls geschäftlicher Laufbahn zusammen, sodass er sie von da an als eine Art Maskottchen betrachtete. Als er starb, war sie neununddreissig und unverheiratet; sie lebte noch zu Hause und stand unter seiner Kuratel. Sie war eine introvertierte Frau, gehemmt und ungelenkt, hielt sich stets sehr aufrecht und wirkte (auf Leute, die sie wenig kannten) arrogant und hochmütig. Tatsächlich litt sie unter dem Gefühl, nichts wert zu sein, und kam mit Fremden kaum zurecht. Als Brahms einmal zum Abendessen erschien und man ihr erlaubte, ihm gegenüber an der Tafel Platz zu nehmen, setzte ihr die nervöse Erregung so zu, dass ihr übel wurde. Nach dem Souper musste sie den Raum verlassen und verbrachte den Rest des Abends im Badezimmer des Palais, wo sie sich erbrach. Fotografien der jugendlichen Hermine zeigen eine aufgeweckte, feminin wirkende und vielleicht sogar hübsche Frau, doch ein instinktives Be-

KARLS GROSSE REBELLION

dürfnis nach Privatheit führte dazu, dass sie sich vor den Annäherungsversuchen von Männern in Acht nahm. Es hiess, dass es in ihren besten Jahren ein, zwei Verehrer gegeben habe, aber keiner war hartnäckig und leidenschaftlich genug gewesen, um aus der Jungfrau eine Ehefrau zu machen.

Im Lauf der Jahre zog sie sich aus dem öffentlichen Leben zurück und verkehrte nur noch in einem engen Kreis von Freunden und Verwandten. Ihr Lächeln wurde knapp, und sie wirkte freundlich, aber auch befangen, ängstlich und schulmeisterlich. An den heissesten Tagen trug sie die schwersten und düstersten Kleider. Sie kämte sich das Haar streng aus der Stirn und rollte ihren Pferdeschwanz zu einem festen Knoten im Nacken zusammen. Ihre Ohren standen ab, und ihre Nase war ungewöhnlich gross – ein Erbteil ihres Vaters. In ihren letzten Jahren ähnelte sie einem gutaussehenden Offizier in Frühpension.

Trotz ihrer Hemmungen war Hermine eine talentierte Pianistin und gute Sängerin, obwohl ihre Hauptleidenschaft der Malerei galt. Seit den frühen 1890er Jahren, als ihr Vater das Palais kaufte (für 250'000 Gulden von einem bankrotten Häusermakler, der es zwanzig Jahre zuvor für sich selbst gebaut hatte), hatte Hermine ihm beim Aufbau seiner Kunstsammlung geholfen. Zunächst durfte sie die Werke auswählen, die gekauft wurden, und darüber entscheiden, wo und wie sie gehängt wurden – ihr Vater hatte sie damals im Scherz seinen «Kunstdirektor» genannt, doch als seine angeborene Herrschsucht sich durchsetzte, verringerten sich ihre Befugnisse, so dass sie schliesslich ganz im Schatten seines dominierenden Kunstenthusiasmus verschwand. Allerdings blieb sie seine engste Beraterin, begleitete ihn auf anstrengenden Inspektionsreisen zu seinen Fabriken und Walzwerken im ganzen Habsburgerreich, organisierte geschäftliche Empfänge und machte Vorschläge, die zu zahllosen architektonischen Verbesserungen seines Jagdhauses in den Bergen führten. In den Wochen vor seiner letzten Operation sass sie ge-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

duldig an seinem Krankenbett und schrieb die Erinnerungen nieder, die er ihr keuchend und mit pfeifendem Atem im Stakkatorhythmus diktierte:

«1864 Consilium abeundi. Hätte privat weiterstudieren sollen bis zur Matura.

Im Januar 1865 von Hause durchgegangen. Zwei Monate in der Krugerstrasse zur Miete gewohnt. Von Hause mitgenommen eine Geige und 200 Gulden, die der Schwester Anna gehörten. Durch eine Zeitungsnotiz auf einen jungen Studenten aufmerksam geworden, der eine Unterstützung suchte, und diesem etwas Geld dafür gegeben, dass er mir seinen Pass überliess.

In Bodenbach an der Grenze wurden den Passagieren die Pässe am Perron von Gendarmen abgenommen. Alle Passagiere wurden in einen grossen Raum geführt, wurden einzeln aufgerufen und mussten vortreten, sich von zwei Beamten ansehen zu lassen. Zufälligerweise stimmte der fremde Pass.»

Das sogenannte *Consilium abeundi* war in Wahrheit ein Schulverweis. Hermann Christian Wittgenstein, der sich oft über die Pflichtvergessenheit seines Sohnes ärgerte, versuchte diesmal, seine Vorwürfe zu mässigen. Karl hatte immer Anlass zur Sorge gegeben; er war ein eigensinniges und schwieriges Kind gewesen, das hartnäckig seinen Weg verfolgte, und man hatte ihn oft zurechtweisen müssen: zum Beispiel, als er seine Geige verpfändet hatte, um eine Glasschneidemaschine zu kaufen; oder als er die Turmuhr so manipuliert hatte, dass sie alle fünfzehn Minuten schlug und alle Mitglieder des Haushalts die ganze Nacht lang aus dem Schlaf riss; oder als er sich eine Kutsche seines Vaters «ausgeliehen» hatte, um mit seiner Schwester und ihrem Freund eine Spritztour zu machen – er fuhr zu schnell, krachte gegen ein Brückengeländer, und der Freund der Schwester brach sich das Nasenbein. Ganz zu schweigen davon, dass er eines Tages einfach die Schule verliess und in das benachbarte Klosterneuburg floh. Damals war er erst elf Jahre alt, hatte

KARLS GROSSE REBELLION

sich seines teuren Mantels entledigt, um auszusehen wie ein Gassenjunge, und wurde vom Bürgermeister des Städtchens beim Betteln am Eingang eines Kaffeehauses erwischt. Die Nacht verbrachte er in Polizeigewahrsam, und am nächsten Morgen wurde er seinen wütenden Eltern übergeben.

Hermann liebte und verhätschelte seinen ältesten Sohn Paul. Als Beweis seiner Gunst liess er ihm immer wieder kleine Geschenke zukommen und bereitete ihn darauf vor, dass er einst sein Nachfolger und Haupterbe seines Vermögens werden würde. Mit Karl, seinem dritten Sohn, kam er dagegen nie zurecht. Von Anfang an war das Verhältnis zwischen ihnen frostig gewesen, geprägt von Misstrauen und Feindseligkeit, und bis zum Tag von Hermanns Tod im Mai 1878 sollte sich nichts daran ändern. Hermine berichtet von den völlig unterschiedlichen Persönlichkeiten ihres Vaters und ihres Grossvaters. Sie waren wie Tag und Nacht: Karl humorvoll, grossherzig und spontan, sein Vater Hermann schwerfällig, knauserig und rigide. In einer Hinsicht waren sie sich allerdings ähnlich: Beide neigten zum Despotismus und reagierten unachgiebig, wenn etwas nicht nach ihren Wünschen ging. Es war wahrscheinlich weniger ihre Verschiedenheit als diese gemeinsame Eigenschaft, die ihre lang anhaltende Feindschaft begründete.

Als Karl zum zweiten Mal ausriss, gab es keine Vorwarnung und keine Erklärung. Es war im Januar 1865. Er war siebzehn. Zunächst wurde angenommen, dass er einen Unfall gehabt hatte. Es war schlechtes Wetter; bei Temperaturen unter null tobte ein Schneesturm. In Wien waren die Strassen eisglatt, und wer die Stadt verliess, musste gegen Schneewehen auf den Fahrbahnen ankämpfen. Karls Fotografie wurde an die Polizei gegeben, die an seine baldige Rückkehr glaubte. Doch als es nach Tagen und Wochen und schliesslich Monaten immer noch kein Lebenszeichen von ihm gab, war die Spannung im Haus der Familie Wittgenstein so gross geworden, dass man den Namen des Jungen vor den Eltern nicht mehr auszusprechen wagte.

Von dem Grenzposten in Bodenbach hatte sich Karl bis zum Hambur-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

ger Hafen durchgeschlagen, wo er ein Schiff nach New York bestieg. Als es Frühling wurde, kam er dort an – ohne einen Pfennig in der Tasche, mit nichts als den Kleidern, die er trug, und einer teuren Geige unter dem Arm. Er arbeitete zunächst als Kellner in einem Restaurant am Broadway, verliess das Lokal jedoch nach zwei Wochen, um bei einer Strassenkapelle anzuheuern. Nach dem tödlichen Attentat auf Präsident Lincoln am 14. April im Ford-Theater in Washington wurden in den Nordstaaten alle Theater- und Musikvorführungen verboten, und Karls Gruppe musste sich auflösen. Bald darauf führte er ein Kanalschiff mit einer Ladung gepresster Heuballen von New York nach Washington, wo er ein halbes Jahr blieb, um in einer überfüllten «Niggerbar» Whisky zu servieren:

«Haupttätigkeit das Auseinanderkennen der Neger, wissen, wer gezahlt hat und wer nicht. Der Besitzer der Bar selbst konnte sich die Physiognomien nicht merken. Dort der erste bessere Verdienst.

Im November frisch ausstaffiert nach New York zurück und von dort zum ersten Mal Nachricht nach Hause geschickt.»

Das Gedächtnis des Sterbenden war nicht mehr ganz zuverlässig. Tatsächlich war Karls erster Brief – nicht mehr als einige lakonische Zeilen – schon drei Monate früher abgeschickt worden, im September 1865, und er hatte sich an einen Diener der Wittgensteins gewandt, mit dem Karl auf freundschaftlichem Fuss stand.

Sofort schrieben seine Geschwister und seine Mutter ihm aufgeregte Briefe zurück. Nur sein Vater liess nichts von sich hören. Bei ihm war der Sohn ein für alle Mal in Ungnade gefallen. Zunächst schämte sich Karl zu sehr, um auf die Briefe aus Wien zu antworten, was seine Schwester dazu veranlasste, ihn in einem weiteren Brief anzuflehen, sich mit den Eltern in Verbindung zu setzen. Darauf schrieb er – an sie, nicht an die Eltern: «(...) An meine Eltern kann ich nicht schreiben. Denn

KARLS GROSSE REBELLION

ebenso wenig ich jetzt den Muth hätte vor sie zu treten und sie um Verzeihung zu bitten, noch weniger möchte ich es auf dem Papier thun, das geduldig, nicht roth wird. Ich kann es erst dann thun, wenn sich mir Gelegenheit bieten wird, ihnen meine Besserung zu zeigen... »

Monatelang kam man aus dieser Sackgasse nicht heraus; nur die Mutter, die sich nach einer Nachricht ihres eigensinnigen Sohnes sehnte, bedrängte ihn mit immer weiteren Briefen und schickte ihm Geld. Doch er lehnte es ab, sich direkt an sie zu wenden. Am 30. Oktober schrieb er an seinen Bruder Ludwig (genannt Louis):

«Mamas Brief hat mich überglücklich gemacht. Als ich den Brief las, klopfte mein Herz so stark, dass ich nicht weitergehen konnte (...) Ich bin jetzt in einer Wirtschaft, bei welcher Tanzsäle sind, in denen Bälle, Meetings, etc. abgehalten werden. Ich muss Speisen tragen, Getränke verschenken, usw. Die Arbeit ist nicht schwer, aber ich muss doch immer bis vier Uhr aufbleiben. (...) Ich habe nur einen Wunsch, Du errätst ihn gewiss, mit Papa besser zu stehen. Sobald ich in einem Geschäft eingetreten sein werde, schreibe ich ihm. Die Geschäfte gehen hier sehr schlecht und Leute sind im Überfluss vorhanden, darum musst Du Dich nicht wundern, wenn ich noch keine andere Beschäftigung habe.»

Karl war körperlich und seelisch müde. Er war deprimiert; ein halbes Jahr lang hatte er unter einer extremen Form von Diarrhö gelitten (möglicherweise Ruhr), was ihn ausgezehrt und erschöpft hatte. Nur durch höchste Anstrengung gelang es ihm schliesslich, genug Kraft aufzubringen, um an seine Mutter zu schreiben:

«Nimm meinen Dank für Deine theuren Briefe und das viele Geld. Es mag Dir sehr unkindlich vorkommen, dass ich erst jetzt danke, dass ich zwei Briefe von Dir bekommen, ehe ich noch einen geschrieben. Aber ich kann die innere Ruhe nicht finden, um an meine Eltern zu schreiben. Sooft ich an Euch und an meine Geschwister denke, emp-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

finde ich Scham und Reue und Du weisst gewiss, wie viele Gelegenheiten es für mich geben muss, bei denen ich an die Güte und Liebe meiner Eltern erinnert werde. (...)

Noch eine Bitte, theuerste Mutter: sprich für mich bei Papa und sei überzeugt vom innigsten Dank

Deines Karl»

Ein Briefwechsel mit dem Vater kam weiterhin nicht in Frage, wenigstens so lange, wie seine Beschäftigung auf dem Niveau eines Barmanns blieb. Er verliess Washington und ging nach New York zurück, wo er in einer christlichen Schule in Manhattan Mathematik- und Geigenunterricht gab. Doch er fühlte sich zu jung und sah sich ausserstande, sich in seiner Klasse durchzusetzen, weshalb er an eine Anstalt für mittellose Kinder in Westchester wechselte. Dort arbeitete er erst als Nachtwächter, dann als Lehrer. Schliesslich unterrichtete er an einem angesehenen College in Rochester, wo das Essen gut war und der Lohn, zum ersten Mal seit seiner Ankunft in Amerika, angemessen. Erst jetzt konnte er seine Gedanken wieder auf Wien und seinen Vater richten.

4 Der Unternehmer

Es war kein roter Teppich ausgerollt, und keine Blaskapelle spielte, um Karl willkommen zu heissen, als er im Frühjahr 1866 aus New York zurückkehrte. Sein Anblick genügte, um den Kummer der Familie über seine Flucht noch grösser werden zu lassen. Körperlich war er in einem erschreckenden Zustand: abgemagert, fiebrig phantasierend, sprach er in einem stammelnden Gemisch aus falschem Deutsch und amerikanischem Slang.

Seine Mutter hatte ihm bereits brieflich angekündigt, dass er nach seiner Rückkehr eine Arbeit in der Landwirtschaft würde annehmen müssen. Wenn das der dringende Wunsch des Vaters sei, werde er das na-

DER UNTERNEHMER

türlich tun, teilte Karl seinem Bruder Louis mit. Als der in Ungnade gefallene Sohn wurde ihm bald darauf in dem kleinen Marktflecken Deutschkreutz, im damals deutschen Teil von Ungarn, eine Stelle auf einem der Pachthöfe seines Vaters zugewiesen. Man hoffte, dass er sich dort erholte und vielleicht Begeisterung entwickelte für diesen Erwerbszweig seines Vaters.

Hermann Wittgenstein war kein gewöhnlicher Bauer. Er hatte noch nie ein Feld gepflügt oder eine Kuh gemolken. Sein geschäftlicher Erfolg wurzelte in der Partnerschaft mit seinen Schwiegereltern, reichen Wiener Kaufleuten namens Figdor. Zur Zeit von Karls Geburt 1847 war Hermann ein Wollhändler, der in Gohlis bei Leipzig lebte. Vier Jahre später zog er mit Frau und Kindern nach Österreich, wo er als Geschäftsführer die ererbten und verwahrlosten Güter und andere Besitztümer exzentrischer Aristokraten in blühende Unternehmen verwandelte und dafür einen gewissen Prozentsatz des Gewinns einstrich. Das Geld, das er auf diese Weise und durch seine Zusammenarbeit mit den Figdors verdiente (die mit den Produkten dieser Anwesen, Kohle, Getreide, Wolle und Holz, Handel trieben), wurde klugerweise in Immobilien in Wien gesteckt.

Obwohl seine eigenen Ansprüche höchst bescheiden waren, lebte Hermann mit seiner Familie auf grossem Fuss. In Österreich mietete er ein berühmtes Palais in Bad Vöslau; drei Jahre später zog man in das riesige würfelförmige Schloss von Vösendorf (heute ist es Rathaus und Fahrradmuseum), fünfzehn Kilometer südlich von Wien. Später mietete die Familie einen grossen Teil des Schlosses von Laxenburg, das ursprünglich für Anton von Kaunitz, den Premierminister der Kaiserin Maria-Theresia, gebaut worden war. Hermanns Tochter Clothilde (die als einsame Morphinistin in Paris endete), war die letzte von elf Geschwistern und die Einzige, die in Österreich geboren wurde. Karl war das sechste Kind, der dritte und jüngste Sohn seiner Eltern.

Hermann Wittgenstein überschüttete seine Kinder nie mit Geld, denn er glaubte daran, dass sie aus eigener Kraft ihren Weg im Leben machen

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

müssten. Karl hielt er für den unfähigsten seiner drei Söhne, doch seine strikte Sparsamkeit zusammen mit unausgesetztem Herabwürdigen und Missbilligen dessen, was Karl tat, führten nur dazu, dass in dem sich zunehmend verhärtenden Herz des Jungen brennender Ehrgeiz und ein eiserner Wille wuchsen, dem Vater zu beweisen, dass er sich irrte.

Am Ende seiner Laufbahn gefiel es Karl, wenn man ihn als Selfmade-man bezeichnete, obwohl dieser Ausdruck nicht ganz den Tatsachen entsprach. Gewiss hatte er sein enormes Vermögen durch seine bemerkenswerte Energie und seine Geschicklichkeit als Geschäftsmann erworben, doch wie viele Männer, denen man nachsagt, sie hätten ihr Leben ganz aus sich selbst heraus gestaltet, übersah Karl gern die Tatsache, dass er eine überaus vermögende Dame geheiratet hatte, ohne deren ergiebige Geldquellen ihm der Sprung vom einfachen Angestellten zum kapitalistischen Unternehmer vielleicht nie geglückt wäre.

Die Geschichte des Aufstiegs Karl Wittgensteins vom rebellischen jungen Barmann in Amerika zum millionenschweren österreichischen Stahlmagnaten ist schnell erzählt: Nach einem Jahr Arbeit auf dem Gut in Deutschkreutz schrieb er sich an der Technischen Universität von Wien ein und erwarb dort gerade so viel Wissen, wie es ihm für spätere Zeiten nützlich erschien. Die Nachmittagsvorlesungen liess er aus und arbeitete während dieser Zeit als schlechtbezahlter Arbeiter in einer Fabrik der Staatsbahn. 1869 verliess er die Universität ohne Abschluss und verbrachte die nächsten drei Jahre in verschiedenen Anstellungen: als Hilfskonstrukteur in einer Werft in Triest; bei einer Turbinenkonstruktionsfirma in Wien; bei der Ungarischen Nordostbahn in Szatmár und Budapest; bei den Schoeller-Stahlwerken in Turnitz; und schliesslich im Kurort Teplitz (oder Teplice), wo er, zunächst nur aushilfsweise, bei der Planung eines neuen Walzwerks mitarbeitete. Der Werksleiter, der ihn einstellte, wollte eigentlich nur der Familie einen Gefallen tun und erwartete nicht viel von ihm, doch bald errang sich Karl Anerkennung

DER UNTERNEHMER

durch seine Energie, die Originalität seines Denkens und die Fähigkeit, rasche Lösungen für eine grosse Zahl geschäftlicher und technischer Probleme zu präsentieren. So gab man ihm eine Stelle mit vollem Gehalt.

Mit der Sicherheit eines jährlichen Einkommens von 1'200 Gulden im Rücken, entschloss sich Karl, um die Hand des Mädchens anzuhalten, das er liebte: Leopoldine Kalmus. Sie war die Schwester einer Frau, die einen anderen Flügel des Schlosses in Laxenburg gemietet hatte. Karls Mutter zeigte nur verhaltene Freude über die Verlobung ihres Sohnes. Sie war nicht sicher, ob er sich zum Ehemann eignete. An ihre zukünftige Schwiegertochter schrieb sie: «Carl hat ein gutes Herz, hellen Verstand, aber er ist zu früh aus dem Elternhaus gekommen. Die endgültige Erziehung, Regelmässigkeit, Ordnung, Selbstbeherrschung, das, hoffe ich, wird er durch Ihren liebevollen Umgang lernen.»

Hermann, der Fräulein Kalmus noch nicht kennengelernt hatte, war weniger zuversichtlich. Leopoldines Vater war bereits gestorben. Er war Weinhändler gewesen. Trotz ihrer jüdischen Wurzeln war sie gläubige Katholikin. Gerade das musste Hermann, der ein strenger Protestant war und starke antisemitische Vorurteile hegte, widerstreben. Tatsächlich war die junge Frau eine entfernte Cousine seiner Frau – beide hatten einen gemeinsamen Vorfahren, einen gewissen Rabbi Isaac Brillin, der im siebzehnten Jahrhundert lebte –, aber das wusste Hermann damals vermutlich nicht. Jedenfalls hatte er der Familie immer wieder klargemacht, dass er nicht einverstanden wäre, wenn eines seiner Kinder einen Juden oder eine Jüdin heiraten würde. Von den elf Geschwistern gehorchte nur Karl dieser Weisung nicht. Laut Gesetz hatte Hermann das Recht, die Heirat zu verbieten, und nun war es an Karl, die formelle Erlaubnis seines Vaters einzuholen. Er brachte seinen Antrag jedoch in einer so schlampigen und gedankenlosen Weise vor, dass er seinen Vater gegen sich aufbrachte.

Hermann lag mit Rückenschmerzen im Bett, als sein Sohn glückstrahlend aus Teplitz kam. Er bot seinem Vater eine schmerzlindernde Massage an, und kaum lag Hermann stöhnend auf dem Rücken, bemerkte

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Karl beiläufig, dass er sich auf dem Weg nach Aussee befinde, um Fräulein Kalmus einen Heiratsantrag zu machen. Ob die Frage ihres Glaubens in dieser Stunde angeschnitten wurde, ist nicht überliefert, aber als Karl begann, die Schönheit und Tugend seiner zukünftigen Braut zu rühmen, unterbrach ihn Hermann. Alle Frauen seien am Anfang so, bevor sie sich «häuteten». Erst nachdem die Verlobung öffentlich bekannt gemacht worden war, schrieb der alte Mann an seine zukünftige Schwiegertochter:

«Geehrtes Fräulein!

Mein Sohn Carl ist von seiner frühesten Jugend an, im Gegensatz zu seinen Geschwistern, seine eigenen Wege und schliesslich nicht zu seinem besonderen Nachteil gegangen. Auch um meine Einwilligung zu seiner Verlobung mit Ihnen, geehrtes Fräulein, hat er mich erst gebeten, als er auf der Reise zu Ihnen vorgeschlagen hatte.

Da er so voll Ihres Lobes ist, in das auch seine Schwestern mit Wärme einstimmen, so habe ich mich nicht für berechtigt gehalten, ihm irgendwelche Schwierigkeiten zu machen, und wünsche von Herzen, dass Ihre und seine Wünsche und Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft in Erfüllung gehen mögen. Dieser Ausdruck meiner aufrichtigen Gesinnungen wolle Ihnen genügen, bis mir Gelegenheit geboten sein wird, Sie persönlich kennen zu lernen.

Ihr ergebener
H. Wittgenstein»

Karl und Leopoldine heirateten am Valentinstag, dem 14. Februar 1874, in einer Seitenkapelle des Stephansdoms. Es war ein windiger Tag. Auf dem Dach der Kirche schimmerten die farbigen Ziegel wie die Schuppen eines exotischen Fisches, und über dem Hauptportal, zwischen den Figuren eines Frieses, der Dämonen und Tiere als Verkörperung des Hässlichen und Bösen darstellt, sah das tückische Gesicht eines Juden in sei-

DER UNTERNEHMER

nem *pileum cornutum* auf Hermann und seine Gäste herab, als sie in einem langen Zug in den Dom einzogen. Nach der Trauung wollte Karl so schnell wie möglich nach Hause fahren, wo die Hochzeitsfeier stattfinden sollte. Er gab dem Kutscher einen entsprechenden Befehl, doch dieser gehorchte nicht gleich, worauf sich Karl zu einem Wutausbruch hinreissen liess. «Zum Teufel hinein! So fahren Sie doch!», rief er und hämmerte gegen die Fensterscheibe. Sie zerbrach und zerschnitt ihm die Hand, und Blut befleckte die frisch gesäuberten Sitze der Kutsche.

Das Ehepaar reiste nach Eichwald bei Teplitz, doch Karl konnte seine einträgliche Stelle dort nicht so lange behalten, wie er erwartet hatte. Es gab interne Auseinandersetzungen, in die er sich verwickeln liess und auf deren Höhepunkt er aus Protest gegen die schlechte Behandlung seines Freundes, des Werksleiters, durch den Vorsitzenden des Direktionsrats seinen Abschied nahm. Ein Jahr lang war er ohne Beschäftigung (zu dieser Zeit wurde Hermine geboren), und im Sommer 1875 arbeitete er vorübergehend als Ingenieur bei einer Firma in Wien. Nach einem Jahr in der Hauptstadt trat sein Gegner in Teplitz zurück und Karl wurde wieder eingestellt, diesmal mit einem Sitz im Direktionsrat. Das Werk schien kaum noch eine Zukunft zu haben, aber es gelang Karl, das Ruder herumzureissen und sich im harten Konkurrenzkampf mit Krupp zu behaupten, indem er sich den lukrativen Auftrag einer Lieferung von Eisenbahngleisen sicherte. Um das zu erreichen, war er dem russischen Financier, Eisenbahnbauer und Berater von Zar Alexander II., Samuel Poljakoff, durch halb Europa nachgereist und hatte ihn schliesslich dazu gebracht, dem Kauf von Gleisen zuzustimmen, die viel leichter und billiger waren als die der Rivalen. Die Russen, die sich im Krieg gegen die Türkei befanden, brauchten die Gleise für ihre militärischen Operationen auf dem Balkan. Es wurde festgelegt, dass das Werk in Teplitz so lange Gleise produzierte – und dass so lange prompt bezahlt werden musste –, bis Poljakoff Karl telegraphisch das Ende des Bedarfs mitteilte. Als der Vertrag unterschrieben war, berichtete Karl den Russen, dass einige tau-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

send Gleise schon bereitlägen zur Verschickung – was natürlich eine Lüge war, doch damit erreichte er, dass sofort hohe Summen eingingen, mit denen er die Produktion ankurbeln konnte.

Als Geschäftsmann war Karl ein Hasardeur; sein grosses Vermögen verdankte er ebenso sehr dem puren Glück bei seinen risikoreichen Unternehmungen wie seiner harten Arbeit und seinem Einfallsreichtum. Er machte Versprechungen, ohne zu wissen, ob er sie je würde erfüllen können, stimmte dem Kauf von Gesellschaften und Anteilen zu, obwohl er das Geld dafür nicht hatte, und bot Leuten Aktien zum Verkauf an, die er bereits anderen Kunden versprochen hatte. Wenn es darum ging, sich aus den selbstgeschaffenen Schwierigkeiten zu befreien, vertraute er am Ende immer seinem eigenen Kopf. «Der Industrielle muss wagen», schrieb er einmal, «er muss, wenn es der Moment erfordert, instande sein, auch alles auf eine Karte zu setzen, selbst auf die Gefahr hin, dass er die Früchte, die er zu erreichen hofft, nicht einheimst, seinen Einsatz verliert und wieder von Neuem anfangen muss.»

Im Alter von einundfünfzig Jahren kehrte er 1898 nach einem langen Urlaub im Ausland nach Wien zurück, um seinen Abschied aus dem aktiven Geschäftsleben anzukündigen. Innerhalb kürzester Zeit zog er sich aus allen leitenden Positionen zurück, die er innegehabt hatte, um in den folgenden Jahren von seinem Büro in der Krugerstrasse aus – das immer geöffnet hatte, falls einmal der Handelsminister vorbeikäme und seinen Rat bräuchte, wie er sagte – mit wachen Augen die Entwicklung der Industrie zu verfolgen. Zur Zeit seines Rücktritts befand er sich auf dem Gipfel seiner Karriere. Die Teplitzer Walzwerke in Böhmen, die Prager Eisenindustriegesellschaft, die Österreichisch-Alpine Montangesellschaft und eine grosse Menge kleinerer Fabriken, Stahlwerke und Bergwerke im ganzen Habsburgerreich gehörten ihm oder hatten ihm gehört, oder er war als Hauptaktionär an ihnen beteiligt. Er war Mitglied in Aufsichtsräten von mindestens drei grossen Banken und Rüstungsfabriken und besass, verteilt auf seine drei Anwesen in Österreich, erlesene

HEIRAT MIT EINER MILLIONENERBIN

Sammlungen von Möbeln, Gemälden, Porzellan und musikalischen Handschriften von höchstem Wert.

Solange es seine Gesundheit erlaubte, gab sich der Ruheständler ausgiebig seinen privaten Vergnügungen hin; er jagte und schoss, focht, ritt, sammelte Kunst und gab Kunst in Auftrag, schrieb Artikel über Geschäfte und ökonomische Probleme, spielte Geige und machte im Sommer lange Wanderungen in den Alpen. Es ist müssig, darüber zu spekulieren, wie viel Geld er besass. Karl Menger, ein Cousin, schrieb, dass sein Vermögen vor dem Ersten Weltkrieg «auf 200 Millionen Kronen geschätzt wurde – was mindestens derselben Summe in Dollar nach dem Zweiten Weltkrieg entspricht». Doch diese Zahlen sind ohne Bedeutung. Er war einfach unermesslich reich.

5 Heirat mit einer Millionenerbin

Jerome Steinberger war der Sohn eines New Yorker Importeurs von Kinderhandschuhen, der bankrott gegangen war. Sein Vater, Herman, hatte am Weihnachtstag des Jahres 1900 Selbstmord begangen. Eine seiner Tanten hatte sich im Hudson River ertränkt, und wahrscheinlich hatte ein Onkel, Jacob Steinberger, im Mai 1900 ebenfalls den Freitod gewählt. Jerome hatte heroische Versuche unternommen, die Firma seiner Familie zu retten, und war gescheitert. Daraufhin änderte er seinen Namen in Stonborough und schrieb sich an der geisteswissenschaftlichen Fakultät eines Colleges in Chicago ein. Von seinem Vater, einem Einwanderer aus dem sächsischen Nassau, hiess es gerüchteweise, er habe eine Lebensversicherung über hunderttausend Dollar abgeschlossen. Was aus dem Geld wurde, ist nicht bekannt. Jeromes Schwester Aimée heiratete William, den notorischen Pechvogel des mächtigen Guggenheim-Clans.

Unter dem Namen Dr. Stonborough reiste Jerome 1901 zum ersten Mal nach Wien; ein Jahr später kam er wieder in die Stadt, um Medizin

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

zu studieren. Niemand weiss wo, wie oder ob er überhaupt vom Judentum zum Christentum konvertierte, doch am 7. Januar 1905, zwölf Wochen nach der nach jüdischem Ritus begangenen Hochzeit seiner Schwester in New York, an einem der kältesten Tage der österreichischen Geschichte, stand er als Bräutigam vor dem Altar einer protestantischen Kirche in der kopfsteingepflasterten Dorotheergasse mit einer hochgewachsenen, nervösen jungen Frau an seiner Seite.

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und auf den Namen Margherita getauft worden – die jüngste Tochter von Karl und Leopoldine Wittgenstein. Ihre Freunde nannten sie Gretl. Später bevorzugte sie die englische Schreibweise ihres Namens, Margaret. Unter ihren Tanten und Onkeln gab es Richter, Soldaten, Ärzte, Wissenschaftler, Kunstmäzene und Regierungsbeamte – allesamt Prominente. Über der Stelle, wo sie und Jerome sich das Jawort gaben, waren drei glänzende Tafeln in die Wände eingelassen, jede von einem Mitglied der Familie gestiftet: «Dein Reich komme», «Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren», und «Alles, was Odem hat, lobe den Herrn halleluja!»

Was Jerome und Gretl dazu bewog, sich füreinander zu interessieren, ist nicht ganz klar. Sie kamen aus unterschiedlichen Milieus. Sie war von klein auf an Musik gewöhnt – er nicht; sie genoss die Gesellschaft anderer Menschen – er ging den Menschen eher aus dem Weg. Er war ein feuriger Liebhaber – sie war kühl bis zur Frigidität. Beiden lagen allerdings die Medizin und die Naturwissenschaften am Herzen. Als junges Mädchen hatte Gretl ein Kissen für ihr Schlafzimmer gestickt, das ein naturalistisch gezeichnetes menschliches Herz mit Kranzgefässen und Arterien darstellte. Nach dem Bankrott seines Vaters musste Jerome die Aussicht gefallen haben, an ihrem riesigen Vermögen teilzuhaben; immerhin war sie die Tochter eines der reichsten Männer des Habsburgerreichs. Und möglicherweise fand sie gerade diejenigen seiner Charakterzüge anziehend, die sie von ihrem Vater her kannte: Ungeduld, dominierendes Wesen, beherrschende Präsenz, unvermittelte Stim-

HEIRAT MIT EINER MILLIONENERBIN

mungsumschwünge. Solche Vermutungen mögen weit hergeholt erscheinen, doch die Ähnlichkeiten im Charakter von Jerome Stonborough und Karl Wittgenstein sind unübersehbar. Und selbst wenn Jerome Gretl zunächst nicht wegen ihres Geldes geheiratet hatte, imponierte ihm wahrscheinlich das luxuriöse, mit Kunstschätzen vollgestopfte Wiener Palais ihres Vaters.

Gretl war neun Jahre jünger und mehrere Zentimeter grösser als ihr frischgebackener amerikanischer Ehemann mit seinen dunklen Augen, dem dunklen Haar und dem blassen Teint. Sie aufgrund von wenigen erhaltenen, zufällig entstandenen fotografischen Aufnahmen als eine schöne Frau zu bezeichnen wäre irreführend, wenn man Schönheit im konventionellen Sinn versteht. Vermutlich wurde die Kunst der Fotografie ihr nicht gerecht. Viele, die sie persönlich kannten, bezeugten ihr eindrucksvolles und attraktives Aussehen. «Sie besass eine seltene Schönheit», lautete ein Urteil, «und war von exotischer Eleganz. Wenn sie ihr Haar über der Stirn bogenförmig aufsteckte, war sie eine einzigartige Erscheinung.» Gustav Klimt bemühte sich, diese schwer fassbaren Nuancen in einem Porträt zu gestalten, das Leopoldine Wittgenstein kurz vor der Heirat ihrer Tochter in Auftrag gab.

Gretl mochte das Bild nicht. Sie warf Klimt vor, er habe ihren Mund falsch dargestellt, und später liess sie diesen Teil des Bildes von einem geringeren Künstler übermalen. Doch auch danach gefiel ihr das Gemälde noch nicht, und so verbannte sie es in ihren Speicher, statt es im Salon an die Wand zu hängen und feiern zu lassen. Das Bild hängt heute in der Neuen Pinakothek in München. Die Besucher des Museums mögen ihre eigenen Betrachtungen darüber anstellen, warum die Porträtierte mit ihrem Bildnis unzufrieden war. Vielleicht fallen ihnen die grauen Ringe unter Gretls Augen auf, wodurch ihr Gesicht einen ermüdeten, zweifelnden, vielleicht sogar leicht erschrockenen Ausdruck annimmt; vielleicht sehen sie, wie sie verlegen und voller Unbehagen da steht in einem prunkvollen, aber schlecht sitzenden schulterfreien weissen Kleid aus Samt-Moire; oder sie bemerken die Blässe ihrer Hände,

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

die sie mit nervös verdrehten Fingern vor dem Körper zusammenlegt. Doch auch durch intensivste Betrachtung des Gemäldes wird der Besucher nie die wahren Gründe für diese Eigentümlichkeiten erfahren. Sie hatten nichts mit den Befürchtungen zu tun, die Gretl bezüglich ihrer Heirat mit Jerome hegen mochte, und ebenso wenig mit der Verlegenheit, die sie vielleicht empfand, während sie dem grossen Frauenliebhaber Klimt Modell stand. Im Mai 1904, als Klimt mit dem Malen des Bildes gerade anfang, starb Gretls Bruder, der ihr von allen Geschwistern im Alter am nächsten gestanden hatte, der fröhliche Gefährte ihrer Jugend. Er hatte sich ganz plötzlich und theatralisch vor aller Augen vergiftet.

6 *Rudolf Wittgensteins Tod*

Zum Zeitpunkt seines Todes war Rudolf Wittgenstein, der im Familienkreis Rudi hiess, zweiundzwanzig Jahre alt und Student der Chemie an der Berliner Akademie. In allen Quellen heisst es übereinstimmend, dass er ein intelligenter, gebildeter, gutaussehender junger Mann gewesen sei, mit einer grossen Leidenschaft für Musik, Fotografie und das Theater. Im Sommer 1903 machte ihm einer seiner Wesenszüge, die er «seine perverse Veranlagung» nannte, solche Sorgen, dass er beim «Wissenschaftlich-humanitären Komitee» um Hilfe nachsuchte. Es handelte sich um eine Wohlfahrtsorganisation, die sich für die Abschaffung des Paragraphen 175 – in dem Handlungen «widernatürlicher Unzucht» mit drakonischen Strafen belegt wurden – im deutschen Strafgesetzbuch einsetzte. Dieselbe Organisation veröffentlichte jährlich einen Bericht über ihre Aktivitäten mit dem blumigen Titel *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*, und in einem dieser Bände fand sich im Jahr 1904 eine von dem bedeutenden Sexualwissenschaftler Dr. Magnus Hirschfeld verfasste Fallstudie über einen ungenannt bleibenden homosexuellen Studenten in Berlin. In seiner Angst, aufgrund dieses Artikels identifiziert werden zu

RUDOLF WITTGENSTEINS TOD

können, machte sich Rudi sofort daran, seinen fatalen Entschluss in die Tat umzusetzen. Dies ist jedenfalls eine Version der Geschichte. Die weiteren Fakten sind unstrittig.

Am Abend des 2. Mai 1904 betrat Rudi um 21 Uhr 45 ein Restaurant mit Bar in der Brandenburgstrasse in Berlin, bestellte zwei Glas Milch und einen Teller mit Essen, das er in einem Zustand deutlich erkennbarer Erregung verzehrte. Danach bat er den Kellner, dem Pianisten eine Flasche Mineralwasser zu überbringen, wofür dieser das populäre Lied von Thomas Koschat *Verlassen, verlassen, verlassen bin ich* spielen sollte:

*«Verlassen, verlassen,
Verlassen bin i!
Wia der Stan af der Strassen,
Kan Diandle mag mi!
Drum geh i zum Kirchlan,
Zum Kirchlan weit naus,
Dort knia i mi nieder,
Und wan mi halt aus!*

*Im Wald steht a Hügerl,
Viel Bleamerln blüahn drauf,
Durt schlaft mein arms Diandle,
Ka Liab weckts mehr auf.
Durthin is mei Walfahrt,
Durthin is mei Sinn,
Durt mirk i recht deutlich,
Wia verlassen i bin.»*

Während die Melodie noch durch den Raum schallte, nahm Rudolf ein Säckchen mit kristallklarem Inhalt und schüttete es in seine Milch. Eingenommenes Kaliumzyanid zeitigt eine sofortige und schmerzvolle Wirkung: Die Brust wird eng, es tritt ein schreckliches Brennen in der Kehle auf, die Haut wird bleich, es folgen Übelkeit, Husten und Krämpfe.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Innerhalb von zwei Minuten war Rudolf ohnmächtig auf seinem Stuhl zusammengesunken. Der Wirt schickte Gäste los, die Ärzte ausfindig machen sollten. Es kamen drei, aber sie kamen zu spät.

Nach einem Zeitungsbericht des folgenden Tages fand man mehrere Ankündigungen des Selbstmords am Ort des Geschehens. In einem der Briefe, adressiert an seine Eltern, sagt Rudi, dass er sich aus Trauer wegen des Todes eines Freundes das Leben nehmen werde. Zwei Tage später wurden seine sterblichen Überreste aus dem Leichenschauhaus in Berlin nach Wien überführt, wo sie ehrlos begraben wurden. Sein Vater Karl litt unsäglich und fühlte sich tief gedemütigt. Kaum war die Begräbniszeremonie beendet, sorgte er dafür, dass die Familie eilig den Friedhof verliess, und verbot seiner Frau, sich noch einmal nach dem Grab umzudrehen. In Zukunft sollte es weder ihr noch anderen Verwandten gestattet sein, in seiner Gegenwart Rudolfs Namen auszusprechen.

Acht Monate nach dem Begräbnis, als Gretl und ihr frischgebackener Ehemann die Kirche verliessen, in der sie gerade getraut worden waren, vertraute die Braut ihren eiskalten Brautstrauss einer guten Freundin an, der sie auftrag, ihn zum Grab ihres Bruders zu bringen und die Blumen zu seinem Gedächtnis über seiner letzten Ruhestätte zu verstreuen.

7 Hans' Tragödie

Was Karl zu dem Verbot der Erwähnung von Rudolfs Namen bewog, war nicht Mangel, sondern ein Übermass an Gefühl, das sich, unkontrolliert hervorbrechend, als zerstörerisch erweisen konnte. Aber es gab auch praktische Erwägungen: den Wunsch, die Familie zusammenzuhalten und sie nicht in Trauer versinken zu lassen. Das war, nach Karls Meinung, nur durch unnachgiebiges Bewahren der Haltung zu erreichen. Doch gerade seine Absicht, die überlebenden Mitglieder der Familie enger miteinander zu verbinden, führte zu einem umso drastische-

HANS' TRAGÖDIE

ren Scheitern; denn die angeordnete Zensur schuf eine Atmosphäre unerträglicher Spannung, die nie mehr überwunden werden sollte und zu einer tiefen Spaltung zwischen Eltern und Kindern führte. Karl ist von den Seinen vorgeworfen worden (allerdings nie in seinem Beisein), auf seine Söhne einen unerträglichen Karrieredruck ausgeübt zu haben. Nach dem Willen dieses Mannes, der es als Ingenieur und Geschäftsmann so weit gebracht hatte, sollten seine männlichen Nachkommen keinen Beruf ausüben, der nichts mit Ingenieurwissenschaften zu tun hatte und finanziell nichts einbrachte. Leopoldine (Poldy) Wittgenstein wurde ebenfalls von ihren Kindern angeklagt, weil sie sich nicht gegen ihren autoritären Gatten wehrte, sich mäuschenhaft, unentschlossen und unsicher verhielt. Über vierzig Jahre nach dem Tod ihres Bruders schrieb Hermine voller Bitterkeit:

«Als z.B. mein siebenjähriger Bruder Rudi die Prüfung über die erste Volksschulklasse ablegen sollte, zeigte er sich so unglücklich und geschreckt, dass die prüfende Lehrerin zu meiner Mutter sagte – Das ist aber ein nervöses Kind, auf das sollten Sie achtgeben! – Diesen Ausspruch habe ich oft mit Spott als etwas Unsinniges wiederholen hören, denn dass eines ihrer Kinder wirklich übernervös sein sollte, kam für meine Mutter gar nicht in Frage, sie hielt das für ausgeschlossen.»

Karls Verbot führte dazu, dass Gespräche der Familie über Rudis Selbstmord nur verstohlen und im Geheimen stattfinden konnten, mit der unausweichlichen Folge, dass die Tatsachen im Lauf der Zeit verändert wurden wie bei der Stillen Post. Es gab zum Beispiel das Gerücht, Rudi habe sich umgebracht, weil er als reiches und verwöhntes Kind dem harten Studentenleben in Berlin nicht gewachsen gewesen sei; oder weil sein Vater ihm nicht erlaubt hatte, eine Ausbildung als Schauspieler zu beginnen; oder weil eine Geschlechtskrankheit seinen Geist verwirrte.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Vieles davon war zweifellos hässlich und falsch, und doch war es nichts gegen das groteske Gerede, das dem Verschwinden von Rudis älterem Bruder Johannes (Hans) gefolgt war.

Frei nach Oscar Wilde könnte man bei einer solchen Gelegenheit bemerken, dass man den Verlust *eines* Sohnes als Unglück betrachten kann, *zwei* zu verlieren jedoch an Nachlässigkeit denken lässt. Pathologische Nachlässigkeit, in diesem Fall. Denn so seltsam es erscheinen mag, Rudis Suizid war nicht die erste Tragödie dieser Art, die sich im Haus Wittgenstein abspielte. Zwei Jahre zuvor war Hans, Karls ältester Sohn, spurlos verschwunden. Auch über ihn durfte nicht gesprochen werden.

Fotografien aus seiner Jugend zeigen Hans mit schräggelegtem Kopf und stark zusammengekniffenen Augen; es sieht so aus, als könnte er leicht autistisch gewesen sein, vielleicht in der Art eines heute sogenannten Savants, der auf wenigen eng begrenzten Feldern wie dem Memorieren von Fakten und Zahlen oder dem Kopfrechnen ungewöhnliche Fähigkeiten an den Tag legt. Ganz gewiss war er schüchtern, empfand seine Schüchternheit als schmerzhaftes Manko und lebte in einer reichen inneren Welt. Er war hochgewachsen und ungelenk, eigensinnig und schwer zu bändigen und wurde von seiner ältesten Schwester als «ein eigenartiges Kind» bezeichnet. Das erste Wort, das er sprach, war: «Ödipus».

Von frühester Jugend an folgte er dem merkwürdigen Drang, die Welt um ihn herum in mathematische Formeln zu übersetzen. Als kleiner Junge ging er eines Tages mit seiner Schwester in einem Wiener Park spazieren. Vor einem reich verzierten gusseisernen Pavillon fragte er sie, ob sie sich vorstellen könne, dass das Gebäude ganz aus Diamanten bestehe. «Ja», sagte Hermine, «wie hübsch das wäre!»

«Das werde ich jetzt mal versuchen», sagte er, setzte sich auf die Wiese und begann, den jährlichen Ertrag der südafrikanischen Diamantenminen gegen das Vermögen der Rothschilds und der amerikanischen Millionäre abzuwägen, sich jeden Teil des Pavillons, einschliesslich al-

HANS' TRAGÖDIE

ler seiner filigranen Verzierungen, mit Diamanten besetzt vorzustellen und langsam und methodisch die Kosten dafür zu berechnen, bis er innehielt, mit der Hand in geringer Höhe über den Erdboden wies und sagte, er sei jetzt so weit mit dem herrlichen Bau gekommen; das Geld reiche nicht, um noch mehr Diamanten zu bezahlen.

Trotz seines mathematischen Kopfs galt Hans' bleibendes Interesse der Musik, für die er eine phänomenale Begabung bewies. Mit vier Jahren konnte er im Klang einer vorbeirasenden Sirene den im Abfall um einen Viertelton bestehenden Dopplereffekt identifizieren; mit fünf warf er sich weinend und mit dem Ruf «Falsch! Falsch!» auf den Boden, als zwei Blaskapellen an beiden Enden eines Faschingsumzuges gleichzeitig, aber in unterschiedlichen Tonarten, einen Marsch spielten. Als die Familie ein Konzert des berühmten Joachim Quartetts im Kleinen Musikvereinsaal besuchen wollte, weigerte er sich mitzukommen. Die Interpretation der Musik interessierte ihn nicht. Mit der Partitur des aufgeführten Stückes vor sich lag er zu Hause auf dem Boden. Ohne das Kammerkonzert je gehört zu haben, hatte er nach dem eingehenden Studium der vier Stimmen auf dem Papier eine genaue Vorstellung davon im Kopf, wie sie zusammenklängen; und schliesslich konnte er seinen Eltern das Ganze auswendig auf dem Klavier vorspielen, als sie heimkamen.

Obwohl er Linkshänder war, spielte Hans mit ausserordentlicher Gewandtheit Geige, Orgel und Klavier. Julius Epstein, der Lehrer von Gustav Mahler und ein bedeutender Klavierpädagoge am Wiener Konservatorium, feierte ihn einmal als «Genie», doch Hans' musikalische Interpretationen waren trotz seiner Fingerfertigkeit und seiner gelegentlichen Inbrunst durch äusserste Heftigkeit und eine starke aggressive Spannung gekennzeichnet. Diesen Charakterzug führt Hermine auf die gespannte, von schwelenden Konflikten durchzogene Atmosphäre in der Familie zurück. Sie kommt zu dem Schluss:

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

«Es war tragisch, dass unsere Eltern, trotz ihres grossen sittlichen Ernstes und ihres Pflichtgefühles, mit ihren Kindern keine Einheit zu bilden vermochten, tragisch, dass mein Vater Söhne bekommen hat, die von ihm selbst so verschieden waren, als hätte er sie aus dem Findelhaus angenommen! Es muss ihm eine bittere Enttäuschung gewesen sein, dass keiner von ihnen in seine Fussstapfen treten und an seinem Lebenswerk Weiterarbeiten wollte. Eine der grössten Verschiedenheiten aber, und die tragischste, war der Mangel an Lebenskraft und Lebenswillen seiner Söhne in ihrer Jugend, und diesem Mangel wurde durch die unnormale Erziehung noch Vorschub geleistet.»

Was geschah nun aber mit Hans? In einer kurzen Meldung im *Neuen Wiener Tagblatt* vom 6. Mai 1902 heisst es: «Der Grossindustrielle Carl Wittgenstein wurde von einem schweren Verluste betroffen. Sein ältester Sohn Hans, ein junger Mann von 24 Jahren, ist vor ungefähr drei Wochen in Amerika, wo er sich auf einer Studienreise befand, während einer Kanufahrt verunglückt.» Das Datum dieser Meldung lässt an die Möglichkeit denken, dass Rudi für seinen Suizid in Berlin bewusst den zweiten Jahrestag des «schrecklichen Unglücks» seines Bruders wählte. Aber wenn es stimmt, dass sich Hans tatsächlich am 2. Mai 1902 das Leben nahm, so bedeutete das noch lange nicht, dass die Familie Wittgenstein dies öffentlich zugab, und der allzu kurze Zeitungsbericht, dem nichts über das genaue Schicksal von Hans zu entnehmen ist, war keinesfalls das letzte Wort, das in dieser Sache gesprochen wurde. Die familieninterne Gerüchteküche hat seitdem viele anderslautende Erklärungen produziert. Es wurde gesagt, dass Hans nach Amerika durchbrannte; laut anderen Meinungen ging er nach Südamerika, und man wollte ihn zuletzt in Havanna, auf Kuba, gesehen haben. Auf keiner der noch vorhandenen Passagierlisten der Schiffe, die damals nach Südamerika fuhren, taucht sein Name auf. Vielleicht reiste er mit falschem Pass. Sicher ist, dass er mit Anfang zwanzig von seinem Vater nach Böhmen

HANS' TRAGÖDIE

und England geschickt wurde, um dort in verantwortlicher Stellung in Fabriken zu arbeiten; er lehnte diese Pflichten ab und profitierte nicht nennenswert von seiner Tätigkeit. Statt zu arbeiten, zog er es vor zu musizieren.

Als er nach Wien zurückkehrte, war das Verhältnis zu seinem Vater spannungsreicher denn je. Gelegentlich gab es stürmische Auseinandersetzungen. Karl war ein furchteinflössender Mann, auch wenn er sich in heiterer Stimmung zeigte. Wie Gretl in einer privaten Notiz berichtet: «Die oft glühende Lustigkeit meines Vaters schien mir nicht lustig, sondern nur gefährlich.»

Jedenfalls war dieser Vater kein guter Menschenkenner. Karl wünschte sehnlich, dass sein ältester Sohn als bedeutender Geschäftsmann, Unternehmer und Industrieller hervortrat, er stellte sich ein Spiegelbild seiner selbst und seines eigenen Höhenflugs vor – doch je höher man steigt, desto kleiner ist man in den Augen von jemandem, der nicht fliegen kann. Karl liebte zwar die Musik, aber er verabscheute Hans' fast krankhafte musikalische Obsession und verbot ihm schliesslich, ausserhalb gewisser streng festgelegter Stunden ein Instrument zu spielen. Karls eigene jugendliche Rebellion gegen seinen Vater hatte direkt zu seinem grossen Erfolg als Geschäftsmann geführt, doch es war kurzfristig und töricht anzunehmen, dass Hans den gleichen Weg einschlagen würde und dass unaufhörlicher väterlicher Druck auf einen so jungen, leicht erregbaren und wenig stabilen Mann etwas anderes als die katastrophalsten Folgen zeitigen könnte.

Übereinstimmend heisst es in allen einschlägigen Berichten, dass Hans irgendwann 1901 ins Ausland floh, um der autoritären väterlichen Massregelung zu entgehen. Mit Anfang zwanzig hatte er stark zugenommen, beschäftigte sich wie besessen mit der düsternihilistischen Philosophie Arthur Schopenhauers und war, nach einer Darstellung, «bekanntermassen homosexuell». Einige Forscher behaupten, dass er erst mit sechsundzwanzig Jahren starb. Er soll in den Everglades in Florida den Tod gefunden haben. Nach einer anderen Quelle erfuhr die Familie

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

1903, «dass er ein Jahr zuvor in der Chesapeake Bay von einem Boot gesprungen war und seitdem nicht mehr gesehen ward. Der Gedanke lag nahe, dass er Selbstmord begangen hatte».

Aber ziehen Eltern die Folgerung, dass ihr Sohn sich umgebracht hat, wenn man sie davon unterrichtet, dass er zuletzt vor einem Jahr in einem Ruderboot gesichtet worden ist? Wäre es nicht viel plausibler, dass sie unter diesen ebenso strapaziösen wie ungewöhnlichen Umständen geduldig ausharren, dass sie Jahr um Jahr weiterhoffen und weiterwarten auf das ersehnte Klopfen an der Tür? An welchem Punkt werden Eltern, die weder einen Zeugen gehört noch eine Leiche gesehen haben, sich eingestehen, dass dieser Sohn nicht einfach fortgelaufen ist und sich versteckt hält, sondern tatsächlich einen Schlussstrich unter sein Leben gezogen hat?

Die Bootsfahrt gehört zu den übereinstimmenden Merkmalen in allen Varianten der Geschichte. Einige behaupten, Hans habe sich in dem Boot erschossen oder vergiftet, andere sagen, er habe das Boot selbst versenkt und sich ertränkt. Einer seiner Neffen glaubt, dass das Boot während eines tropischen Sturms auf dem Lake Okeechobee kenterte: «Natürlich kann man eine Pistole mit hinausnehmen auf den See und sich erschießen, aber wenn man nicht gerade sehr betrunken ist, würde sich kein Mensch diesen verdammten See aussuchen, um dort aus dem Leben zu scheiden.» Der Brief einer Tante von Hans lässt vermuten, dass die Familie einen Angestellten in Venezuela zum Orinoco schickte, um dort nach ihm zu suchen. Ein Boot, ein ungewisses Datum, mindestens fünf verschiedene Schauplätze – es ist unwahrscheinlich, dass die Wahrheit je ans Licht kommt.

Natürlich ist es möglich, dass Hans ein ganzes Leben im Ausland geführt hat, abgeschieden von seiner Familie in Wien. Doch am wahrscheinlichsten ist, dass er sich tatsächlich irgendwo ausserhalb Österreichs das Leben nahm. Womöglich hat es Warnungen gegeben oder sogar explizite Ankündigungen seiner Absichten, doch erst ein bestimmter Vorfall bewog die Familie schliesslich dazu, öffentlich von seinem Sui-

HANS' TRAGÖDIE

zid zu sprechen: der sehr öffentliche Tod eines dreiundzwanzigjährigen Philosophen namens Otto Weininger am 4. Oktober 1903 in Wien.

Weininger war ein sehr ernsthafter, intelligenter, verwirrter junger Mann, klein und affenartig von Gestalt, der aus einer Familie mit rigiden moralischen Grundsätzen stammte. Sein Vater war Goldschmied. In seinem Leben schwankte er ständig zwischen den Polen von Selbsthass und Selbstvergötterung hin und her, ohne einen gesunden Standpunkt in der Mitte finden zu können. «Ich glaube, dass sicher meine Geisteskräfte derartige sind, dass ich in gewissem Sinne Löser für alle Probleme geworden wäre. Ich glaube nicht, dass ich irgendwo lange im Irrtum hätte bleiben können. Ich glaube, dass ich den Namen des Lösers mir verdient hätte, denn ich war eine Lösernatur. «

Im Frühjahr 1903 veröffentlichte Weininger sein *opus magnum*, eine lange Abhandlung mit dem Titel *Geschlecht und Charakter*[^] in der Frauen (er war misogyn) und Juden (er war selbst Jude) schlecht wegkamen. Als die ersten Rezensionen erschienen, bemerkte Weininger einem Freund gegenüber, dass er nur drei Möglichkeiten für sich sehe – den Galgen, den Freitod oder eine so glänzende Zukunft, dass er nicht wage, daran zu denken. Am Ende bewogen ihn die feindseligen Reaktionen in der Presse dazu, sich für die zweite Möglichkeit zu entscheiden. Am Abend des 3. Oktober mietete er ein Zimmer in einem Haus in der Schwarzspanierstrasse. Es war das Haus, in dem der österreichische Dichter Nikolaus Lenau mehrere Jahre lang missvergnügt gelebt hatte und in dem Beethoven – am 26. März 1827 – gestorben war. Sobald er die Einzelheiten mit der Wirtin ausgehandelt hatte, bat Weininger um Beförderung zweier Briefe an seine Familie und stieg kurz nach zehn Uhr abends in sein Zimmer hinauf. Dort verschloss er die Tür, zog eine geladene Pistole aus der Tasche, zielte auf seine linke Brustseite und schoss. Als am nächsten Morgen sein Bruder eintraf, der gerade den Brief erhalten hatte, musste die Zimmertür eingetreten werden; im Inneren fand er Otto in einer Blutlache, angezogen und noch atmend. Der bewusstlose junge Philosoph wurde von einer Ambulanz eilig ins Wie-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

ner Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er am gleichen Tag vormittags um 10 Uhr 30 starb.

Weiningers Selbstmord verursachte beträchtliche Aufregung in der Wiener Gesellschaft. In den Zeitungen wurde sein Tod tagelang kommentiert, und binnen Kurzem hatte sich der obskure Polemiker in eine nationale Berühmtheit verwandelt. Die Absatzzahlen von *Geschlecht und Charakter* schnellten in die Höhe. Am Tag seiner Beerdigung wurde bemerkt, dass wie bei der Kreuzigung Christi eine partielle Sonnenfinsternis herrschte. Unter den Trauernden auf dem Matzleinsdorfer Friedhof sollen auch einige Mitglieder der Familie Wittgenstein gewesen sein. Jedenfalls lasen alle Wittgensteins Weiningers Buch.

Neuere Studien haben gezeigt, dass der Freitod von Personen mit hoher Medienpräsenz eine Welle von Nachahmertaten auslösen kann. Beispielsweise stieg die Suizidrate in den USA um 303 Fälle (oder 12 Prozent), nachdem Marilyn Monroe ihre tödliche Dosis Tabletten genommen hatte. Doch das Phänomen kennt man auch aus früheren Zeiten. Nach dem sensationellen Doppelselbstmord des Kronprinzen Rudolf und seiner Geliebten Marie Vetsera 1889 in Mayerling stieg in Wien die Suizidrate deutlich an, und hundert Jahre zuvor hatte Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers* in mehreren europäischen Städten verboten werden müssen, als man gewahr wurde, dass der Selbstmord des Protagonisten eine Flut von Nachahmertaten unter den liebeskranken jungen Männern in Italien, Leipzig und Kopenhagen auslöste.

Genauso war es in Wien nach dem Tod Otto Weiningers im Oktober 1903. Wenn Hans Wittgenstein wirklich Hand an sich legte, tat er es wahrscheinlich noch zu Lebzeiten Weiningers; doch dass seine Familie in Wien sein Schicksal annahm und öffentlich verkündete, kam später und war eine unmittelbare Folge des aufsehenerregenden öffentlichen Todes von Weiningers, der weit über die Schwarzspanierstrasse hinaus Wirkung zeitigte, vielleicht sogar bis in jene Berliner Gaststube hinein, wo – sieben Monate später – Rudolf in fiebriger Hast nach seinem letzten Glas Milch griff.

8 *Zu Hause in der Alleegasse*

Jerome Stonborough besuchte das Palais Wittgenstein, wo die Familie den Winter verbrachte, zum ersten Mal in der Zeit zwischen Hans' Verschwinden und Rudis Suizid. In seiner Opulenz muss das Haus von einem ganz anderen Massstab gewesen sein als alles, was Jerome als Sohn eines Handschuhimporteurs auf dem New Yorker Broadway je erlebt hatte. Wahrscheinlich gehörte er bei diesem ersten Besuch zu den Zuhörern eines privaten Konzerts, wie es die Wittgensteins regelmässig veranstalteten, und man hatte ihn eingeladen, weil er mit dem Arzt Rudolf Maresch befreundet war, dem Ehemann einer Cousine Gretls.

Die Fassade des historistischen Palais erstreckte sich über eine Länge von mehr als fünfzig Metern die Alleegasse entlang; sie wirkte mit ihren neun Jochen im ersten Stock, sieben im Erdgeschoss, und den hohen Tordurchfahrten an jeder Seite imposant und streng. Jerome betrat das Gebäude auf der rechten Seite. Hinter den geöffneten Flügeln des schweren Eichenportals wartete ein uniformierter Diener, dessen Aufgabe nur darin bestand, sich vor den ankommenden Gästen mit einer einnehmenden Geste zu verbeugen. Im Vorhof war die kolossale Brunnenstatue (ein Werk des kroatischen Expressionisten Ivan Mestrovic) nicht zu übersehen. Betrat man das düstere Vestibül mit der hohen Decke, musste man den kunstvollen Mosaikboden, die geschnitzte Vertäfelung, die Fresken mit den Szenen aus Shakespeares *Sommernachtstraum* und eine imposante Statue von Auguste Rodin bewundern. Direkt vor dem Eintretenden führten, eingerahmt von Marmorbalustraden, sechs Stufen zu einer eindrucksvollen gläsernen Doppeltür empor. An einer Seite der Tür befand sich die mannshohe Statue eines Knappen, der in einer Geste des Willkommens den Hut in der Hand hielt. Geöffnet wurde die Tür von einem Kammerdiener, dessen Livree nach dem Zeugnis eines Gastes «an die Kleidung eines steirischen Jägers» erinnerte. Von hier erstiegen die Besucher eine lange marmorne Treppenflucht. Die breiten Stufen waren

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

von einem roten Teppich bedeckt. (Bei Tag strömte Sonnenlicht durch das kuppelförmige Glasdach darüber, wodurch die Farben noch intensiver wirkten). Am Ende der Treppe befand sich eine Garderobe, wo man Hüte und Mäntel ablegte.

Die privaten Konzerte fanden meistens im Musiksaal im ersten Stock statt. Es war der prächtigste aller Salons der Wittgensteins. Wertvolle Jagdgobelins bedeckten die Wände vom Boden bis zur Decke, ausser an einer Seite, wo eine Orgel mit zwei Manualen stand, reichverziert mit Bildern von Rittern und Spielleuten im Stil der Präraffaeliten. In der Mitte des Raums standen zwei Bösendorfer-Imperial-Flügel einander gegenüber, und auf einem hohen schwarzen Sockel sah man die olympische Gestalt Ludwig van Beethovens, sitzend und mit nacktem Oberkörper, aus einem einzigen weissen Marmorblock gemeisselt – eine Vorstudie Max Klingers für sein berühmtes Leipziger Beethovendenkmal. Zehn vergoldete Stehlampen waren im Raum verteilt, doch sie wurden selten eingeschaltet, denn gewöhnlich war der Raum dunkel. Selbst tagsüber hielt man die Läden geschlossen; die einzigen Lichtquellen waren zwei kleine Klemmlampen an den Notenpulten. Falls Jerome eine Toilette gebraucht hätte, wäre auch das kein Problem gewesen, denn es gehörte zu Karl Wittgensteins Obsessionen, die grössten Zimmer seines Hauses mit angrenzenden Waschräumen inklusive Klosetts auszustatten; die Hähne und Becken darin waren vergoldet.

Hermine beschreibt die musikalischen Soiréen der Wittgensteins als «stets festliche Angelegenheiten, fast zeremoniell, und die herrliche Musik war das Wichtigste». Musiziert wurde auf höchstem Niveau, denn die Musiker gehörten zu den bedeutendsten ihrer Zeit. Der Geiger Joseph Joachim, ein Schüler Mendelssohns und der Erste, der das Violinkonzert von Brahms aufführte, war Karls Onkel. Er pflegte zwei oder drei Male im Jahr im Palais in der Alleegasse zu spielen (und wählte dafür von seinen vielen Geigen die berühmte Guarneri del Gesù von 1742, eine grosszügige Leihgabe Karls) und nutzte den Musiksaal dort zum Proben, wann immer er sich mit seinem Quartett in Wien aufhielt. Die Gäste – Wissen-

ZU HAUSE IN DER ALLEEGASSE

schaftler, Diplomaten, Künstler, Schriftsteller, Komponisten – waren nicht weniger bedeutend als die Musiker, die sie unterhielten. Brahms kam hierher, um einer Aufführung seines Klarinettenquintetts beizuwohnen; Richard Strauss besuchte mehrmals die Konzerte im Musiksaal, ebenso wie die Komponisten Schönberg, Zemlinsky und Gustav Mahler. Letzterer wurde allerdings nach dem ersten Mal nicht mehr eingeladen. Er hatte seine Gastgeber gekränkt, indem er mit den Worten «wir haben das *Erzherzog-Trio* von Beethoven gehört, danach sollte nichts mehr gespielt werden» grollend hinausgestürmt war. Ein weiterer regelmässiger Besucher war Eduard Hanslick, Wagners Nemesis und bis zu seinem Tod 1904 Wiens mächtigster und gefürchtetster Musikkritiker. Auf einen Brief Leopoldine Wittgensteins, die sich nach seiner Gesundheit erkundigte, antwortete er, kurz bevor er starb:

«Verehrteste liebe gnädige Frau!

Sie haben mir mit Ihrem so theilnehmenden Brief eine Herzensfreude gemacht, die mich den ganzen Tag froh und dankbar erfüllte. Lebhaft gingen vor meinen Augen die vielen schönen Abende vorüber, die wir Ihnen verdanken! Die herrliche Musik, die mit vergnügter Erregung erwarteten Toasts Ihres geistvollen und beredten Gatten, ihre andächtig der Musik lauschenden herzigen Söhnchen und was noch Alles!

Mein sich ziemlich im Gleichgewicht haltendes Befinden lässt mich hoffen, dass ich im Mai auch mündlich werde danken können für Ihre so gütige Nachfrage!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener Ed. Hanslick»

Wenn es vorkam, dass Jerome sich in diesem hochkultivierten Wiener Milieu unsicher fühlte, so hätte er es damals nicht zugegeben (so etwas wagt er erst später). Seine Verlegenheit äusserte sich stattdessen in Anfällen grüblerischer Eifersucht angesichts der offensichtlichen Unbefangenheit, mit der Gretl sich in der Zeit ihrer ersten Verliebtheit mit ande-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

ren Männern unterhielt. Sie interpretierte diese Stimmungen Jeromes als Beweise ernsthafter Liebe und nicht (wie sie in der Rückschau erkennen sollte) als Warnzeichen jener Psychose, die ihre Ehe später überschatten, aus dem Gleichgewicht bringen, aufreihen und schliesslich vernichten sollte. Gretls Eigensinn hatte sie dazu bewogen, einen Mann zu wählen, der von weit ausserhalb des Wittgenstein-Kreises kam, aber Jerome Stonborough war nicht nur in ihrer Familie, sondern in ganz Wien und selbst in seinem heimatlichen Amerika ein Fremder, ein Mann, der kaum einzuordnen und schwer zu begeistern war. Karl mag eine dunkle Befriedigung empfunden haben, als er erfuhr, dass sein Schwiegersohn über beträchtliche Mittel verfügte und dass Jeromes Schwester mit einem Mitglied der Familie Guggenheim verheiratet war. Schon die oberflächlichsten Erkundigungen bei seinen vornehmen Freunden in Amerika (zu denen die Stahltycoons Andrew Carnegie und Charles Schwab zählten) hätten ihn allerdings auf Jeromes Namenswechsel und den Steinberger-Bankrott aufmerksam machen können.

Als Gretl ein elegantes Schlösschen am Ufer des Traunsees erwarb, versuchte Marguerite Cunliffe-Owen, eine unter dem Pseudonym Marquise de Fontenoy schreibende Klatschkolumnistin der *Washington Post*, etwas über den geheimnisvollen Ehemann der neuen Besitzerin herauszufinden. Es gelang ihr nicht:

«Wer ist Dr. Stonborough? Er ist der Käufer der Kleinen Villa und der Schlossvilla Toscana, die dem lange vermissten Erzherzog Johann von Österreich und seiner Mutter, der verstorbenen Maria Antonia, Grossherzogin von Toskana, gehörte. Dr. Stonborough wird in der Kaufankündigung der ,allseits bekannte amerikanische Multimillionär genannt. Doch in den einschlägigen Nachschlagewerken kann ich seinen Namen nicht finden; er steht in keinem der Handbücher, die die Namen der Mitglieder aller führenden Clubs und der eleganten Welt in den wichtigsten Städten der Vereinigten Staaten aufführen.»

DIE BUBEN

Gretls Geschwister hassten ihren neuen Schwager mit einer Inbrunst, die mit den Jahren nur noch stärker wurde; ihre beiden jüngsten Brüder, Paul und Ludwig, genannt «die Buben», ganz besonders. Als Jerome ihnen zum ersten Mal begegnete, waren sie im Teenageralter und wurden vom Rest der Familie noch immer als eine Art gemeinschaftlicher Nachklapp betrachtet.

9 Die Buben

In der Zeit seines Erwachsenenlebens war Paul Wittgenstein viel bekannter als sein jüngerer Bruder, während es heute umgekehrt ist: Ludwig (in der Familie «Lucki» genannt) ist eine Ikone des zwanzigsten Jahrhunderts geworden. Nach seinem Tod 1951 ist um die aussergewöhnliche Persönlichkeit des gutaussehenden, stotternden, gequälten, unverständlichen Philosophen ein Kult entstanden – an dem, nebenbei gesagt, viele teilnahmen, die seine Bücher nie lasen und nie versuchten, einen einzigen seiner Gedanken zu begreifen. «Schmarren!», war Pauls Kommentar zu dem Ganzen. Doch kritische Äusserungen dieser Art taten dem Gefühl der Verbundenheit, das die beiden Brüder füreinander hegten, keinen Abbruch. Als Ludwigs Abhandlung *Tractatus logicophilosophicus* erschien (in dem der Autor im Vorwort behauptet, die Probleme der Philosophie «im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben»), schenkte er Paul ein Exemplar des Buches und schrieb hinein: «Meinem lieben Bruder Paul zu Weihnachten 1922. Möge dieses Buch, wenn es wertlos ist, bald spurlos verschwinden.»

Als Gretl und Jerome sich ineinander verliebten, war der siebzehnjährige Paul – attraktiv, neurotisch, gelehrt, naturliebend und ernst – gerade dabei, an einem humanistischen Gymnasium in der Wiener Neustadt das Abitur zu machen. Ludwig, anderthalb Jahre jünger, wohnte während der Schulmonate bei einer Familie namens Strigl in der Provinzstadt Linz, wo er die k.k. Oberrealschule besuchte. Einer seiner Mitschüler

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

äusserte sich, nach den Erinnerungen eines Zuhörers, später folgendermassen über die dort wirkenden Erzieher:

«An die Lehrer, die durch seine Jugend gegangen seien, habe er überwiegend unerfreuliche Erinnerungen. Schon in ihrem Äusseren seien sie schmutzig gewesen und durch dreckige Kragen, ungepflegte Bärte und dergleichen aufgefallen. (...)

Wenn man die Geisteserzeugnisse von Volksschullehrern lese, von ihren politischen Ansichten höre oder ihre Beschwerden zu Gesicht bekomme, dann könne man nur immer wieder feststellen, dass es sich bei ihnen um ein ganz besonders dummes und unselbständiges geistes Proletariat handele, so richtig dazu geschaffen, eine Säule des, Gott sei Dank, überwundenen Systems darzustellen.»

Dieser Mitschüler – er war nur sechs Tage älter als Ludwig und besuchte nicht dieselbe Klasse – war Adolf Hitler.

So wenig Ludwig zu jener Zeit den Aufstieg Hitlers vorausahnte, hätte sich dieser den künftigen Ruhm des Philosophen vorstellen können. Beide waren schlechte Schüler; beide bestanden darauf, ihre Kameraden mit dem formellen «Sie» anzusprechen. Hitler, der unter einer erblichen Lungenkrankheit litt, wurde von seinen Lehrern schlichtweg als Nieme betrachtet, da er es nicht einmal schaffte, sein Abschlusszeugnis zu erwerben; während Ludwig, unter einem schmerzhaften Leistenbruch leidend, bestenfalls als ein durchschnittlicher Schüler angesehen wurde. Nur in wenigen Fächern konnte er sich auszeichnen, und seine Noten gaben häufig Anlass zur Sorge.

Zu Hause in Urfahr, einem Vorort von Linz, wartete auf Hitler eine Mutter, die ihren Sohn im blinden Vertrauen auf seine Fähigkeiten verhätschelte. Die Familie Wittgenstein in Wien hingegen zollte den Talenten ihrer beiden jüngsten Mitglieder nur zögernd Anerkennung. Pauls Klavierspiel – das die Gedankenwelt des jungen Mannes fast völlig beherrschte – wurde als wenig raffiniert und zwanghaft abgetan. Er spiele

DIE BUBEN

nicht so vollendet wie Hans, wurde gesagt – aber Paul war immerhin gelungen, was Hans nicht geschafft hatte, nämlich in das humanistische Gymnasium in der Wiener Neustadt aufgenommen zu werden. Ludwig, der mit zehn Jahren aus Hölzchen und Draht eine Spielzeugnähmaschine konstruiert hatte und dessen Interessen in der Jugend eher aufs Praktische und Technische als aufs Philosophische gerichtet waren, bestand das Eingangsexamen für die weit weniger akademisch geprägte Linzer Realschule erst nach einer Zeit intensiven Privatunterrichts.

Zunächst hatte Karl angestrebt, Paul und Ludwig überhaupt nicht in öffentliche Schulen gehen zu lassen. Wie seine anderen Kinder waren die beiden jüngsten Söhne von Hauslehrern in Latein und Mathematik unterrichtet worden. Den Rest (Geographie, Geschichte, Sozialwissenschaften und so weiter) sollten sie durch Lektüre selbst erwerben. Karl war der Überzeugung, dass Schule Zeitvergeudung sei. Er riet seinen Kindern stattdessen zu gesunder körperlicher Betätigung. Erst nach Hans' Verschwinden, als die Atmosphäre in der Familie unerträglich geworden war, gab der Vater nach und erlaubte Paul und Ludwig den Schulbesuch. Aber es war bereits zu spät – Ludwig hatte Schwierigkeiten bei der Aufnahmeprüfung; und beiden Jungen fehlte es in entscheidendem Mass an Übung in der Kunst, menschliche Beziehungen zu pflegen. Der Privatunterricht hatte sie von ihren Altersgenossen entfernt, und der weise Rat ihrer Mutter, die sie zum Spielen mit den Kindern der Dienstboten bewegen wollte, wurde von beiden empört zurückgewiesen. Es gab nur wenige Spielkameraden, und folgerichtig entwickelten sich alle Wittgensteinkinder zu eingefleischten Individualisten, die ihr ganzes Leben lang Probleme damit hatten, ernste und dauerhafte Beziehungen einzugehen.

Als Jungen kämpften Paul und Ludwig miteinander, wie die meisten Brüder es tun. Einmal wetteiferten sie miteinander um die Aufmerksamkeit eines Gleichaltrigen aus der Familie Wolfrum. Paul, von Haus aus ein Anarchist und Querkopf, genoss es, seinen jüngeren Bruder zu ärgern, doch im

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Grunde standen sie sich nicht nur im Alter, sondern auch gefühlsmässig nah. Wie sehr sie vom Freitod ihrer Brüder betroffen waren, ist schwer zu ermes- sen. Als jüngste Mitglieder der Familie – sie waren auch sehr viel jünger als Hans und Rudolf – müssen sie, so gut es ging, vor dem Schlimmsten ge- schützt worden sein. Ludwig bewahrte einige schöne Erinnerungen an Ru- dolf, aber es ist anzunehmen, dass es an den zwölf Jahre älteren Hans (der verschwand, als er dreizehn war) kaum Reminiszenzen gab. Dennoch müs- sen «die Buben» die chronisch schlechte Stimmung, die in jenen schreckli- chen Jahren im Haus Wittgenstein herrschte, in sich aufgenommen haben. Beide sollten in verschiedenen Phasen ihres Lebens dem Suizid gefährlich nahekommen. In einer Notiz über Erinnerungen an seine Kindheit behauptet Ludwig, er habe schon als Zehn- oder Elfjähriger an Selbstmord gedacht – das heisst 1900 oder 1901, vor dem tragischen Ende von Hans und Rudolf.

In der Geschichte der Wittgensteins gibt es viele Selbstmorde – eine Tante und ein Cousin kamen ebenfalls auf diese Weise ums Leben –, doch daraus darf nicht geschlossen werden (wie es manchmal getan wird), dass für einen Wiener des frühen zwanzigsten Jahrhunderts diese Todesart als etwas Normales, Akzeptables oder sogar Ehrenvolles angesehen worden wäre. Wie bereits erwähnt, schämte sich Karl wegen des Verhaltens seiner Söhne Hans und Rudolf. Otto Weiningers Vater hatte nach dem Tod seines Sohnes ähnliche Gefühle; und Weininger selbst schrieb kurz vor seinem Tod: «Der Selbstmord aus Unfähigkeit, von der Krankheit Genesung zu er- langen, ist genauso fahnenflüchtig und ungläubig, wie der Selbstmord feig ist, der begangen wird, um dem Verbrechen zu entgehen.» Ludwig schämte sich zuweilen, sich nicht umgebracht zu haben, aber der Grund, warum Paul und er es schliesslich nicht taten, lag eben darin, dass ihnen eine gewisse Form von Feigheit fehlte. «Ich weiss», schrieb Ludwig, «dass der Selbst- mord immer eine Schweinerei ist. Denn seine eigene Vernichtung *kann* man gar nicht wollen und jeder, der sich einmal den Vorgang beim Selbstmord

DIE BUBEN

vorgestellt hat, weiss, dass der Selbstmord immer eine *Überrumpelung* seiner selbst ist. Nichts aber ist ärger, als sich selbst überrumpeln zu müssen.» Diese ambivalente Haltung teilte Ludwig mit Paul. Sie war allerdings weit entfernt von dem Schamgefühl, das ihr Vater angesichts des Suizids von Hans und Rudolf empfand.

Viele Jahre nach den Geschehnissen, von denen in diesem Kapitel die Rede ist, als Paul im Ruhestand war und in New York lebte, pflegte er täglich lange Spaziergänge zu machen, die ihn von seiner Wohnung im neunzehnten Stock eines Gebäudes am Riverside Drive zur George-Washington-Brücke, auf die andere Seite des Flusses und wieder zurück führten. Einmal bemerkte er eine ziemlich grosse Menge von Menschen, die sich auf der Brücke versammelt hatten und versuchten, einen Verzweifelten davon abzubringen, in die Tiefe zu springen. Mit seinem Spazierstock fuchtelnd, drängte sich Paul durch die Menge. «Wenn dieser Mann sterben will, lassen Sie ihn sterben», rief er. «Was geht Sie es an, auf welche Weise er sein Leben beendet?» In dem darauffolgenden Aufruhr zog sich der Mann, der plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit stand, still und leise von der exponierten Stelle zurück, wo er gestanden hatte, und ward nie mehr gesehen.

Wie alle Wittgensteins waren auch Paul und Ludwig aussergewöhnlich musikalisch. Ludwig lernte Geige und Klavier spielen und brachte sich später selbst das Klarinettenspielen bei; aber er fühlte sich stets im Schatten seiner älteren Brüder stehend. Einmal träumte er, in einer Strassenbahn zu stehen und zu hören, wie Paul zu Hermine sagte, wie begeistert Jerome von Ludwigs musikalischem Talent sei. Am nächsten Morgen schrieb er in sein Tagebuch:

«(...) ich hatte am Tag vorher so wunderbar bei einem Werk von Mendelssohn, ‚die Bachanten‘ (...), ausserordentlich ausdrucksvoll mitgesungen & auch mit besonders ausdrucksvollen Gesten. Paul & Mining schie-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

nen mit dem Lob Jeromes vollkommen übereinzustimmen. Jerome habe ein über das andre Mal gesagt: ‚Welches Talentb (...) Das Ganze war von Selbstgefälligkeit getragen. – Ich wachte auf & ärgerte, oder schämte, mich wegen meiner Eitelkeit.›

Von frühester Jugend an erwog Paul eine Karriere als Konzertpianist, in hartnäckigem Widerstand gegen die väterlichen Wünsche. Nicht nur sein Vater, sondern die ganze Familie versuchte, ihn davon abzubringen. Man sagte ihm, er sei nicht gut. «Man muss das Piano ja nicht bearbeiten», pflegte seine Mutter über seine Spielweise zu sagen. Selbst wenn er besser spielen würde – so wurde ihm gesagt –, sei es unschicklich für einen Jungen seiner Schicht und seines Familienhintergrunds, Musiker zu werden. Doch trotz der Vehemenz dieser Ratschläge gelang es niemandem, Paul von seinem Ziel abzubringen. In den Ferien nahm er Stunden bei Marie Baumayer, einer Freundin der Familie. Sie war einst eine Schülerin Clara Schumanns gewesen und hatte zu ihrer Zeit als bedeutendste Interpretin von Schumann und Brahms gegolten. Doch Pauls grösster Wunsch war es, in eine Klasse des berühmtesten Klavierpädagogen seiner Zeit, Theodor Leschetizky, aufgenommen zu werden.

Es ist vielleicht sonderbar, dass Karl Wittgenstein – selbst ein routinierter Hornist und Violinist, Neffe Joachims, ein Mann, der Brahms und Strauss zu seinen Freunden zählte, der eine weltbekannte Sammlung von Musikhandschriften besass und der dabei beobachtet wurde, dass er sich bei Konzerten die Tränen aus den Augen wischte und den nassen Zeigefinger seiner Frau hinhielt –, es ist sonderbar, dass ausgerechnet dieser Mann sich der musikalischen Laufbahn seines Sohnes so entschieden widersetzte. Wie viele grosse Unternehmer war er sich psychologischer Strukturen und Mechanismen, die in der Familie wirken, kaum bewusst. Er konnte seine Söhne nur anerkennen, wenn er ihre Leistungen mit dem verglich, was er selbst zustande gebracht hatte. Erwiesen

DIE MUTTER

sie sich als weniger dynamisch, weniger fähig, weniger tapfer oder risikofreudig, so betrachtete er sie als Versager. Die Forderung, die auf den Brüdern Wittgenstein – Hans, Kurt, Rudi, Paul und Ludwig – lastete: sich in dem von ihrem Vater gegründeten geschäftlichen Imperium, in der Welt der Schwerindustrie und der Banken, einen Namen zu machen, führte zu Nervenschwäche und selbstzerstörerischen Tendenzen, unter denen jeder von ihnen zu leiden hatte.

10 Die Mutter

Der grosse Fehler Leopoldine Wittgensteins war es, dass sie es einerseits nicht vermochte, ihre Kinder vor dem aufbrausenden Vater in Schutz zu nehmen, und dass sie seine Strenge andererseits durch Verzärtelung zu kompensieren suchte. Sie war klein, hatte ein rundes Gesicht mit langer Nase, war reizbar und introvertiert, distanziert und pflichtbewusst. Als Erwachsene litt sie unter regelmässig wiederkehrenden Migräneattacken und Venenentzündungen in den Beinen. «Wir standen ihr eigentlich verständnislos gegenüber», schrieb Hermine in ihren nur für den persönlichen Gebrauch bestimmten Notaten, «aber auch sie hatte kein wirkliches Verständnis für die acht sonderbaren Kinder, die sie geboren hatte, ja bei aller ihrer Menschenliebe hatte sie merkwürdigerweise kein wirkliches Verständnis für Menschen überhaupt.» Und Gretl schreibt: «Die Pflichttreue meiner Mutter war mir zu unbequem, und ihr erregtes Wesen war mir unerträglich. Meine Mutter litt an einer unaufhörlichen Überlastung der Nerven.»

Als Erwachsene ordnete sich Leopoldine vollständig den Forderungen ihres Mannes und ihrer alternden Mutter unter. Ihre Kinder mussten eigene Lösungen finden, um mit der emotionalen Leere in der Familie zurechtzukommen. Hermine schreibt:

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

«Was wir Kinder von Jugend auf stark empfanden, war eine merkwürdige Erregtheit in unserem Elternhaus, ein Mangel an Entspannung, der nicht allein von der Aufgeregtheit meines Vaters herrührte. Auch meine Mutter war sehr erregbar, wenn sie auch ihrem Mann und ihrer Mutter gegenüber die freundliche Ruhe nie verlor.»

Laut Hermine Erinnerungen führte Leopoldine neurotische Übererfüllung ihrer Pflichten als Ehefrau schliesslich dazu, dass all das, was einmal ihre Persönlichkeit ausgezeichnet hatte, spurlos verschwand: «(...) und ich glaube, dass meine Mutter, wie wir sie kannten, nicht mehr völlig sie selbst war (...) Wir begriffen unter anderem nicht, dass sie so wenig eigenen Willen und Bewusstsein hatte, und bedachten nicht, wie unmöglich es war, neben meinem Vater eigene Meinung und Willen zu bewahren.»

Ein Beispiel, erzählt von Hermine: Eines Abends zog sich Leopoldine mit wehen Füßen zum Schlafen zurück. Die Füße hatte sie mit Stoffstücken umwickelt, die aus Versehen in reine Karbolsäure getaucht worden waren – eine verdünnte Lösung sollte nach damals weitverbreiteter Meinung gegen schmerzende Druckstellen helfen. Während der Nacht brannte sich die Säure tief in ihr Fleisch, und morgens hatte sie Wunden an den Füßen, die wochenlang nicht heilten. Die ganze Nacht hatte sie wegen der Schmerzen wachgelegen, jedoch aus Angst, ihren Mann aufzuwecken, nicht gewagt, sich zu bewegen oder ein Geräusch zu machen.

Allmählich kam jedes der acht Kinder zu der Erkenntnis, dass die beste (und womöglich einzige) Art der Kommunikation mit der Mutter die Musik war. Musik war der Stoff, der die einzelnen Mitglieder der Familie mit ihr und miteinander verschweisste. In ihrer Jugend hatte Leopoldine bei dem damals noch nicht anerkannten ungarischen Komponisten Karl Goldmark Klavierunterricht erhalten. (Viel später wurde Goldmark mit seiner Oper *Die Königin von Saba* berühmt.) Ihre Hände waren klein und ungelenkt, und doch gelang es ihr dank Goldmarks Un-

DIE MUTTER

terweisung, sehr anmutig vom Blatt zu spielen und zu improvisieren; sie konnte auch einmal gehörte Melodien in andere Tonarten transponieren. Es fehlte ihr an Selbstbewusstsein, um öffentlich aufzutreten, doch im Kreis der Familie spielte sie gern mit anderen Duette und Kammermusik und genoss auch die damals üblichen musikalischen Gesellschaftsspiele. Bei diesen wortlosen Aktivitäten war es für ihre Kinder am einfachsten, die Distanziertheit ihrer Mutter zu ertragen. Soviel Mühe es ihr machte, einen komplexen gesprochenen Satz rasch aufzufassen, so leicht fiel es ihr, wie Hermine später berichtet, ein schwieriges Musikstück vom Blatt zu spielen oder in andere Tonarten zu übertragen. Der musikalische Ausdruck war ihr wie eine zweite Natur, und wenn sie spielte, zeigte sich «eine neuartige Schönheit» in ihrem Gesicht.

Angesichts der Tatsache, dass alle Wittgenstein-Kinder dazu erzogen wurden, die klassischen Komponisten und die grossen Interpreten ihrer Zeit schätzen zu lernen und sogar zu vergöttern, und dass sich über das gemeinsame Musizieren eine starke Beziehung zu ihrer Mutter herstellte, verwundert es nicht, dass jeder von ihnen die Musik mit einer Begeisterung betrieb, die zuweilen ans Pathologische grenzte. Wenn sie Musik hörten, waren sie so unbefangen und gesellig wie sonst nie. Ein Besucher kann angesichts der Überschwänglichkeit und Leidenschaftlichkeit, die die Geschwister im Zusammenspiel mit ihren Eltern an den Tag legten, nur geglaubt haben, dass diese unsteten, querköpfigen und komplizierten Menschen eine der glücklichsten und harmonischsten Familien der Donaumonarchie bildeten. Ihre abendlichen Aufführungen waren so eindringlich und lebendig, dass einer der begeisterten Gäste sich noch daran erinnerte, als das grossartige Gebäude, in dem sie stattgefunden hatten, längst in Trümmern lag und keiner der Musizierenden mehr lebte: «Sie bewegten sich im Takt der tänzerischen Musik, und jeder musste spüren, wie sehr sie das Spielen genossen.»

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

11 Der andere Bruder

Nach Hans' Verschwinden im Jahr 1903 ging die Rolle des ältesten Sohnes an Konrad (Kurt) über. Wie alle seine Geschwister war er ein begabter Musiker, der schwungvoll und elegant Klavier und Cello spielte und gern mit seiner Mutter im Duett musizierte. Doch anders als die anderen gab er nicht viel auf einen ernsten Lebensstil. Er war nur etwa einen Meter siebenzig gross und damit einen halben Kopf kleiner als Ludwig und Paul, hatte blondes Haar, blaue Augen und eine deutlich sichtbare Narbe auf der linken Wange. Durch seine charakteristische Sorglosigkeit und seinen Hang zur Spassmacherei hatte er sich in der Familie den Ruf erworben, oberflächlich und etwas infantil zu sein. Nach dem Studium an der Technischen Universität von Hannover bekam er 1899 sein Diplom als Ingenieur. Ein Jahr lang gehörte er als Freiwilliger einem eleganten Dragonerregiment an. Als Soldat tat er sich nicht hervor (in seinem Abschlusszeugnis steht, dass er ungeeignet sei für den aktiven Dienst), doch 1903 gelang es ihm immerhin, den Rang eines Reserveoffiziers zu erlangen. Aus der Armee entlassen, ging er sofort in die Stahlindustrie und konnte 1906, von seinem Vater mit zwanzigtausend Kronen unterstützt, zusammen mit seinem Partner Sebastian Danner in Judenburg an der Mur ein Walzwerk errichten. Es war das erste Werk dieser Art, das mit Lichtbogenöfen arbeitete. In diesen neuartigen Hochöfen konnte eine gleichmässige und besser kontrollierbare Hitze erzeugt werden als in den Öfen alter Art, und der gewonnene Stahl wies keine Unreinheiten mehr auf. Heute, über hundert Jahre nach seiner Erbauung, ist Kurts Stahlwerk noch immer in Betrieb, und die Firma wirbt auf ihrer Website damit, dass der Name Stahl Judenburg für «Qualität, Flexibilität, Zuverlässigkeit und konsequente Kompetenzentwicklung» stehe – Eigenschaften, die nicht unbedingt auf den Betriebsgründer zutrafen.

Kurt war nie verheiratet. Es heisst, dass er zwei jungen Frauen Anträge machte und abgewiesen wurde. Im Gespräch mit Fremden und

DIE MITTLERE SCHWESTER

Gästen wirkte er zuweilen verlegen oder schroff. Glücklicher war er, wenn er Klavier spielte, jagte oder mit schnellen Autos fuhr; er sammelte Spielzeug und genoss die Gesellschaft von Kindern. In der Familie galt auch der Erwachsene noch als Kindskopf. In einem Brief an Ludwig schrieb Hermine über ihn: «Tiefe darf man bei ihm nicht suchen, aber wenn sie nicht gebraucht wird, vermisst man sie ja auch nicht.» Als Gefährte für seinen todkranken Vater war Kurt denkbar ungeeignet.

12 Die mittlere Schwester

Im August 1879, fünfzehn Monate nach Kurts Geburt, kam eine dritte Tochter zur Welt, die auf den Namen Helene getauft wurde und bald darauf den Kurznamen Lenka erhielt. (Zwischen ihr und der ältesten, Hermine, war die kleine Dora geboren worden, die schon in ihrem ersten Lebensmonat starb.) Zur Zeit von Karls Tod bewohnte Helene eine grosse Wohnung am Brahmsplatz, nur wenige Strassen entfernt vom Palais Wittgenstein in der Alleegasse. Sie war keine Schönheit, hatte einen fülligen Körper und lächelte oft. 1899 heiratete sie Max Salzer, einen hohen Ministerialbeamten und Säule der protestantischen guten Gesellschaft. Nach seinem Rückzug aus dem Amt sollte er das Vermögen der Familie Wittgenstein verwalten, doch bald darauf liessen seine geistigen Fähigkeiten merklich nach, worauf man ihn pro forma seine Aufgaben weiter erledigen liess, ohne jedoch seine Ratschläge zu beachten. Max' Bruder Hans Salzer (mit einer Cousine der Geschwister Wittgenstein verheiratet) war ein international bekannter Lungenarzt und Chirurg. Helene hatte vier Kinder. Sie konnte wunderbar singen, spielte auf hohem Niveau Klavier und lachte mehr als üblich für ein Mitglied dieser Familie. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei sie die beständigste und gelösteste unter den Geschwistern gewesen, aber auch sie litt unter neurotischen Spannungen. Sie war blutarm und hatte panische

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Angst vor Gewittern. Ihren Kindern war sie eine Mutter von unerbittlicher Strenge. Von ihren zwei Söhnen starb der ältere im Alter von zwanzig Jahren an Kinderlähmung; der jüngere, Felix Salzer, wurde ein berühmter Musikwissenschaftler, der sich seinen Eltern schon früh entfremdete.

13 Pauls Ausbildung

Eine charakteristische Eigenart der Stimmungslage in den letzten Dekaden der Donaumonarchie war die Tatsache, dass die Gesellschaft sich schwertat, den Fähigkeiten junger Männer Vertrauen zu schenken. Stefan Zweig, der in der gleichen Zeit wie die Wittgenstein-Geschwister in Wien seine Jugend verlebte, beklagte sich über die «innere Unehrllichkeit», wodurch einem jungen Mann die Anerkennung versagt blieb, bis er sich eine gesellschaftliche «Position» geschaffen hatte, das heisst, nicht vor seinem fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten Lebensjahr. «Ein achtzehnjähriger Gymnasiast wurde wie ein Kind behandelt (...), aber auch ein Mann von dreissig Jahren wurde noch als ein unflüggendes Wesen betrachtet, und selbst der Vierzigjährige noch nicht für eine verantwortliche Stellung als reif erachtet.» Zweig fährt fort: «Alles, was uns heute als beneidenswerter Besitz erscheint, die Frische, das Selbstbewusstsein, die Verwegenheit, die Neugier, die Lebenslust der Jugend, galt jener Zeit, die nur Sinn für das ‚Solide‘ hatte, als verdächtig.»

Die Resultate dieser Haltung waren bizarr. Während in den meisten Gesellschaften die Alten viel dafür tun, um jünger zu erscheinen, als sie sind, gaben sich die jungen Männer in Wien die grösste Mühe, um älter auszusehen. Backenbärte, lange, dunkle Gehröcke, gesetzter Gang, ein leichtes Embonpoint und Spazierstock waren die Requisiten, die man als junger Mann in Wien brauchte, um den Respekt der Älteren zu gewinnen. Es gab goldgerahmte Brillen mit Fensterglas zu kaufen, und

PAULS AUSBILDUNG

Kurpfuscher priesen obskure Mixturen an, die die Barthaare spriessen liessen. Wie Zweig berichtet, weigerten sich selbst kleine Jungen, Schulranzen zu tragen, und benutzten stattdessen Aktenmappen, um nicht als Schulbuben erkenntlich zu sein.

Aus diesem Grund war das Wiener Publikum schwer dazu zu bewegen, Eintrittskarten für ein Konzert zu erwerben, in dem junge Musiker auftraten – Musiker, die jünger waren als vierzig –, ungeachtet der Tatsache, dass zwei der grössten Komponisten, die in dieser Stadt gewirkt hatten, Mozart und Schubert, dieses Alter nicht erreicht hatten. Grosse Musik muss von reifen Künstlern interpretiert werden, hiess es. Diese Haltung erklärt vielleicht, warum Pauls Konzertdebüt stattfand, als er bereits sechsundzwanzig war. Es gab allerdings ein Hindernis, das noch entscheidender war als das zeitgenössische Vorurteil: die Familie. Pauls erstes Konzert an jenem Dezembertag des Jahres 1913 hätte nie stattgefunden, wenn sein Vater noch am Leben gewesen wäre.

In dem langen Streit, der die Familie Wittgenstein bewegte, ob Paul Konzertpianist werden sollte, konnte, durfte oder nicht, gab es einen Mann, der womöglich mehr als jeder andere dazu beitrug, die Stimmung zu Pauls Gunsten zu beeinflussen. Er hiess Theodor Leschetizky, war ein achtzigjähriger polnischer Erotomane und galt als bedeutendster Klavierlehrer seiner Zeit. Zu seinen Schülern gehörten Artur Schnabel, Ignaz Paderewski (der später polnischer Premierminister wurde) und der brillante, wenn auch etwas leichtfertige Ignaz Friedman. In seiner Jugend war Leschetizky von Karl Czerny unterrichtet worden, einem Schüler Beethovens. Seine Unterrichtsmethode – falls er überhaupt nach einer Methode vorging – bestand vor allem darin, dass er auf die Hervorbringung eines schönen Tons achtete, während er seine Schüler den Capricen seines chamäleonhaften Temperaments aussetzte. Beim Unterrichten konnte er despotisch, jähzornig, sarkastisch und sprunghaft sein, es gab Ausbrüche heftiger Leidenschaft ebenso wie Momente von überströmender Grossherzigkeit und Güte.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Er wusste gern genauestens über seine Schüler Bescheid, erforschte ihre privaten Neigungen und kannte ihre geheimsten Gedanken. Die hübschesten Schülerinnen verwickelte er in entsetzliche Gespräche über Sex, bei denen er seine Hände oft nicht im Zaum halten konnte. Seine Leidenschaft für Frauen führte dazu, dass er nacheinander vier seiner Schülerinnen heiratete; die letzte (der als «Madame Leschetizky» eine kurze Karriere als Konzertpianistin gelang) im Alter von achtundsiebzig Jahren.

Um in Leschetizkys Klassen zugelassen zu werden, mussten ihm die Bewerber vorspielen. Wenn sie den Saal betraten, fragte Leschetizky sie zunächst, ob sie als Kinder bereits aufgetreten und ob sie slawischer oder jüdischer Abstammung seien. Wenn sie auf alle drei Fragen mit «ja» antworteten, setzte er ein breites Lächeln auf, was als gutes Zeichen galt. Ein Bewerber kam einmal voller Hoffnungen mit einer Beethovensonate zum Vorspiel, und als er geendet hatte, gab ihm der Meister mit einem kalten, koboldhaften Lächeln die Hand und verabschiedete sich von ihm. Der hoffnungsvolle Schüler war verblüfft. «Adieu», wiederholte Leschetizky. Dann sagte er, dass sie sich am Klavier niemals wiedersehen könnten, denn ein Mann, der mit so wenig Gefühl spiele, sei fähig, seine eigene Mutter umzubringen.

Wenn der Meister jedoch verheissungsvolle Qualitäten entdeckte, kam der Bewerber zunächst für ein, zwei Jahre zum Unterricht bei einer seiner Assistentinnen. Die bekannteste dieser Assistentinnen war Malwine Brée. Bei Paul schien die Reihenfolge umgekehrt gewesen zu sein, denn mit elf Jahren begann er den Unterricht bei Malwine Brée, ohne Leschetizky vorgespielt zu haben. Brée selbst hatte bei Leschetizky studiert (und sich in ihn verliebt), aber auch bei Liszt. Zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens zählten die Komponisten Wagner und Anton Rubinstein, aber auch der Schriftsteller Mark Twain zu ihren Freunden; sie hatte einen Wiener Arzt geheiratet, Dr. Moritz Brée, der sich kurzzeitig auch als Dichter einen Namen machte. Als Paul sie kennenlernte, war sie schon Witwe, und ihr berufliches Leben stand vollständig im Dienst

PAULS AUSBILDUNG

Leschetizkys. Unentwegt verbesserte sie die Technik der Schüler und lehrte sie Ehrerbietung für den Meister, und 1902 schrieb sie mit seiner Einwilligung ein Buch über seine pädagogischen Methoden, das noch Jahrzehnte nach seinem Tod zu seinem internationalen Renommee beitrug.

Im September 1910, nachdem Paul seinen Militärdienst abgeleistet hatte, fand Malwine Brée, dass er nun reif sei für den Unterricht beim Meister selbst. Zu Hause wurde er immerhin schon für gut genug befunden, um Joseph Joachim zu begleiten und mit Richard Strauss im Duett zu spielen, wenn dieser im Palais Wittgenstein zu Gast war. Leschetizky erwartete, dass Paul eine glanzvolle Karriere machen würde. Wenn er auch gelegentlich das kühle Spiel des Schülers beklagte, wenn sich Paul auch manchmal über die Begrenztheit der musikalischen Vorlieben seines Lehrers ärgerte (Bach und Mozart wären für Leschetizky nicht würdig, unterrichtet zu werden), so entwickelte sich ihre Beziehung dennoch im Lauf der Zeit zu einer verlässlichen Freundschaft. (Leschetizky nannte Paul liebevoll «den grossen Saitenkicker»). Bis zu seinem Tod war Pauls Bewunderung für seinen Lehrer ungebrochen: «Er war Künstler und Lehrer zugleich», schrieb er einmal. «Dass diese beiden Eigenschaften – Intelligenz und künstlerische Inspiration (beides allein ist selten genug) – in *einer* Person zu finden sind, kommt so selten vor wie eine Sonnen- und eine Mondfinsternis im gleichen Moment.»

Leschetizky war nicht die einzige Vaterfigur in Pauls Leben. Wie sein jüngerer Bruder Ludwig verehrte auch er einen blinden Organisten und Komponisten namens Josef Labor, mit dem die Familie befreundet war. Labor war ein fast zwergenhaft kleiner Mann, der einen buschigen Schnurrbart hatte und sein dichtes, zerzaustes Haar bis auf die Schultern wuchern liess. In seinem blassen grauen Gesicht sah man durch die Schlitz der halbgeschlossenen Lider den diffusen Schimmer seiner blinden weissen Pupillen. Das lange Kinn und die spitz zulaufende Adlernase komplettierten das abschreckende Bild, das aus einem Alptraum

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

oder einem Horrorfilm hätte stammen können. Und doch war Labor ein kluger und gutherziger Mann. Ludwig betrachtete ihn als den grössten lebenden Komponisten, ja sogar als einen der sechs grössten Komponisten aller Zeiten – die anderen fünf waren Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms. Auch Paul hielt ihn als Mensch und Musiker in höchsten Ehren. «Was dich und mich verbindet», schrieb Ludwig an seinen Bruder, «ist unser gemeinsames Interesse an Labors Musik.»

Heute ist Labor vergessen. Wenn er noch erwähnt wird, so höchstens in seiner Rolle als kurzzeitiger Mentor Arnold Schönbergs oder als Kompositionslehrer der halbtauben Verführerin Alma Schindler, die später Gustav Mahler heiratete. Als Alma sich für den Kompositionsunterricht bei Alexander Zemlinsky bewarb, brach sie Labor das Herz. In ihrem Tagebuch berichtet sie über die letzte Unterrichtsstunde bei ihm:

«Labor. Er ist für mich gestorben. Hat mich aufgegeben.

Ich kann nicht, sagte er. Entweder der Z., oder ich. Aber beide – nein.

Ich habe leise geweint. Er wird es gemerkt haben... Im Übrigen war er ungemein lieb – meine Wunde kühlend. Es gieng mir im Moment nah. Ich habe 6 Jahre bei ihm gelernt – nicht *allzu* viel gelernt, aber doch stets einen warmen, antheilnehmenden Freund an ihm gefunden. – Ja auch eine echte Künstlernatur. Ein feiner, lieber Kerl.»

Labor, der im Alter von drei Jahren nach einer Pockenerkrankung erblindet war, hatte die Blindenschule in Wien besucht und studierte später Klavier und Orgel am Wiener Konservatorium. Eine Zeit lang lebte er in Niedersachsen, wo er Hoforganist des ebenfalls blinden Königs Georg V. von Hannover wurde, mit dem er sich anfreundete. Als Georg 1866 von den Preussen vertrieben wurde, gieng er mit seiner Familie nach Österreich, und Labor kam mit.

PAULS AUSBILDUNG

Paul lernte «Musiktheorie» bei Labor. Der Unterricht bestand aus langen Gesprächen über Musik, Kunst, Theater, Philosophie, Politik und das Leben im Allgemeinen. Labor hatte gelernt, mit seiner Blindheit zu leben. Dank seiner Fähigkeit, seine Mitmenschen zu Tränen zu rühren, gab es aber auch immer wieder Leute, die sich grosszügig um ihn kümmerten.

Alma Schindler gegenüber bekannte er einmal, dass er sich eine Orgel gewünscht habe, solange er denken könne, aber nie die Mittel dazu gehabt hatte. Jetzt hoffe er «auf gar nichts mehr». Erst im Jenseits werde sich sein Wunsch vielleicht erfüllen. An diesem Abend schrieb Alma in ihr Tagebuch: «Wenn Gott will und ich einmal zu recht viel Geld komme, ist es mein erstes, dem Labor eine Orgel zu kaufen.» Am Ende war es Pauls Mutter Leopoldine, die für Labors neue Orgel (sie stammte aus dem renommierten Haus Rieger in Jägerndorf) bezahlte; und sein Vater liess an Labors siebzigstem Geburtstag seine Kompositionen im Wiener Musikverlag Universal Edition publizieren. Ludwig versuchte, Labors Stücke von Musikern in Cambridge aufführen zu lassen, aber es gelang ihm nicht. In Wien veranstaltete die Familie Wittgenstein regelmässig «Labor-Abende», die sich allein der Aufführung seiner Werke widmeten. An diesen Konzerten durften auch die Dienstboten – Köchinnen, Gärtner, Jäger, Stubenmädchen – teilnehmen, und laut Gretls jüngerem Sohn Ji forderte man sie dazu auf, «besonders laut zu applaudieren (was sie taten!!!), und der blinde Labor war hochofrenet über die Begeisterung des Publikums».

Hermine bekennt in ihren Erinnerungen, dass sie von Labors Musik «nie genug hören konnte» und bei seinem Spiel oft ihren Tränen freien Lauf liess. Die ganze Familie war in ihn vernarrt. Er war ihr Eigentum – ihr Hauskomponist, musikalischer Berater, Empfänger ihrer mildtätigen Gaben, Freund und universaler philosophischer und psychologischer Guru. Als eine mildtätige Organisation gegründet wurde, die sich Labor-Bund nannte und sich zum Ziel setzte, weitere Kompositionen von ihm

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

zu veröffentlichen, Konzerte zu veranstalten und vor dem Wiener Konzerthaus eine Labor-Statue zu errichten, waren die Wittgensteins eifersüchtig.

14 Ludwigs Dilemma

Karl konnte sich nicht entschliessen, welcher seiner drei Söhne sein Nachfolger werden sollte. Kurt galt als leichtsinnig, Paul und Ludwig waren von geradezu neurotischem Ernst und ohne jeglichen Geschäftssinn. Bis zum Tod des Vaters war keiner von ihnen verheiratet. Er hatte gehofft, dass wenigstens einer von ihnen ein guter Ingenieur würde, und eine Zeit lang schien es, als könnte Ludwig der Auserwählte sein. 1906, kurz nachdem er die Schule verlassen hatte, waren Ludwig die *Populären Schriften* des berühmten Wiener Physikers Ludwig Boltzmann in die Hand gefallen. Sie enthielten einen Aufsatz über die Luftfahrt, in dem es hiess, dass diese noch junge Wissenschaft Heroen und Genies brauche – Erstere, um die neuen Flugzeuge zu testen, Letztere, um zu verstehen, wie und warum sie funktionierten. Als Ludwig das las, war der Weininger-Kult auf seinem Höhepunkt. Weininger selbst hatte einige von Boltzmanns Vorlesungen am Physikalischen Institut besucht. Es ist also nicht verwunderlich, dass sich auch der nach Heldentum und Genialität strebende Ludwig um einen Platz in Boltzmanns Klasse bewarb. Wäre er aufgenommen worden, hätte er vielleicht Erwin Schrödinger kennengelernt (der 1933 wegen seiner Forschungen zur Quantenmechanik den Nobelpreis bekam). Doch sowohl Schrödinger wie Ludwig Wittgenstein mussten ihre Pläne ändern, als sie erfuhren, dass der grosse Physiker sich am 5. Oktober 1906 in seinem Feriendomizil Duino bei Triest in seinem Hotel erhängt hatte, während seine Frau und seine Tochter in der nahen Bucht ein Bad nahmen. Ludwig ging daraufhin an die Technische Hochschule in Berlin, um Maschinenbau zu studieren. Insbesondere beschäf-

LUDWIGS DILEMMA

tigte er sich mit Heissluftballon-Technik. Später erklärte er, dass dies reine Zeitvergeudung gewesen sei. Im Jahr darauf zog er, von seinem Vater ermutigt, nach Manchester, wo er zuerst in den Mooren von Derbyshire mit Drachen experimentierte und sich danach als Forschungsstudent an der Technischen Abteilung der Universität einschrieb. Sein Forschungsgebiet war die Aeronautik, besonders der Propellerbau. Die Studentinnen in Manchester stiessen ihn ab. Das kokette Gebaren, das sie im Umgang mit den Professoren an den Tag legten, verwirrte ihn. «Alle Frauen, die ich kenne, sind so idiotisch», sagte er.

Im Juni 1911 hatte Ludwig eine kleine Verbesserung des gängigen Flugzeugpropellers patentieren lassen, doch seine Begeisterung für die Ingenieurwissenschaften (für die ihm, nach seiner eigenen Aussage in späteren Jahren, sowohl Neigung wie Talent fehlten) schwand mehr und mehr, und am Ende dieses Jahres beschloss er, Bertrand Russell in Cambridge aufzusuchen, um herauszufinden, ob die Philosophie nicht doch der bessere Forschungsgegenstand für ihn wäre.

Boltzmann, Weininger und Beethoven gehörten zu Ludwigs grössten Idolen. Diese Männer bewunderte er, diesen Männern suchte er nachzueifern. Jeder von ihnen war für ihn ein Genie in seiner reinsten Form. Denn die Grösse dieser Männer beschränkte sich nach seiner Auffassung nicht auf literarische, künstlerische oder wissenschaftliche Einzelleistungen, sie reichte darüber hinaus und verkörperte durch die Kraft der Persönlichkeit die Quintessenz des Genialen. Während etwa Weininger als Philosoph bei Ludwig keineswegs auf Anerkennung stiess, war er doch immer voll des Lobes über den genialen Menschen Weininger. «Seine Grösse liegt in dem, was nicht unsere Zustimmung findet», sagte er einmal. «Gerade sein enormer Irrtum ist gross.» Ehrgeizig, labil und getrieben von dem neurotischen Verlangen, immer besser zu werden, brauchte Ludwig Genies, die er verehren konnte, in dem Mass, wie er sich wünschte, selbst ein Genie zu sein. «Bessere Dich selbst – das ist alles, was Du tun *kannst* um die Welt zu verbessern», sagte er einmal.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Nachdem er sich Bertrand Russell zu Füßen geworfen hatte, stellte er bald fest, dass er mit Mitte zwanzig, ohne einen einzigen bedeutenden philosophischen Text verfasst zu haben, von den klügsten Geistern der Universität von Cambridge tatsächlich als Genie gefeiert wurde. «Er war vielleicht das vollendetste Beispiel eines Genies der traditionellen Auffassung nach, das mir je begegnet ist: leidenschaftlich, tief, intensiv und beherrschend», so beschrieb ihn Russell später.

Wie Ludwig Russell verführte, kann anhand einer Reihe amüsanter Briefe verfolgt werden, die Russell an eine Frau schrieb, die «sehr gross gewachsen [war], ein langes, schmales, etwas pferdeähnliches Gesicht und wunderschönes Haar [hatte]». Sie war die Tochter eines Herzogs, die Ehefrau eines Brauers, «besass einen unbezähmbaren Mut und einen eisernen Willen» und war zu dieser Zeit Russells Geliebte: Lady Ottoline Morrell. Zum ersten Mal berichtet er ihr am 18. Oktober 1911 von Ludwig. Der ehrgeizige junge Philosoph, der in ein Tutorium in Russells Privaträumen hereingeplatzt war, wird als «unbekannter Deutscher, der nur sehr wenig englisch spricht, sich aber weigert, deutsch zu sprechen» beschrieben. Ludwig war noch immer nicht sicher, ob er sich ganz der Philosophie in Cambridge widmen oder zu seinen aeronautischen Experimenten in Manchester zurückkehren sollte, aber er tat alles, um an Russells berühmten philosophischen Seminaren teilnehmen zu dürfen. Grosszügigerweise wurde es ihm schliesslich erlaubt, doch Russell bekam bald Angst, als er sich von Ludwig auf Schritt und Tritt verfolgt sah. Völlig unerwartet konnte der junge Mann in Russells privaten Wohnräumen auftauchen, während dieser sich gerade zum Abendessen umzog, oder um Mitternacht, wenn er ins Bett ging. Zu jeder Tages- und Nachtzeit fing er an, über Philosophie zu sprechen, und drohte sogar, sich umzubringen, wenn Russell sich weigern würde, auf ihn einzugehen. Russell ertrug Ludwigs Anwesenheit viele Stunden lang. Während er sich in Geduld übte, ging Ludwig vor ihm auf und ab «wie ein wildes Tier» und erging sich stotternd in langen, unverständlichen Monologen über Logik und Mathematik.

LUDWIGS DILEMMA

«Mein deutscher Freund wird langsam zu einer Plage», schreibt Russell erschöpft an Lady Ottoline, «nach meiner Vorlesung kam er noch mit zu mir und diskutierte bis zum Abendessen – eigensinnig und querköpfig, aber ich glaube, nicht dumm.» Weiter beschreibt ihn Russell als «sehr streitlustig und ermüdend» – «ein Langweiler» – «leicht erregbar und ziemlich traurig»; ausserdem: «In seinen schwachen Momenten spricht er langsam, stotternd, und sagt geistlose Dinge» – und: «Mein deutscher Ingenieur ist, glaube ich, ein Narr. Er glaubt, dass man nichts Empirisches wissen kann – ich bat ihn zuzugeben, dass kein Nashorn im Zimmer sei, aber das tat er nicht.» Vierzehn Tage später schreibt Russell: «Mein wilder Deutscher kam nach der Vorlesung und diskutierte mit mir. Er steckt in einer stahlharten Rüstung, alle Argumente prallen an ihm ab. Es ist reine Zeitverschwendung, mit ihm zu reden.» Auch Russells Kollege George Moore, ein sonst durchaus gelassener Philosoph, wurde von Ludwig derart in Aufregung versetzt und in Bedrängnis gebracht, dass er daran dachte, ein Tagebuch zu führen mit dem Titel: «Was ich über Wittgenstein denke».

Innerhalb der nächsten Monate schien der neue Student Russell mehr und mehr für sich einzunehmen. «Ich mag ihn inzwischen sogar, er ist literarisch gebildet, sehr musikalisch, hat gute Manieren und verfügt, denke ich, über eine wirklich bemerkenswerte Intelligenz», schreibt Russell. Sollte er also zu seinen technischen Studien zurückkehren oder sich in die Philosophie vertiefen? Wie Russell sich später erinnert, stellte Ludwig die Frage in charakteristisch schlichter Form:

«Am Ende des ersten Semesters in Trinity kam er zu mir und sagte: ‚Denken Sie, dass ich ein völliger Idiot bin?‘ Ich sagte: Warum wollen Sie das wissen?‘ Er sagte: ‚Weil ich, wenn ich einer bin, Pilot werde, wenn nicht, Philosopha Ich sagte zu ihm: ‚Mein lieber Freund, ich weiss nicht, ob Sie ein völliger Idiot sind oder nicht, aber wenn Sie

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

mir während der Ferien über irgendein philosophisches Thema, das Sie interessiert, einen Essay schreiben wollen, so werde ich ihn lesen und es Ihnen sagen.' Er tat dies und brachte ihn mir zu Beginn des nächsten Semesters. Sobald ich den ersten Satz gelesen hatte, war ich überzeugt, dass er ein genialer Mann sei, und versicherte ihm, er solle auf keinen Fall Pilot werden.»

Ludwigs Vater in Wien war bitter enttäuscht, dass auch sein letzter und jüngster Sohn die Gelegenheit verschmähte, eine glanzvolle Laufbahn auf dem Gebiet der Technik einzuschlagen. Cambridge hingegen war hochofrend, besonders Russell. Obwohl er sich noch immer nicht darüber im Klaren war, was Ludwig philosophisch vorhatte, galt dem jungen Studenten nun seine ganze Bewunderung. An seine pferdegessichtige Geliebte schrieb er:

«Er verfügt in höchstem Masse über eine rein intellektuelle Leidenschaft; dafür liebe ich ihn (...) Er ist der junge Mann, auf den man immer hofft. Aber wie für solche Männer üblich, ist er labil und könnte zugrunde gehen (...) wenn ich mit ihm debattiere, gebe ich alles, was ich habe, und bin dann gerade erst mit ihm auf gleicher Höhe. Bei all meinen anderen Schülern ist es so, dass ich sie in so einem Fall zerquetschen würde. Als er ging, liess er mich mit der seltsamen Erregung, in die er mich versetzt hatte, zurück. Ich mag ihn sehr, und ich habe das Gefühl, dass er die Probleme lösen wird, für deren Lösung ich zu alt bin.»

Dass Russell an Ludwig Gefallen fand, blieb anderen in Cambridge nicht verborgen: etwa dem Ökonomen John Maynard Keynes, dem Historiker Lytton Strachey und diversen Mitgliedern der sogenannten Cambridge Conversazione Society, einer geheimnisumwitterten Gruppe intellektueller, linksorientierter und vorwiegend homosexueller Männer, die Ludwig zum Mitglied – oder «Apostel» – wählen wollten. Russell (von seinen Freunden Bertie genannt) wachte eifersüchtig über Ludwig,

LUDWIGS DILEMMA

und obwohl er selbst zu den eingeschriebenen Aposteln der Society gehörte, störte ihn die Aussicht, seinen neuen Bekannten mit den anderen teilen zu müssen. Im November 1912 schrieb Strachey an Saxon Sydney Turner, ein weiteres Mitglied der Society:

«Der arme Mann [Russell] ist in einem traurigen Zustand. Er sieht aus wie ungefähr 96, mit seinem langen, schneeweissen Haar und der unendlich verhärmtten Miene. Die Wahl Wittgensteins war ein schwerer Schlag für ihn. Seine grosse Hoffnung war es, ihn ganz für sich behalten zu können, und das gelang ihm tatsächlich wunderbar, bis Keynes schliesslich darauf bestand, ihn kennenzulernen, und sofort sah, dass er ein Genie ist und es von grösster Bedeutung ist, ihn aufzunehmen (...) Sie teilten Bertie unvermittelt ihre Entscheidung mit, worauf er fast in Ohnmacht fiel. Natürlich konnte er nichts gegen seine Aufnahme vorbringen. Er kam nur auf diesen einen, bemerkenswerten Einwand: die Society sei so heruntergekommen, dass sein Österreicher sich weigern würde, ihr anzugehören (...) Bertie ist wirklich eine tragische Figur, und er tut mir sehr leid, aber er macht sich auch die grössten Illusionen. «

Sein ganzes Leben lang litt Ludwig unter Selbsthass, Einsamkeit und qualvollen Gedanken an Selbstmord. 1912 dachte er wieder einmal über den Suizid nach, auch wenn er einräumte, dass seine Arbeit von einigem Wert war. Er war froh über die Entscheidung, die Luftfahrttechnik aufgegeben zu haben, froh darüber, in der philosophischen Welt von Cambridge eine Stimme zu haben und von einer kleinen, aber einflussreichen Gruppe von Philosophen in höchsten Tönen gepriesen zu werden. In David Pinsent, einem klugen, unbekümmerten Mathematikstudenten vom Trinity College hatte er ausserdem seinen ersten echten Freund gefunden. Gemessen an seinen eigenen kargen Massstäben war das Jahr 1912 wahrscheinlich eines der glücklichsten seines Lebens.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

15 Die Frischverheirateten

In den acht Jahren zwischen ihrer Heirat mit Jerome Stonborough 1905 und dem Verlust ihres Vaters 1913 war auch Gretl nicht immer glücklich gewesen. Nach Rudolfs Tod hatte sie sich ihrer Schwester Hermine angeschlossen, deren Leitung, moralische Unterstützung und mütterliche Zuneigung ihr immer wichtiger wurden. «Ich glaube wirklich nicht, dass meine Ehe [mit Jerome] irgendetwas zwischen Dir und mir verändern kann», schrieb sie am Abend nach ihrer Vermählung, «denn ich bin so unverändert, dass mich jede Zeile, die Du schreibst, mehr interessiert als Du Dir denken kannst. Ich lebe zu jeder Tageszeit in Gedanken mit Euch in der Alleegasse.»

Als sie Wien verliess, hatte sie Angst gehabt. Die erste Station der langen Hochzeitsreise war das Sommerhaus der Wittgensteins, ein grosses Landgut auf der Hochreit, auf einer Hochebene am Kreuzungspunkt der Täler von Traisen und Schwarza im niederösterreichischen Voralpengebiet. «Der Abschied war doch furchtbar schwer», schrieb sie an Hermine, «viel ärger als ich es je gefürchtet hatte. Im wahren Sinne des Wortes schweren Herzens bin ich fort (...) So ein erster Abend ist wirklich schauerlich.» Nach dem Aufenthalt auf der Hochreit reiste sie mit Jerome nach Venedig weiter, von dort nach Kairo und den Nil entlang nach Assuan und Luxor. Jerome war begeistert von den Sphinxen und dem grossen Tempel in Karnak – nicht jedoch Gretl: «(...) die ägyptischen Ruinen machen mir nicht den geringsten Eindruck + der Nil ist recht langweilig.» Doch wenigstens ihr Mann schien ihr nun etwas mehr Freude zu machen: «(...) dabei ist er ganz verändert (...) Denk Dir, er ist wirklich nicht mehr eifersüchtig und strahlt von Früh bis Abend.»

Kurz nach ihrer Rückkehr nach Europa im späten Frühjahr des Jahres 1905 zogen Gretl und Jerome nach Berlin, wo er ein Chemiestudium aufnehmen wollte. Zur Hochzeit hatte Karl ihnen das Geld für die Ausstattung ihrer Mietwohnung in der Nähe des Tiergartens geschenkt. Die umstrittenen Innenarchitekten Joseph Hoffmann und Koloman Moser

DIE FRISCHVERHEIRATETEN

wurden damit beauftragt. Das Ergebnis, eine Mischung aus kahlem Modernismus und Kinderzimmerkitsch, gefiel Gretl ausnehmend gut, und sobald die Arbeiten in der Wohnung beendet waren, beschloss sie, ebenfalls ein naturwissenschaftliches Studium aufzunehmen. In Wien hatte sie nur wenige Frauen getroffen, die ihren Enthusiasmus für die Wissenschaften teilten, doch zu ihrer Überraschung gab es zehn Studentinnen in den Vorlesungen über Embryologie und Histologie, die sie in Berlin besuchte. Sie hasste sie alle. «(...) 6 davon sind russische Jüdinnen», klagte sie. «Schmutzig, schlampig, meistens unanständig durchsichtig angezogen. (...) Schliesslich gibt es noch welche, das sind die blonden Deutschen, die tun nichts als grinsen. Natürlich im Verkehr mit den Männern ist keine. Sie sind auch alle arme kleine Hascherln, schiech und armselig.»

1906 brachte Gretl einen Sohn zur Welt, der auf den Namen Thomas getauft und Tommy genannt wurde. Im Jahr darauf verliessen die Stonboroughs Berlin und reisten zu ihren Guggenheim-Verwandten in New York, denen sie einen langen Besuch abstatteten. Nach ihrer Rückkehr etablierten sie sich in der Schweiz. Es gehörte zu Jeromes neurotischem Zustand, dass er nie lange an einem Ort bleiben konnte. Von nun an zog er mit seiner Familie ständig umher – unter dem Vorwand, dass er immer wieder ein neues Fach bei einem anderen Professor an einer anderen Universität studieren müsse. Doch trotz seiner Studien an diversen Universitäten schien er nie irgendeine Qualifikation zu erwerben. In der Schweiz schrieb er sich an der Technischen Hochschule in Zürich ein und studierte bei Professor Richard Willstätter, der 1915 für seine Chlorophyll-Forschungen den Nobelpreis für Chemie erhielt. Gretl versuchte, sich für einen Kurs in Physik und Mathematik an der Universität von Zürich zu immatrikulieren, doch da sie kein Abiturzeugnis vorlegen konnte, wurde sie nicht angenommen. Daraufhin machte sie ihre Hochschulreife nach, doch kaum hatte sie sich eingeschrieben, teilte Jerome ihr mit, dass er erneut umziehen wolle, diesmal nach Paris.

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

Dort mieteten sie eine grosse Wohnung in der Rue de la Faisenderie, und Gretl nahm ihre naturwissenschaftlichen Studien erneut in Angriff. «Ich kann Dir nicht beschreiben, wie gerne ich lerne», schrieb sie an Hermine, «ich bin ein anderer Mensch, wenn ich etwas zu arbeiten habe (...) Wenn man das nur allen Menschen verschreiben könnte, ich bin sicher, dass das ein Universal Heilmittel gegen Unzufriedenheit ist + ein guter Ersatz für Mann + Kind.» Sechs lange Jahre nach Thomas' Geburt bekam das Ehepaar einen zweiten Sohn namens John Jerome, genannt Ji oder Ji-Ji.

16 Karl verliert das Bewusstsein

Wir kehren nun zurück zu der Sterbeszene im Haus der Wittgensteins an Weihnachten 1912, die wir im 2. Kapitel beschrieben hatten: Hermine sitzt am Bett ihres Vaters und lässt sich seine Erinnerungen von ihm diktieren; sein Leben hängt an einem seidenen Faden. Wenn ein Mensch im Sterben liegt und jeder in seiner Nähe es weiss, werden bald auch diejenigen, die ihn am meisten lieben, auf ein schnelles Ende hoffen. Die Wittgensteins wurden ungeduldig. Ludwig brannte darauf, nach Cambridge zurückzukehren, zu seinen neuen Freunden und vor allem zu seiner Philosophie. «Als ich hier eintraf, war mein Vater schwer krank», schrieb er an Russell. «Es gibt keine Hoffnung auf Genesung. Diese Umstände haben meine Gedanken leider ziemlich gelähmt & ich bin durcheinander, obwohl ich dagegen ankämpfe.»

Trotz seiner grossen Schwäche überlebte Karl die Weihnachtsfeiertage und den Anfang des neuen Jahres. Am 6. Januar 1913 teilte Ludwig mit, dass er nicht rechtzeitig zum Beginn des neuen Semesters in Cambridge sein könne, «da die Krankheit meines armen Vaters sich rapide verschlimmert». An seinen Ethik-Tutor schrieb er vier Tage später: «Obwohl es sicher ist, dass er sich nicht mehr erholen wird, kann niemand sagen, ob die Krankheit einen raschen Verlauf nimmt oder nicht. Ich werde daher weitere zehn Tage hier bleiben müssen & hoffe, dann ent-

KARL VERLIERT DAS BEWUSSTSEIN

scheiden zu können, ob ich nach Cambridge zurückkehren kann oder bis zum Ende in Wien bleiben muss.» Am gleichen Tag unterrichtet er Russell:

«Er hat noch keine schlimmen Schmerzen, fühlt sich aber im Ganzen sehr schlecht, wegen des ständigen hohen Fiebers. Das macht ihn so apathisch, dass man ihm keinen Dienst damit erweist, an seinem Bett zu sitzen usw. Und da das das Einzige ist, das ich jemals für ihn tun konnte, bin ich jetzt hier vollkommen nutzlos. Wie lange ich noch hierbleiben muss, ist also gänzlich vom Verlauf der Krankheit abhängig. Wenn sie sich rasch verschlimmert, kann ich es nicht riskieren, Wien zu verlassen.»

Die Komödie der Eitelkeiten, diskrete Besuche und Nachtwachen am Krankenbett verlängerten sich um eine weitere Woche, bis Karl am 20. Januar schliesslich das Bewusstsein verlor und sich mit seinem letzten Atemzug sanft in das Unabänderliche fügte.

«Lieber Russell,

mein lieber Vater starb gestern nachmittag. Er hatte den schönsten Tod, den ich mir vorstellen kann; völlig schmerzlos schlief er ein wie ein Kind! Nicht einen einzigen Moment lang in all diesen Stunden habe ich mich traurig gefühlt, sondern ich war voller Freude & ich denke, dass dieser Tod ein ganzes Leben wert war. Am Samstag, dem 25., werde ich Wien verlassen & entweder Sonntagabend oder Montagmorgen in Cambridge sein. Ich bin sehr begierig darauf, Sie wiederzusehen.

Ihr ergebener

Ludwig Wittgenstein.»

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

17 *In memoriam K.W.*

Die Nachrufe auf Karl Wittgenstein waren würdevoll und schmeichelhaft, wie fast alle Nachrufe in jener Zeit. In keinem von ihnen wurden die Preisabsprachen und Kartellbildungen erwähnt, die bei seinen Geschäften üblich waren, oder die harten Bedingungen, unter denen seine Arbeiter leben mussten – was die linksgerichtete Presse noch zur Zeit seines Rückzugs aus dem Geschäftsleben so sehr erzürnt hatte. Stattdessen wurde hervorgehoben, wie reichlich seine Spenden an die Armen ausgefallen waren und welche grosse Rolle er als Kunstmäzen gespielt hatte. Ohne seine spontane Grosszügigkeit hätte das berühmte Secessionsgebäude in der Friedrichstrasse nie gebaut werden können. Paul Kupelwieser schrieb in der *Neuen Freien Presse*:

«Karl Wittgenstein war ein Mann von ungewöhnlicher schöpferischer Kraft und starkem organisatorischem Talent. Ihm verdankt die österreichische Eisenindustrie, welche sich noch vor dreissig Jahren in einem wenig fortgeschrittenen Stadium befand, ihre mächtige Entwicklung. (...) Karl Wittgenstein hatte ein stürmisches Temperament und eine ausserordentlich rasche Auffassung, in der Diskussion glänzende Schlagfertigkeit und einen liebenswürdigen Humor. Er war oft aufbrausend, aber nie nachtragend, stets hilfsbereit gegen seine Freunde, und seine Charaktereigenschaften wurden auch von seinen Gegnern geschätzt. Er hat im Stillen oft im grössten Stil Wohltaten erwiesen, junge Talente gefördert und künstlerische Bestrebungen bereitwillig unterstützt. «

Die autobiographischen Notizen, die Karl Hermine diktiert hatte, waren nicht für eine Veröffentlichung geeignet. Die Familie entschloss sich stattdessen, ihn mit einer Privatedition seiner politisch-ökonomischen Texte zu ehren. Am 25. Januar 1913 wurde er auf einer für ihn und seine Familie reservierten Parzelle an einem prominenten Platz des von allen

NOCH EINMAL PAUL

Touristen bewunderten einzigartigen, hierarchisch strukturierten Zentralfriedhofs beigesetzt. Die Krypta der Familie Wittgenstein, ein heute verfallender achteckiger Bau, ist nur vierzig Schritte entfernt von den Gräbern Beethovens, Schuberts, Brahms' und Johann Strauss'. Bald nach Karls Tod wurden auch die sterblichen Überreste seines Sohnes Rudi an diesen Ort überführt. Rudi ist der einzige der fünf Wittgenstein-Söhne, der hier begraben ist. Neben Karl liegt Leopoldine, seine Frau, und auf der anderen Seite eine von den Wittgensteins geliebte Hausangestellte namens Rosalie Hermann.

18 Noch einmal Paul

Pauls Konzertdebüt am 1. Dezember 1913, mit dem diese Geschichte begann, galt in der Familie, bei seinen Freunden und vielleicht sogar unter den Bediensteten im Palais als Riesenerfolg, noch bevor die ersten Besprechungen in den Zeitungen erschienen. Albert Figdor, ein exzentrischer Milliardär und Pauls Cousin, schrieb ihm am Tag nach dem Konzert, dass er überglücklich sei über seinen Erfolg und dass ganz Wien das Loblied des jungen Pianisten singe. In seinem Brief bat er ihn, den beiliegenden «Scherz» als Beweis seiner freundschaftlichen Gefühle anzunehmen. Sein Geschenk erwies sich als die Originalhandschrift eines humoristischen Kanons von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Paul hatte ein äusserst feines Gehör für die Meinungen anderer. Er konnte wütend sein über Lob, wenn er glaubte, dass es nicht gerechtfertigt sei, und empört über negative Urteile aller Art. Am liebsten hätte er es gesehen, dass seine Aufführungen überhaupt nicht besprochen wurden. Am empfindlichsten reagierte er auf die Ansichten seines jüngeren Bruders, denn obwohl Ludwig Pauls Technik bewunderte, war er von seinen Interpretationen selten begeistert. Ludwig ging mit allen Musikern hart ins Gericht, selbst die besten kritisierte er schonungslos (ein-

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

mal unterbrach er das berühmte Rosé Quartett bei einer Probe, weil sie ein Schubertquartett seiner Meinung nach völlig falsch spielten). Die hohen Ansprüche waren typisch für ihn. Doch seine geringe Meinung von Pauls musikalischen Fähigkeiten regte den älteren Bruder masslos auf. Eines Abends, als Paul zu Hause übte, hörte er plötzlich auf zu spielen, rannte zum Nachbarzimmer hinüber, wo Ludwig mit seinen Angelegenheiten beschäftigt war, und rief ihm zu: «Ich kann einfach nicht spielen, wenn du im Haus bist. Ich spüre, wie deine Skepsis unter der Tür hereinsickert.»

Ludwig bestand darauf, dass seine Meinung von Pauls Spiel «absolut immateriell» sei, doch Paul, der so etwas nicht auf sich beruhen lassen konnte, kam zu dem Schluss, dass sein jüngerer Bruder es nicht aushalte, ihn spielen zu hören.

Im Volksgartencafé am Burgring versuchte Ludwig ihm einmal seine Position zu erklären. Er begann, so taktvoll er konnte, indem er Pauls Spiel mit der Kunst eines hervorragenden Schauspielers verglich, der den Text eines Dramas als Sprungbrett benutzt, um dem Publikum Aspekte seiner eigenen Persönlichkeit vorzuführen, und bekannte dann unverblümt, dass ihm Pauls musikalische Interpretationen dadurch verleidet seien, dass zu viel Ego darin aufscheine. «Ich glaube, du willst dich nicht hinter einer musikalischen Komposition verstecken, sondern dich in ihr porträtieren. Wenn ich einen Komponisten sprechen hören will (was ich oft tue), werde ich mich nicht an dich wenden.» Wie die meisten darstellenden Künstler neigte Paul dazu, professionelle Kritiker zu hassen, obwohl er später selbst ein Kritiker werden sollte. «Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, sind sie unwichtig», schrieb er einmal an seine englische Agentin. «Was macht es schon aus, was ein Herr Soundso denkt oder zu denken vorgibt? Von einem praktischen Standpunkt aus betrachtet, sind diese Leute aber leider von äusserster Wichtigkeit» – und gerade, weil es ihm an guter Presse mangelte, war Paul überhaupt darauf verfallen, im Musikverein zu debütieren. Max Kalbeck, der bedeutende dreiundsechzigjährige Kritiker und Brahmschüler,

NOCH EINMAL PAUL

war der Erste, der in einem wortreichen und gefühlvollen Artikel im *Neuen Wiener Tagblatt* vom 6. Dezember seine Meinung bekundete:

«Ein junger Mann aus der Wiener Gesellschaft, der sich Anno 1913 als Klaviervirtuose mit einem Fieldschen Konzert in der Öffentlichkeit einführt, muss entweder ein fanatischer Schwärmer oder ein sehr selbstbewusster Dilettant sein. Nun, Herr Paul Wittgenstein – denn von ihm sprechen wir – ist weder das eine noch das andre, sondern, was uns mehr gilt als beides: ein ernster Künstler. Er unternahm sein Wagnis, ohne zu wissen, dass es eins war, aus lauter Liebe zur Sache und von der ehrlichen Absicht geleitet, vor dem Publikum eine ebenso zuverlässige wie seltene Probe seiner eminenten Fertigkeiten abzulegen.»

Über Pauls Konzert schreibt der grosse Kritiker blumig weiter:

«Im Zwielflicht der Gefühle bewegten sich liebe altertümliche Gestalten vor uns her und weithen uns in die Geheimnisse einer poetischen Dämmerstunde ein. Der trockene Rechenschaftsbericht hatte sich unversehens in ein blühendes Gedicht umgewandelt. Im Körper jener tadellos sauberen Technik, die uns heute so kühl scheint wie anorganische Materie, wohnte doch eine zartempfindende Seele, und wir spürten ihren warmen Hauch.»

Kalbeck war ein Freund der Wittgensteins, ein regelmässiger Gast bei den musikalischen Soireen in der Alleegasse, und vielleicht war er voringenommen, als er seine Lobeshymne auf Paul schrieb. Seine überschwängliche Charakterisierung der brillanten Technik und des sprühend-zarten Anschlags des Debütanten sollte einer nicht namentlich gekennzeichneten Kritik im *Fremdenblatt* vom 10. Dezember gegenübergestellt werden, in der es, deutlich weniger enthusiastisch, heisst: «Die

SELBSTMORD IST IMMER EINE SCHWEINEREI

mitunter recht heiklen Terzen und Sextenläufe liessen die in emsigem Studium erworbene Technik merken, die Wucht im Anschläge und die unaufdringliche Schärfe einer gesunden Rhythmik die Berechtigung zum öffentlichen Musizieren.» Trotz des «vorläufig noch allzu vorsichtigen und überaus behutsamen Spieles» sind auch für diesen Rezensenten jedoch «schon die Keime einer Persönlichkeit zu erkennen».

Julius Korngold, der wichtigste Kritiker der *Neuen Freien Presse*, der nach dem ersten Stück das Konzert aus unerfindlichen Gründen verlasen hatte, schrieb später eine ebenfalls lobende Notiz:

«Lebhaftes Interesse erregte das Debut des jungen Pianisten Paul Wittgenstein (...) Die frisch erworbene Technik die Musizierfreudigkeit, das klassisch geschulte Stilgefühl des jungen Pianisten konnten sich hier in sympathischer Weise ohne weitere Fährlichkeiten ergehen.»

Obwohl der Artikel erst volle drei Wochen nach dem Konzert erschien, stärkte er das Selbstvertrauen des jungen Pianisten und gab ihm Kraft für die weitere Verfolgung der ersehnten Musikerkarriere. Paul hatte sich den Einwänden seiner Familie mit aller Kraft widersetzt, hatte manchmal gegen die despotischen Weisungen seines Vaters rebellierte, war manchmal auch Kompromisse eingegangen. Weil Karl es wollte, hatte er sich 1910 in der Technischen Universität von Wien eingeschrieben und bald darauf eine Stelle als Banklehrling in Berlin angenommen, obwohl ihm diese Arbeit widerstrebte. Jetzt hatte er endlich einen Sieg zugunsten seiner Pianistenlaufbahn errungen. Korngolds Artikel, so nachlässig er geschrieben war und so spät er auch kam, war eine endgültige öffentliche Bestätigung der Begabung des jungen Pianisten. Sie erfüllte Paul nicht nur mit Hoffnung und Selbstvertrauen, sondern machte es ihm auch ein wenig leichter, die Düsternis der Weihnachtsfeiertage zu ertragen, vor denen sich in diesem Jahr alle Mitglieder der Familie fürchteten.

NOCH EINMAL PAUL

Am 3. Dezember 1913, zwei Tage nach Pauls triumphalem Debüt, erschien ein Aufruf in der Chicagoer Zeitung der serbischen Emigranten, *Srbobran*:

«Der österreichische Thronfolger hat seine Absicht bekundet, im nächsten Jahr Sarajewo zu besuchen. Jeder Serbe muss diese Tatsache zur Kenntnis nehmen (...) Serben, ergreift alles, was euch in die Hände fällt – Messer, Gewehre, Bomben und Dynamit. Nehmt heilige Rache! Tod der Dynastie der Habsburger und ewiges Gedenken den Helden, die ihre Hand gegen sie erheben.»

II

Soll es immer so weitergehen?

19 Finanzfragen

Karl Wittgensteins Besitz wurde zwischen seiner Frau und den sechs überlebenden Kindern gleichmässig aufgeteilt. Gretl hatte sich für eine sehr grosse Zahlung in bar entschieden und sich bald darauf für 335'000 Kronen die Schlossvilla Toscana samt Grundstück in Gmunden gekauft. Doch kaum hatte sie für Umbau und Einrichtung Architekten und Innenausstatter bestellt, bestand der ruhelose Jerome darauf, dass sie wieder nach England gingen. So packten die Stonboroughs im April 1914 ihre Sachen und zogen in ein dreihundert Jahre altes Herrenhaus in Besselsleigh bei Abingdon in Oxfordshire. Jerome, der über etwas mehr Geschäftserfahrung verfügte als seine Frau, nahm die Verwaltung ihrer beträchtlichen Kapitalanlagen in die Hand und transferierte den Grossteil ihres liquiden Vermögens an die amerikanische Börse. Paul und seine anderen Geschwister teilten den österreichischen Grundbesitz ihres verstorbenen Vaters unter sich auf, ebenso wie seine ausländischen Vermögenswerte bei der Central Hanover Bank in New York, der Schweizer Kreditanstalt und Blankart & Cie. in Zürich und bei der holländischen Bank Hope & Co. in Amsterdam.

Sie alle waren durch das Ableben des Vaters unermesslich reich geworden, doch das Geld brachte für eine Familie, die sich so obsessiv mit Fragen der sozialen Moral beschäftigte, viele Probleme mit sich. Jeder von ihnen war grosszügig, spendete grosse Summen, oft heimlich, an künstlerische und medizinische Vereinigungen, beschenkte Freunde und

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

soziale Einrichtungen. Ludwig verteilte 100'000 Kronen an diverse «unbemittelte österreichische Künstler»; dazu zählten der Architekt Adolf Loos, der Maler Oskar Kokoschka und die Dichter Rilke und Trakl. Letzterer tötete sich im Jahr nach der Schenkung mit einer Überdosis Kokain. Siebzehn weitere Beschenkte schrieben Ludwig Dankesbriefe; die meisten davon waren ihm wegen ihres «unedlen, fast schwindelhaften Tons» höchst «unsympathisch». Hermine versuchte auf verworren-philosophische Weise zwischen «ethischem» und «bürgerlichem» Geld zu unterscheiden. Gretl träumte sehnsüchtig von einem Leben ganz ohne Geld. «Es wäre gesund für mich», schrieb sie in ihr Tagebuch, «wenn mich das Schicksal mit einem kräftigen Fuststoss von der weltlichen Höhe herunterstiesse, von der ich, wie ich fürchte, nie freiwillig herunterzukriechen den Mut haben werde, dann würde vielleicht, freilich auch nur vielleicht, ein Mensch aus mir. So wie es jetzt ist, sehe ich zwar den rechten Weg ziemlich genau, aber ich kann mich nicht entschliessen, ihn zu gehen (...)»

Paul glaubte, dass ein starker Staat wichtiger sei als persönlicher Reichtum gleich welcher Höhe, und spendete antikommunistischen und antianarchistischen politischen Organisationen hohe Summen. Für einen vermögenden jungen Mann, der als Konzertpianist reüssieren wollte, war es nicht so einfach, wie es scheinen mag. Wenn Leute im klassischen Musikgeschäft Geld riechen (was nicht allzu oft vorkommt), werden sie davon angezogen wie Wespen vom Marmeladentopf. Wenn ein Solomusiker reich genug ist, seine eigenen Konzerte zu veranstalten, wird man ihn, wie gut er auch immer spielen mag, dazu auffordern, auf Tantiemen zu verzichten bzw. als sein eigener Sponsor aufzutreten. Mit diesem unerfreulichen Problem sollte Paul zu kämpfen haben, solange er auftrat. In den Monaten, die seinem Debüt folgten, schwirrten Promoter und Agenten um ihn herum, die darauf lauerten, sich auf seine Kosten zu bereichern, doch er hörte auf den Rat seines blinden und weisen Mentors Labor und liess sie nicht allzu nah an sich herankommen:

FINANZFRAGEN

«Nichts ist gefährlicher für ein junges Talent [sagte Labor einmal zu Alma Schindler] als das, sich nicht reif werden zu lassen. Die warnendsten Beispiele sollten für alle jungen Künstler Rubinstein & Goldmark sein – 2 solche Talente, untergegangen, weil sie nicht abwarteten, bis sie fertig waren. Rubinstein schüttete alle seine Maienblüte auf uns herab, aber zu Früchten liess ers nicht kommen.»

In den sechs Monaten nach seinem Debüt spielte Paul nicht mehr als eine Handvoll Konzerte. Es gab einen Abend mit Kammermusik von Mendelssohn und Labor mit der bekannten Geigerin und Freundin der Familie Marie Soldat-Roeger. Hermine, die mit ihrer Mutter und ihren Schwestern anwesend war, schrieb Ludwig, dass Paul «sehr schön gespielt» und von allen Seiten Lob erhalten habe. Im Februar 1914 gab Paul in Graz ein Solokonzert, das von dem anspruchsvollen Kritiker der *Grazer Tagespost* sehr wohlwollend besprochen wurde. Im März gab es ein weiteres Kammerkonzert, dem drei Wochen später ein zweiter, hochrangig besetzter Auftritt im Musikverein folgte. Diesmal spielten die Wiener Symphoniker unter Leitung des slowakischen Pianisten und Komponisten Rudolph Réti Labors *Variationen über ein Thema von Czerny*, ein ruhiges Nocturne von Field und ein paar Etüden von Chopin. Diese verstreuten Auftritte mögen unbedeutend erscheinen, doch für Paul waren sie notwendige Erfahrungen, die ihn, wie er hoffte, seinem langersehten Ziel einer grossen internationalen Musikerkarriere näherbrachten. Weder er noch irgendjemand anders in der selbstzufriedenen, unbekümmerten Kaffeehausatmosphäre des habsburgischen Wien rechnete mit den katastrophischen Störungen dieses Sommers.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

20 Vorspiel zum Krieg

Als am 28. Juni 1914 die Nachricht Wien erreichte, dass der habsburgische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo von einem jugendlichen Anarchisten in den Hals geschossen worden war, raufte sich niemand die Haare. Im Grossen und Ganzen war man in Österreich bereit, zur Tagesordnung überzugehen, denn der Neffe des Kaisers war ohnehin nicht beliebt gewesen. Politische Gründe fielen dabei nicht ins Gewicht; man hatte einfach nur das Gefühl, der Erzherzog sei dick und hässlich und undankbar. Er war eine morganatische Ehe eingegangen, das heisst, er hatte eine Frau geheiratet, die nicht standesgemäss war und nach dem Gesetz der Habsburger weder bei höfischen Zeremonien dabeisein durfte noch dazu geeignet war, zukünftige Erben des kaiserlichen Throns hervorzubringen. Bevor er sie heiraten konnte, war Franz Ferdinand dazu gezwungen worden, auf alle Thronansprüche seiner Kinder zu verzichten. Es war allgemein bekannt, dass der Kaiser seinen Neffen nicht leiden konnte, und da das Leben des alten Mannes voller Kummer gewesen war – sein Bruder war von einem Exekutionskommando in Mexiko erschossen worden, seine Schwägerin hatte den Verstand verloren, seine Frau war in Genf brutal ermordet worden und sein einziger Sohn, Prinz Rudolf, hatte sich zusammen mit seiner Geliebten erschossen –, galten die Sympathien des Volkes dem Kaiser und nicht seinem schwerblütigen und herrschsüchtigen Erben. Stefan Zweig, der immer wieder Gelegenheit hatte, den Erzherzog im Theater zu beobachten, erinnert sich:

«Da sass er in seiner Loge, mächtig und breit, mit kalten, starren Augen, ohne einen einzigen freundlichen Blick auf das Publikum zu richten oder die Künstler durch herzlichen Beifall zu ermutigen. Nie sah man ihn lächeln, keine Photographie zeigte ihn in aufgelockerter Haltung. Er hatte keinen Sinn für Musik, keinen Sinn für Humor, und ebenso unfreundlich blickte seine Frau. Um diese beiden stand eine

VORSPIEL ZUM KRIEG

eisige Luft; man wusste, dass sie keine Freunde hatten, wusste, dass der alte Kaiser ihn von Herzen hasste, weil er seine Thronfolger-Ungeduld, zur Herrschaft zu kommen, nicht taktvoll zu verbergen verstand.»

Auf einer Fotografie, aufgenommen an jenem fatalen Tag in Sarajewo, sieht man – Zweig zum Trotz – den Erzherzog und seine Frau mit einem breiten Lächeln auf den Gesichtern; doch ihr letztes, vielleicht einziges Lächeln kam zu spät. Die verhärteten Herzen der Wiener wurden nicht mehr warm, selbst als sie lasen, dass der sterbende Franz Ferdinand mit dem letzten Atemzug seine mit strenger Miene aufrecht hinter ihm in der Kutsche sitzende Frau beschworen hatte durchzuhalten, um der Kinder willen am Leben zu bleiben: «Sopher! Sopher! Stirb nicht!» Sie hatte ihn aber nicht hören können, denn sie war schon tot gewesen.

Historiker haben gesagt, dass es in der Seele der Männer und Frauen aller deutschsprachigen Länder einen Willen zum Krieg gegeben habe, dass Künstler, Komponisten und Schriftsteller sich ruhelos und leidenschaftlich mit Gedanken beschäftigten, die zur Zerstörung führen mussten. Der Rückfall in atavistische Barbarei lag nah. Kurz nach dem Ausbruch des Krieges schrieb Thomas Mann:

«Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung (...) Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungstoffen der Zivilisation? (...) Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! (...) Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung. «

Und doch schien die Öffentlichkeit unmittelbar nach dem Attentat in Sarajewo mehr mit den Umständen des Begräbnisses beschäftigt zu sein –

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

besonders mit der heftig diskutierten Frage, ob die Leiche der Erzherzogin würdig genug war, an der Seite ihres Gatten in der Kapuzinergruft bestattet zu werden oder nicht – als mit der Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges. Auf der Regierungsebene sah es allerdings ein wenig anders aus. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf und Außenminister Leopold Berchtold nutzten die Gelegenheit, um Serbien zu demütigen und den Einfluss der Habsburger auf dem Balkan zu stärken. Sie erklärten, dass die serbische Regierung bei den Morden ihre Hand im Spiel gehabt habe und deshalb bestraft werden müsse. Die unvermeidliche Zurückweisung des österreichischen Ultimatums am 25. Juli durch die Serben führte zur Kriegserklärung Wiens gegen Serbien am 28. desselben Monats.

Der Rest – ein phänomenales Getümmel von Nationen, die im Namen der Ehre in Aktion traten – ist, wie man sagt, Geschichte. Am 31. Juli erklärte Deutschland Russland den Krieg. Russische Truppen wurden mobilisiert, um Serbien zu unterstützen; Frankreich, mit Russland verbündet, ging gegen Deutschland vor; Deutschland marschierte, um sich gegen die Franzosen zu schützen, in Belgien ein, worauf die Briten (die nicht das mindeste Interesse an dem serbischen Streit hatten) zur Verteidigung der belgischen Neutralität Deutschland den Krieg erklärten. Am 5. August erklärte Österreich-Ungarn Russland den Krieg; am 6. kam Serbiens Kriegserklärung an Deutschland; und am Tag darauf erklärte sich Montenegro als Gegner Österreich-Ungarns und Deutschlands. Am 10. erklärte Frankreich Österreich-Ungarn den Krieg, am 12. tat Grossbritannien dasselbe. Am 23. hatte sich auch Japan, Tausende von Kilometern entfernt, in den Krieg eingemischt, mit dem unmittelbaren Resultat, dass Österreich-Ungarn, in ehrenvoller Verteidigung seines Bündnispartners Deutschland, Japan den Krieg erklärte. Am 28. August, zwei kurze Monate nach den Schüssen von Sarajewo, folgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Belgien. Weitere Länder sollten folgen, denn die Ereignisse überstürzten sich nun, doch noch bevor die letz-

SOLDATEN

ten kriegswilligen Nationen Zeit hatten, sich ebenfalls in das Handgemenge zu stürzen, wurde das Haus Wittgenstein von einem Schicksalsschlag getroffen.

21 Soldaten

Die Einberufung verlief bei allen drei überlebenden Wittgenstein-Brüdern – Kurt, Paul und Ludwig – auf eigene Art. Kurt war bei Ausbruch des Krieges sechsunddreissig Jahre alt und lebte in New York. Am 9. April 1914 war er von Bord des neugebauten deutschen Linienschiffes *Imperator* gegangen, um sich nach Investitionsmöglichkeiten in der amerikanischen und kanadischen Stahlindustrie umzusehen. Eine Zeit lang wohnte er im Waldorf-Hotel, bevor er in den Knickerbocker-Club an der East 62nd Street zog. Er fand Freunde in der High Society, kaufte sich ein Luxusauto, kurte mehrmals in Hot Springs und passte sich offenbar mit Leichtigkeit dem Lebensstil der Reichen in der Neuen Welt an. Als er die Nachricht vom Kriegsausbruch in Europa erhielt, kam er gerade aus Cranbrook, einer Stahlstadt in British Columbia, und war auf dem Weg zurück nach New York. Er hatte vorgehabt, Anfang Juli nach Österreich zurückzureisen, doch die amerikanischen Behörden hielten ihn zurück. Als er im österreichischen Konsulat in Manhattan vorsprach, wies ihm Generalkonsul Alexander von Nuber eine Stelle in der Propagandaabteilung an, deren Aufgabe es war, das amerikanische Volk, die amerikanische Presse und vor allem den amerikanischen Regierungsapparat dafür zu gewinnen, Österreich-Ungarn im Krieg zu unterstützen.

Paul und Ludwig waren mit ihren Schwestern und der Mutter auf der Hochreit, ihrem Landgut in den Bergen, als sie vom Kriegsausbruch erfuhren. Von Patriotismus erfüllt reisten sie sofort nach Wien zurück. Auf den Strassen ging es hoch her. Kleine Handwerker, aber auch Ärzte und Lehrer waren in ausgelassener Feierstimmung. Stefan Zweig schreibt: «Jeder Einzelne erlebte eine Steigerung seines Ichs, er war nicht mehr

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

der isolierte Mensch von früher, er war eingetan in eine Masse, er war Volk.» Frauen drängten ihre Männer, sich mustern zu lassen, Klassen-schranken fielen, in den Läden sprach man in herzlichem Ton mit Wildfremden und machte muntere Scherze über den baldigen Zusammenbruch Serbiens.

Ludwig wollte nach Norwegen fahren, doch als er keine Ausreiseerlaubnis bekam, meldete er sich freiwillig zum zivilen Dienst. Anders als seine Brüder Paul und Kurt war Ludwig bisher um seinen Militärdienst herumgekommen. 1868 hatte die österreichische Regierung bestimmt, dass jeder junge Mann eine dreijährige soldatische Ausbildung absolvieren müsse, doch es hatte sich herausgestellt, dass die Kosten dafür exorbitant hoch waren. Das Gesetz war dennoch nicht annulliert worden. Nur gab es jetzt verschiedene Möglichkeiten (einschliesslich eines Losverfahrens), wie ein junger Mann um die lästige Militärpflicht herumkommen konnte. Nur ein Fünftel der männlichen Bevölkerung hatte zu dieser Zeit je in einer Soldatenuniform gesteckt, und von diesem Fünftel hatten nur sehr wenige die vom Gesetz geforderten vollen drei Jahre abgeleistet. Da er noch nie einberufen worden war, hatte Ludwig kein Regiment, bei dem er sich hätte melden können, und da er im vorherigen Jahr zwei Leistenbrüche gehabt hatte, galt er ohnehin als untauglich für den aktiven Dienst. Doch er war entschlossen, nicht abseits zu stehen, und liess sich als Freiwilliger mustern. Am 7. August wurde er einfacher Soldat in einer Garnisonstruppe, die Teil der 1. Armee Österreich-Ungarns werden und im Grenzgebiet zwischen Habsburg-Polen und Russland, an der galizischen Front, zum Einsatz kommen sollte.

Wie viele junge Männer im Deutschland von 1914 war Ludwig geistig erschöpft und sehnte sich nach Veränderung. Im Winter des gleichen Jahres war er mit Bertrand Russell in Streit geraten und hatte ihm geschrieben, dass sie ihre Freundschaft beenden müssten. «Mein Leben war bisher *eine* grosse Schweinerei – aber soll es immer so weitergehen?» Durch sein verrücktes Benehmen hatte er sich auch die Freundschaft des Philosophen George Moore in Cambridge verscherzt, und

SOLDATEN

selbst die Zukunft seiner Beziehung zu seinem bisher engsten Gefährten David Pinsent war ungewiss. «Am Grunde meiner Seele aber kocht es fort und fort wie am Grunde eines Geisirs. Und ich hoffe immer noch, es werde endlich einmal ein endgültiger Ausbruch erfolgen, und ich kann ein anderer Mensch werden», schrieb er. War ihm der Krieg noch Ende Juni als kaum mehr als eine kleine Unbequemlichkeit erschienen, so verwandelte er sich nun innerhalb weniger Tage in eine willkommene Herausforderung und eine Gelegenheit der persönlichen Befreiung. «Es war ihm, wie ich genau weiss», schrieb Hermine «nicht nur darum zu tun, sein Vaterland zu verteidigen, sondern er hatte den intensiven Wunsch, etwas Schweres auf sich zu nehmen und irgendetwas Anderes zu leisten als rein geistige Arbeit.»

Doch wenn er sich vom Ausbruch der Kampfhandlungen auch erfrischt fühlte, hegte Ludwig dennoch wenig Hoffnung auf einen österreich-ungarischen Sieg, wie ihn die Menge auf beiden Seiten mit dem oft wiederholten Satz «Weihnachten sind wir wieder zu Hause» verkündete. In einer Notiz, die er kurz nach Kriegsbeginn in sein Heft kritzelte, bekannte er: «Fühle darum heute mehr als je die furchtbare Traurigkeit unserer – der deutschen Rasse – Lage. Denn dass wir gegen England nicht aufkommen können, scheint mir so gut wie gewiss. Die Engländer – die beste Rasse der Welt – *können* nicht verlieren. Wir aber können verlieren und werden verlieren, wenn nicht in diesem Jahr so im nächsten. Der Gedanke, dass unsere Rasse geschlagen werden soll, deprimiert mich furchtbar (...)»

David Pinsent berichtet in seinem Tagebuch, dass Ludwig sich freiwillig zur Armee meldete: «Ich denke, es ist wunderbar von ihm, seinen Dienst zu leisten – aber auch äusserst traurig und tragisch (...) Er schreibt und betet, dass wir uns eines Tages wiedertreffen. Armer Kerl – ich hoffe zu Gott, dass das möglich sein wird.» Sie trafen sich nie mehr. Pinsent starb im Mai 1918 bei einem Flugunfall in Frankreich.

22 *Katastrophen*

Wie die Mehrheit seiner österreichischen Landsleute unterstützte Paul die österreich-ungarische Monarchie. Er glaubte, es sei seine moralische Pflicht als Staatsbürger, die Ehre der Habsburger zu verteidigen. Wenn nötig, wollte er sein Leben für sie geben. Doch wie sein jüngerer Bruder liess er sich von der Welle des Patriotismus nicht so leicht mitreissen. Auch seine Ansicht zur Zukunft Österreichs war durchaus fatalistisch. Wenn die Monarchie unterging, sollte sie wenigstens mit Anstand untergehen, hatte der Kaiser ein paar Tage vor der Unterzeichnung seiner Kriegserklärung privatim zu seinem Stabschef gesagt, und das traf sich mit dem, was Paul ganz offen äusserte. Der Krieg war für ihn nicht die Gelegenheit zur Läuterung und Veredelung seiner selbst, sondern eine Frage der persönlichen und nationalen Ehre. Seiner Schwester Gretl war die internationale Krise um Pauls willen durchaus willkommen. «(...) da ist uns von ungeahnter Seite Hilfe gekommen. So vielen, die ich kenne, wird dieser Krieg, wenn sie heil nach Hause kommen, sehr gutgetan haben. Dazu zählt auch der Paul + der Willi Z. [Zitkovsky, ein Freund].»

Fünf Jahre vor Ausbruch der Kampfhandlungen hatte Paul seinen Militärdienst beendet. Als Unteroffizier der Reserve gehörte er dem gleichen eleganten Kavallerieregiment an wie sein Bruder Kurt. Aus dem Jahr 1907 ist ein Strafprotokollauszug erhalten, in dem er «wegen Unaufmerksamkeit auf der Reitschule u. Unfleiss im theoretischen Unterricht» gerügt wird und man eine nicht näher bezeichnete Strafe vermerkt. Doch in der Dienstbeschreibung heisst es 1909, er sei ledig, «finanziell geordnet», beziehe eine monatliche Zulage von 600 Kronen und sei ein «sehr ehrenhafter, fester Charakter, ruhig, ernst, gutmutig».

Vier hektische Tage nach Österreichs Kriegserklärung gegen Serbien trug Paul wieder die farbenprächtige Uniform eines Zweiten Leutnants des 6. Dragonerregiments: schwarzer Helm mit aufgesetztem Kamm und Einfassungen aus Messing, dem Emblem des kaiserlichen Doppel-

KATASTROPHEN

adlers vorn und an den beiden Seitenblättern je ein Emblem, einen mit einer Schlange kämpfenden Löwen darstellend; krapprote Kniehosen, hellblaue Uniformjacke mit roten Anhängeschnüren, die seinen Offiziersrang anzeigten; kniehohe Kavalleriestiefel, dunkelbrauner Kavalleriemantel. Auch die Bewaffnung zeigte seinen Rang an: Roth-Steyr-Pistole Kaliber 8mm, Mannlicher-Repetierkarabiner, Kavalleriesäbel mit Silbergriff und Bajonett. Paul und seine Offizierskollegen mögen prachtvoll ausgesehen haben, wenn sie in farbenfrohem Aufputz in ihren Sätteln sassen, doch die Ausrüstung sowohl der Männer wie der Pferde waren Relikte eines vergangenen Jahrhunderts, die den Anforderungen moderner Schlachten nicht genügten. Die glänzenden Ehrenzeichen und hellen Farben waren vom Gegner leicht auszumachen; die Gewehre und Säbel waren zu schwer; die Mäntel und Pelzröcke waren (im Gegensatz zu den Uniformen anderer Armeen) schlecht genäht; selbst die Sättel waren gedankenlos konstruiert. Als stabile Sitze mochten sie für Paraden perfekt geeignet sein, doch bei längeren Märschen rieben sie den Rücken der Pferde auf. Innerhalb der ersten Kriegswoche fiel schon ein grosser Teil der österreichischen Kavallerie aus, weil Hunderte von Offizieren sich gezwungen sahen, abzusteigen und ihre Pferde am Zügel zu führen. Nach ihren Einsätzen kamen sie zu Fuss zurück.

Die österreich-ungarische Armee von 1914 war schlecht ausgerüstet und schlecht ausgebildet, inkompetent und zu klein, und doch zogen die Soldaten voller Begeisterung in den Kampf. Ihr ungeduldiger Enthusiasmus führte zu vielen schwerwiegenden Fehlern. Schon in den ersten Tagen des Krieges brachten sie es fertig, drei ihrer eigenen Flugzeuge abzuschliessen, so dass immer wieder der Befehl gegeben werden musste, dass nicht auf Flugzeuge gefeuert werden solle. Bei Jaroslawice rückten am 20. August zwei österreichische Kavalleriedivisionen in parallelen Linien vor, schwenkten um und begannen, einander zu bekämpfen. Aus übermässigem Stolz oder aus übergrosser Erregung waren sie nicht fähig, die Schlacht zu beenden, bis ein russisches Infanterieregi-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

ment eintraf und sie alle in die Flucht trieb. Nichts kam allerdings dem Zaudern gleich, das Franz Conrad von Hötzendorf in den ersten Tagen der Mobilisierung an den Tag legte, als es darum ging, die Armee in Marsch zu setzen.

Sein schwieriges Problem ist einfach zu erklären. Die Österreicher zogen in einen Zwei-Fronten-Krieg. Im Nordosten hatten die Russen fünfzig Infanteriedivisionen gegen sie aufgestellt. Im Süden stand Serbien mit elf Divisionen. Die k.u.k. Armee verfügte nur über insgesamt achtundvierzig Divisionen. Conrads Armee war also zu klein für den Krieg, in dem sie kämpfen wollte – kleiner sogar, als sie 1866 gewesen war, bei der vernichtenden Niederlage gegen Preussen, und das bei einem Bevölkerungszuwachs von zwanzig Millionen seit jenem Zeitpunkt. Conrad musste entscheiden, ob er mit etwa zwanzig Divisionen zuerst die Serben schlagen und den Rest des Heeres nach Galizien transferieren sollte, um die Russen aufzuhalten, oder ob er ein grösseres Kontingent gegen die Russen einsetzen und eine kleinere Verteidigungsmacht in den Süden schicken sollte, um die Serben zu bezwingen. Am Ende entschied er sich für die letztgenannte Möglichkeit, doch nicht ohne vorher mehrmals seine Meinung zu ändern und dadurch das gesamte Eisenbahnnetz des Habsburgerreiches in einen chaotischen Zustand zu versetzen.

Paul und Ludwig wurden beide an die galizische Front in den Norden versetzt, Paul mit der 4., Ludwig mit der 1. Armee. Doch Conrads Unentschlossenheit bedeutete, dass sie beide ihre Stützpunkte (in Pauls Fall den falschen) mit einer Verzögerung von fast einer ganzen Woche erreichten. Etliche Züge zockelten mit weniger als Schrittgeschwindigkeit durch das Land. Andere fielen ganz aus. Einer brauchte vierzig Stunden, um von Wien zum südpolnischen Fluss San zu gelangen, dreimal länger als normalerweise; weitere hielten auf offener Strecke an, und es gab sechsstündige Mittagspausen, obwohl die mobilen Küchen in den Wagons funktionierten. In dem horrenden Durcheinander erschossen sich mehrere Bahnbedienstete; ein Zug, vollgepackt mit Soldaten, wurde zu-

KATASTROPHEN

rückgeleitet zu dem Bahnhof, von dem er mehrere Tage zuvor nach tränenreichem Abschied mit wehenden Fahnen und unter dem Klang schmetternder Trompeten abgefahren war.

Am 19. August erreichte Ludwig seinen Posten, und man wies ihm umgehend kleinere Aufgaben auf einem gekaperten russischen Flussdampfer an, der *Goplana*, die auf der Weichsel patrouillierte. Paul sollte am 12. August in Zölkiew bei Lwow (Lemberg) eintreffen, doch weil alles drunter und drüber ging, kam er erst am 20. etwa hundert Kilometer westlich davon an, in Jaroslaw am San. Von dort ging es mit den Soldaten der 5. Eskadron unter dem Kommando von Generalmajor Otto Schwer von Schwertenegg zu Pferd weiter in nordöstlicher Richtung, bis man am Morgen des 20. Lubaczöw und zwei Tage später, am Abend des 22., Zamosc erreichte. Conrad, dem klar war, dass Wenzel von Plehve (ein russischer Kommandeur deutscher Abstammung) 350'000 Soldaten der russischen 5. Armee im Westen mobilisierte, um die Österreicher aufzuhalten, prophezeite noch immer munter, dass seine Truppen sehr bald weit in russisches Territorium vordringen könnten.

Am 23. August, Pauls viertem Tag in Galizien, wurde ihm als Nachrichtenpatrouilleführer befohlen, dass er mit sechs Mann über hügeliges bewaldetes Terrain in nördliche Richtung reiten sollte, auf das Dörfchen Izbica zu. Ihr Auftrag war, feindliche Stellungen auszukundschaften und dem Befehlshaber der Kompanie, Rittmeister Erwin Schaafgotsche, der sich in seinem Feldlager zwischen Izbica und Krasnystaw aufhielt, Bericht zu erstatten. Nach wenigen Kilometern wandten sich Paul und seine Männer gen Osten, in Richtung Topola, und bewegten sich dann vorsichtig weiter auf die russische Grenze und die sich sammelnden Reihen der gegnerischen Truppen zu.

Von den Wäldern bei Topola schweift der Blick in östlicher Richtung mehrere Kilometer über die Ebene von Grabowiec. Von hier aus konnte eine sehr grosse Zahl russischer Truppen ausgemacht werden, die sich rasch in südwestliche Richtung auf Zamosc zubewegten. Paul und seine

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Männer zeichneten sorgfältig die Stärke der Truppen, ihre Bewaffnung und ihre Bewegungsrichtung auf. Für seine Handlungsweise bei dieser Aktion erhielt Paul zwei Orden. Die Begründung für die Auszeichnungen zeigt, dass es ihm nicht nur gelang, wertvolle militärische Informationen zu sammeln, sondern dass er auch ausserordentlichen Mut bewies. Als sie einem russischen Spähtrupp in die Quere kamen und unter Beschuss gerieten, rettete er in aufopferungsvollem persönlichem Einsatz zwei seiner Männer und befahl einen Gegenangriff, um die Russen aufzuhalten, während er die Position ihrer Truppen genauestens im Auge behielt. «Was meine angeblichen Heldenthaten betrifft», schrieb er später an seine Mutter, «so war an der ganzen Sache nichts daran. Du wirst das nicht glauben, aber ich weiss es.»

Bei dem Schusswechsel wurde Paul verwundet. Eine Kugel zerschmetterte den Ellbogen seines rechten Arms. Später konnte er sich an die Zeit, die zwischen dem ersten durchdringenden Schmerz und dem Erwachen auf einem Feldbett in einem Lazarett lag, nicht mehr erinnern. Seine Männer hatten ihn aus der Schusslinie gezogen. Sie hatten die Deckung des Waldes ausgenutzt und waren rasch zurückgeritten, bis sie sich ausserhalb der Reichweite der feindlichen Waffen befanden. Pauls Arm wurde mit einem provisorischen Verband versehen, um das Blut zu stillen. Der Weg nach Izbica war weit, und Sanitätskorps und Lazarette waren dünn gesät. Irgendwann gelang es den Männern, Rittmeister Schaafgotsche die Ergebnisse ihres Erkundungsritts zu übermitteln; diese Informationen sollten sich für die österreichische Verteidigung von Zamosc als lebenswichtig erweisen.

Paul war in das Lazarett gebracht worden, das sich innerhalb der Festungsmauern der Stadt Krasnystaw befand, zehn Kilometer nördlich von Izbica. Bewusstlosigkeit oder Schock hatten dafür gesorgt, dass er alles vergass, was der Arzt ihm gesagt haben mochte, bevor er ihm seinen rechten Arm bis zur Mitte des Oberarms amputierte. Später erinnerte er sich an einen doppelten Schrecken beim Aufwachen: Während der Operation – die Ärzte hatten seine Lungen mit schmerzlindernden Dosen

GEFANGENER DER RUSSEN

von Morphium oder Lachgas gefüllt, das Messer angesetzt, kreisförmig eingeschnitten, das Fleisch des Oberarms zurückgeklappt, den freigelegten Knochen durchgesägt, das amputierte Glied beiseitegelegt und die Fleischlappen über dem Stumpf wieder zusammengenäht – während all das geschah, hatte nämlich die russische 5. Armee bei ihrem ersten Vordringen in habsburgisch-polnisches Territorium die Festungsmauern von Krasnystaw gestürmt. Als der Frischoperierte das Bewusstsein wiedergewann, war die Stadt in die Hände der Russen gefallen, und schwerbewaffnete russische Soldaten rannten brüllend durch die Gänge des Lazarets. Patienten, Ärzte, Sanitäter und Krankenschwestern wurden mit vorgehaltenen Gewehren gefangengenommen und befanden sich nun in der Gewalt einer feindseligen Regierung. Bald sollten sie über die Grenze geschafft werden, Tausende von Kilometer fort von ihrem Heimatland, in die Gefangenenlager Russlands und Sibiriens.

23 Gefangener der Russen

Es gab keine Zugtrassen und nur wenige Landstrassen in den unabsehbaren Weiten östlich von Krasnystaw. Gefangene, die für marschfähig erklärt wurden, mussten zu Fuss gehen, manchmal bis zu zwanzig Kilometer am Tag. Die Kosaken waren ständig bereit, sie mit ihren Säbeln zu traktieren. Die Verpflegung bestand aus einer Scheibe Brot und einem Teller Kohlsuppe, die jeden Morgen ausgegeben wurden. Man marschierte zwei oder drei Wochen, bis man eine Bahnstation erreichte, wo man auf den Weitertransport per Zug wartete. In ihrer ersten galizischen Offensive nahmen die Russen 100'000 Gefangene aus dem österreich-ungarischen Heer. Zu den Gefangenen kam die grosse Zahl ihrer eigenen Verwundeten und die verstreuten Gruppen vertriebener Polen, die auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft im ganzen Land umherirrten: eine riesige Zahl verzweifelter Menschen auf Wanderschaft, auf die die

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

russische Armee nicht vorbereitet war und für deren Ernährung ihre Kapazitäten nicht ausreichten.

Berichte über den langen Marsch tief ins Innere Russlands, die sich erhalten haben, bezeugen die Freundlichkeit und das Einfühlungsvermögen der russischen Ärzte, wie auch die Hilfsbereitschaft der russischen Bauern die den zerlumpte österreichischen und deutschen Kriegsgefangenen auf dem Marsch durch ihre Dörfer oft voller Mitgefühl Brot und Kleidung schenkten; doch es gibt auch viele Zeugnisse über Grausamkeit, Unehrllichkeit und Geiz der einfachen russischen Soldaten. Artikel 4 der Haager Konvention, an die alle kriegführenden Staaten gebunden waren, legte fest, dass Kriegsgefangene menschlich zu behandeln seien. Sie unterstanden nicht einzelnen Befehlshabern oder Truppenverbänden, von denen sie gefangengenommen worden waren, sondern der feindlichen Regierung. Mit Ausnahme von Waffen, Pferden und militärischen Dokumenten durfte ihnen persönlicher Besitz nicht weggenommen werden. Doch Tatsache war, dass die selbst unterernährten und unterbezahlten russischen Soldaten, die in ständiger Angst lebten, regelmäßig die Taschen ihrer Gefangenen durchwühlten und stahlen, was ihnen gefiel: Geld, Briefe, Uhren, Notizbücher, Besteck und vieles andere. Die Wachen in den Gefangenenlazaretten nahmen sich Ausrüstungsgegenstände und Kleidung, soviel sie bekommen konnten; Mäntel, Hemden, Stiefel und selbst Decken verschwanden von den Krankenstationen. Da sich das Geld, das die Lazarette erhielten und mit dem sie wirtschaften sollten, nach der Zahl der eintreffenden und abgehenden Patienten richtete, sorgten betrügerische Angestellte dafür, dass auch die Schwerverwundeten sinnlos von einem Lazarett zum anderen transportiert wurden. Manchmal mussten sie barfuss und bei Nacht (damit die Russen sie nicht sahen) zu eiskalten Bahnhöfen marschieren, und dann wurden sie wochenlang zwischen verschiedenen russischen Städten hin und her geschoben, nur um am Ende wieder zu der Station zurückzukehren, von der sie aufgebrochen waren.

GEFANGENER DER RUSSEN

So wurde auch Paul in den langen Monaten nach seiner Gefangennahme von Chelm nach Minsk, von dort nach Kiew, nach Orel, nach Moskau, Petrograd und Omsk verschoben, in den engen, überfüllten, stinkenden und verlausten *tjeploschki*, den vierzig oder fünfzig aneinanderhängenden Güter- und Viehwaggon eines typischen Gefangenen-Transportzugs. In der Mitte jedes Waggons stand ein eiserner Ofen und ein Eimer, der als Latrine diente. An jeder Seite waren Bretterreihen, auf denen dreistöckig die Gefangenen lagen; getrennt davon gab es Pritschen für die bewaffneten Bewacher. Im Durchschnitt waren fünfunddreissig bis fünfundvierzig Gefangene in einem Waggon. Man schlief oft zu sechst auf einem Brett. Ein österreichischer Kriegsgefangener berichtet: «Alle [lagen] entweder auf der rechten oder linken Seite, eng aneinandergedrückt. Das Umwenden war eine gemeinsame Angelegenheit. Jeder dahin abzielende Versuch eines Einzelnen wurde als unsoziale Handlung abgewehrt, denn nur bei streng paralleler Lage aller Körper konnte mit dem vorhandenen Raume das Auslangen gefunden werden.»

Es gab wenig, was Paul aufheitern konnte, als er auf den blanken Brettern der *tjeploschka* zwölftausend Kilometer durch fremdes Territorium ratterte. Tagelang lag er mit offenen Augen, eng an die Körper anderer Verwundeter gedrückt, in seiner Pritsche. Die Wunde an seinem Arm eiterte, der Waggon war voller Ungeziefer. Mit besonderem Abscheu erinnerte er sich später an die Ratten, die über seinen Körper liefen, und Jahre später vertraute er einer engen Freundin an, dass sie «in Alpträumen hin und wieder zurückkehren» und er dankbar sei, dass sein Blut nicht durch Insektenbisse vergiftet worden war. «Andere Gefangene ertrugen den ständigen Angriff der Wanzen und Läuse nicht, aber ich habe sie nur abgeschüttelt, sie haben mich nicht gebissen».

Schwerer fiel ihm der Umgang mit den körperlichen und seelischen Traumata, die er in den Wochen und Monaten nach seiner Operation erlitt – Wunden, die durch die Schwierigkeiten der Anpassung seiner Behinderung an den Alltag nur noch tiefer wurden.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Auf einmal war er nicht mehr in der Lage, sich die Schuhe zuzubinden, sein Essen zu schneiden oder sich ein Hemd zuzuknöpfen. Géza Zichy, der zu Pauls Bekanntenkreis zählte und seinen rechten Arm im Alter von fünfzehn Jahren bei einem Jagdunfall verloren hatte, erinnert sich an die ersten Versuche, sich anzuziehen: «Es dauerte drei Stunden, aber es gelang. Ich nahm die Türklinke, Möbelstücke, meine Füße und Zähne zu Hilfe, um es leisten zu können. Beim Speisen ass ich kein Gericht, das ich nicht zerteilen konnte, und heute schäle ich Äpfel, schneide die Nägel meiner Hand, kleide mich allein an, reite, lenke ein Viergespann und bin mit Schrot und Kugel ein wackerer Schütze, ich habe sogar etwas Klavierspielen erlernt. «

Bis heute ist es den Medizinern noch nicht völlig klar, worauf der allein Amputierten bekannte Phantomschmerz zurückzuführen ist. Einige Wissenschaftler glauben, dass das Gehirn auf der Grundlage eines Modells des gesamten Körpers weiterarbeitet, selbst wenn einige Teile davon fehlen; andere gehen von der Annahme aus, dass das Gehirn das fehlende Glied mit Informationen bombardiert, sobald es keine Signale mehr von ihm erhält, die Nerven dadurch überreizt werden und ihre Funktionstüchtigkeit verlieren. Doch was immer die Ursachen sein mögen – die Symptome sind äusserst unangenehm: quälende Schmerzen in dem fehlenden Glied; das Gefühl, dass die nicht existierende Faust hart wird, der fehlende Ellbogen sich spannt oder der ganze Arm sich auf unerträgliche Weise verkrampft. Auch wenn man hinschaut und sieht, dass das Organ nicht mehr vorhanden ist, findet man keine Erleichterung; der Schmerz hört nicht auf, auch wenn die Augen bestätigen, dass er jeder realen Grundlage entbehrt.

Erst drei Wochen nach seiner Gefangennahme erhielt Paul die Erlaubnis, nach Hause zu schreiben. Alle Briefe der Gefangenen mussten die russische Zensur passieren, doch das war nicht der Grund dafür, dass in ihnen oft ein heiterer Ton vorherrscht. Natürlich wollten die Gefangenen ihre Familien nicht durch Einzelheiten ihres verzweifelten Zustandes aufregen; viele empfanden aber auch Scham, oder sie fühlten sich regel-

GEFANGENER DER RUSSEN

recht schuldig, weil sie glaubten, ihre Familien und ihre kämpfenden Kameraden verraten oder entehrt zu haben, weil sie sich nicht mehr an der Front befanden. Die schwedische Rotkreuzschwester Elsa Brändström, bekannt als «Engel von Sibirien», setzte sich mehr als irgendjemand sonst für die leidenden österreich-ungarischen Kriegsgefangenen ein. In ihren Erinnerungen erzählt sie die ergreifende Geschichte eines österreichischen Kadetten: «Da lag ein junger Mann in einer Ecke: kein Haustier auf dem Hofe seines Vaters verging so im Schmutz wie er. ‚Grüssen Sie meine Mutter, aber erzählen Sie ihr nie, in welchem Elend ich sterbe!‘ war seine letzte Bitte.»

Die Tatsache, dass die Gefangenen in ihren Briefen fast nie die Wahrheit über ihre erbärmlichen Lebensumstände berichteten, führte zu weiteren Problemen, denn die abgehenden Briefe wurden nicht nur von den Russen, sondern auch vom Kriegsüberwachungsamt (KÜA) in Wien gelesen. Nachdem so viele fröhliche Briefe aus Russland gekommen waren (75'000 allein im Monat Dezember), wurde an Weihnachten 1914 von höchster Stelle ein Befehl ausgegeben, mit dem man die weitere Verbreitung von Briefen, die das Leben in Gefangenschaft in den schönsten Farben malten, für unerwünscht erklärte. Die Militärzensoren wurden angewiesen, Briefe, die durch solche Inhalte einen verderblichen Einfluss ausüben konnten, zu konfiszieren und nicht an ihre Adressaten weiterzuleiten.

Von Mitte August bis zur ersten Oktoberwoche befand sich Leopoldine Wittgenstein in unruhiger Sorge um ihre Söhne. Sie hatte eine akute Venenentzündung, und der Arzt hatte ihr empfohlen, ihre Beine den ganzen Tag über hochzulegen. Dadurch kam sie nicht dazu, Klavier zu spielen – die beste Methode für sie, um ihre Nerven zu beruhigen. Von Paul hatte sie sechs Wochen nichts gehört. In seinem letzten Brief hatte er darüber geklagt, dass noch keiner ihrer Briefe zu ihm vorgedrungen war. Erst am 4. Oktober bekam sie schliesslich die in kaum lesbarer Schrift

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

gekritzelte Nachricht, dass er noch lebte. Pauls Brief an seine Mutter ist verlorengegangen, aber Leopoldines Karte, in dem sie Ludwig davon berichtet, ist erhalten:

«Mein teurer lieber Ludwig!

Viele Briefe und Karten habe ich Dir zum Dank für Deine vielen lieben Karten und für das Telegramm geschrieben. Hoffentlich kommen diese Zeilen endlich in Deine Hand. Sie bringen Dir die zärtlichsten Grüsse und Küsse von mir und alles Liebe von den Geschwistern, auch die Versicherung, dass bei uns hier und in Gmunden alles gesund ist. Ein schweres Unglück hat unseren armen Paul getroffen, der in einem der Kämpfe Ende August [sic!] seinen rechten Arm verloren hat! Er selbst schrieb mir mit der linken Hand am 14. Sept, in Minsk, Russland, im Offiziersspital diese Nachricht, die ich vor drei Tagen erhielt. Zugleich schreibt er, dass er in ausgezeichneter Pflege sei. Du kannst Dir denken, wie mir zu Mute ist, dass ich nicht zu ihm kann. Gott schütze Dich, mein geliebtes Herzenskind, ich wollte Du könntest es fühlen, wenn meine Gedanken bei Dir sind. Sei für alle Deine lieben Nachrichten zärtlichst umarmt von

Deiner Mama»

Diese Karte erreichte Ludwig auf seinem Wachschiff erst am 28. Oktober; in der Zwischenzeit hatte Leopoldine ihm bereits eine weitere geschrieben: «Von Paul habe ich seit 4. d. M., dem Tag, der mir nach 6 Wochen vergeb!. Wartens seinen Brief aus Minsk, aber auch die Nachricht seiner schweren Verwundung brachte, nichts mehr gehört. Du hast wohl die Karte erhalten, auf der ich Dir schrieb, dass der Arme seine rechte Hand verloren hat.»

Ludwigs unmittelbare Antwort findet sich in seinem Tagebuch unter dem Datum des 28. Oktober:

«Erhielt heute viel Post, u.a. die traurige Nachricht, dass Paul schwer verwundet und in russischer Gefangenschaft ist – Gottseidank in guter

KURT WITTGENSTEIN IN AMERIKA

Pflege. Die arme, arme Mama (...) Endlich einen Brief aus Norwegen, worin Drägni mich um 1'000 Kronen bittet. Aber ob ich sie ihm senden kann? Jetzt, wo Norwegen sich unseren Feinden angeschlossen hat!!! Dies ist übrigens auch eine furchtbare traurige Tatsache. Immer wieder muss ich an den armen Paul denken, der so plötzlich um seinen Beruf gekommen ist! Wie furchtbar. Welche Philosophie würde es bedürfen, darüber hinwegzukommen. Wenn dies überhaupt anders als durch Selbstmord geschehen kann!! (...) Dein Wille geschehe.»

Am folgenden Tag berichtet Ludwig im Tagebuch, dass er immer wieder über Paul habe nachdenken müssen; währenddessen durchlitten seine Mutter und seine Schwestern in Wien schreckliche Ängste, weil sie das Gefühl hatten, dass Paul versuchen könnte, sich umzubringen.

24 Kurt Wittgenstein in Amerika

Leopoldine war in grösster Besorgnis um das Wohlergehen ihrer Söhne, doch bei alledem ging ihr die Familienehre über alles. Sie war stolz auf Ludwig, weil er sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte, stolz auf Hermine und die Stonboroughs, weil sie sich um Verwundete kümmerten. Auch Paul machte sie stolz, nachdem sie erfahren hatte, wie heldenhaft er sich im Kampf verhalten hatte. Sie hoffte, dass er eines Tages einen Orden dafür erhalten würde, und wurde in dieser Hoffnung von seinem früheren Befehlshaber, Oberst von Rettich, ermutigt. Im November 1914 schrieb von Rettich ihr einen Brief, in der er ihr zu ihrem tapferen Sohn gratulierte und ihr die baldige offizielle Anerkennung seiner Verdienste ankündigte.

Doch mit Kurt war die Sache schwieriger. Für den «armen, aus dem Weg gestellten Kurt» (wie Leopoldine es einmal ausdrückte) war es

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

nicht möglich, einen angemessenen Beitrag zum Krieg zu leisten. Dass er in Amerika sicher war, bedeutete für seine Mutter und seine Schwestern in Wien kaum einen Trost. In den Briefen, die er ihnen schrieb, wiederholte er immer wieder, dass er alles in seiner Macht Stehende tue, um nach Österreich zurückzukehren und sich zum Kriegsdienst zu melden. Weder sein Alter noch sein keineswegs schmeichelhaftes militärisches Dienstzeugnis sollten ihn von seiner vaterländischen Pflicht abhalten. Doch Amerika stand dem Konflikt in Europa offiziell neutral gegenüber, so dass es amerikanischen Bürgern (gleichgültig, wie lange sie schon in den Vereinigten Staaten wohnten) verboten war, sich in dem europäischen Krieg zu engagieren. Folglich konnte auch Kurt, Reserveoffizier eines k.u.k. Dragonerregiments, nicht darauf hoffen, in absehbarer Zeit den Atlantik in Richtung Heimat überqueren zu können.

Zusammen mit einigen anderen Mitarbeitern des Generalkonsulats verlegte er sich auf das illegale Geschäft der Herstellung falscher Pässe. Die Briefe, die er nach Hause schrieb, verrieten nichts davon; die Familie erfuhr lediglich, dass seine Arbeit in Amerika langweilig sei und dass er aus tiefstem Herzen wünsche, wieder in Europa sein zu können, um wie seine Brüder für sein Land zu kämpfen. Seine Mutter und seine Schwestern – besonders Hermine – empfanden seine Abwesenheit als beschämend. «Fast am leidesten tut mir jetzt Kurt», schrieb Hermine an Ludwig, «er wird eine böse Zeit haben, wenn jeder geleistet und gelitten hat, nur er nicht! Er wird sich fortwährend zurückgesetzt vor kommen!» Und etwas später: «Immer muss ich an den armen Kurt denken und wie schrecklich es ist, dass er diese Zeit nicht miterlebt, man kann das jetzt gar nicht leben nennen, was er in Amerika tut.»

Doch Kurts Existenz war womöglich lebendiger, als seine Schwester es sich vorstellen konnte. Auf seinem Posten im Generalkonsulat wurde er zu höchst abwechslungsreichen Tätigkeiten herangezogen. (In einer amerikanischen Zeitung wurde seine Dienststelle einmal als «General-

KURT WITTGENSTEIN IN AMERIKA

konsul von Nubers New Yorker Spion- und Gauner-Büro» bezeichnet.) Zum Beispiel spielte er Klavier bei einem Konzert mit österreichischer und deutscher Volksmusik in der Aeolian Hall; er hatte den Vorsitz bei den Dinners des Knickerbocker-Club, die organisiert wurden, um das Geld für eine patriotische Kampagne aufzubringen; und er gab amerikanischen Zeitungen Interviews. Doch trotz all dieser Anstrengungen zeigte sich die öffentliche Meinung in Amerika nach wie vor eher zur Unterstützung der Entente-Mächte geneigt als zur Parteinahme für das Deutsche Reich und die Mittelmächte. «Es ist nicht schwer, den Grund für die probritischen Gefühle in Amerika auszumachen», sagte Kurt voller Entrüstung im Januar 1915 einem Reporter der *Washington Post*. «Die Briten haben hier auf diverse Weise Stimmung gemacht (...). Ich bin jedoch der Meinung, dass das amerikanische Volk seinen Irrtum bald einsehen wird.»

Eine ältere Dame deutscher Abstammung, wohnhaft an der Upper East Side in Manhattan, machte allerdings keinerlei Anstalten, ihren Irrtum einzusehen: Es war Delia Steinberger, Jeromes verwitwete Mutter, die so stark probritisch und antideutsch empfand, dass sie (fünfzehn Jahre, nachdem ihr Sohn dasselbe getan hatte) ihren deutschen Familiennamen ändern liess und sich fortan Stonborough nannte und bei der Rückgabe ihres Volkszählungsbogens fälschlicherweise angab, dass ihre beiden Eltern in England geboren seien.

Kurt kämpfte wacker gegen die allseits wirksame Abneigung der Amerikaner gegen die Deutschen: «Die Berichte aus der Heimat, die ich erhalte, sind äusserst vielversprechend», sagte er der *Washington Post*, «und ich erwarte zuversichtlich unseren Sieg.» Die Russen hätten monatelang erfolglos auf die «praktisch uneinnehmbaren» Festung von Przemysl «eingehämmert», und solange Przemysl ausharre, habe der Feind «keine Chance». Doch dem patriotischen Optimismus fehlte jede reale Grundlage. Als Kurt das Interview gab, waren nur noch achtzehn

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Prozent der regulären österreich-ungarischen Infanteriesoldaten kampffähig. Zwei Monate später, am 22. März, kapitulierte Kommandeur Hermann Kusmanek in Przemysl und führte 119'000 seiner Männer auf einem langen Marsch in russische Gefangenschaft.

Kurt blieb noch zwei weitere Jahre auf seinem Posten in New York, trotz einer Welle öffentlicher Anfeindungen und diverser Bestrebungen, ihn und seine Konsulatskollegen aus Amerika auszuweisen. Zuerst gab es einen Skandal, als die Passfälschungen ans Tageslicht kamen; danach empörte sich die Öffentlichkeit, als ruchbar wurde, dass die Deutschen heimlich Millionen von Dollar zur Finanzierung von Kriegspropaganda in Amerika an österreichische Diplomaten geleitet hatten; und schliesslich erfuhr man, dass das österreichische Konsulat eine Werbekampagne bezahlte, die sich gegen österreichische Arbeiter in amerikanischen Rüstungsbetrieben richtete. In Dutzenden amerikanischer Zeitungen tauchten Anzeigen des folgenden Wortlauts auf:

«Die k. und k. Botschaft Österreich-Ungarns gibt auf Anweisung ihrer Regierung allen österreichischen und ungarischen Staatsbürgern bekannt: Wer als Beschäftigter amerikanischer Betriebe dazu betrügt, Waffen oder Munition für die Feinde unseres Landes herzustellen, begeht Verrat am Vaterland. Dieses Verbrechen kann mit zehn bis zwanzig Jahren Gefängnis bestraft werden, in besonders schweren Fällen mit dem Tode. Gegen Personen, die sich auf diese Weise gegen die militärische Sicherheit unseres Vaterlandes vergehen, wird bei der Rückkehr in die Heimat mit der ganzen Schwere des Gesetzes vorgegangen werden.»

All das führte schliesslich dazu, dass gewichtige öffentliche Stimmen die Ausweisung aller k.u.k. Diplomaten aus den Vereinigten Staaten forderten. 1915 wurde Konstantin Dumba, der österreichische Gesandte in Washington, des Landes verwiesen, doch seine Kollegen durften bleiben, bis Amerika im Frühjahr 1917 in den Krieg eintrat und alle diplo-

ANKUNFT IN SIBIRIEN

matischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern abgebrochen wurden.

Am Nachmittag des 4. Mai dieses Jahres bestieg Kurt zusammen mit Graf Adam Tarnowski, Dumbas Nachfolger, dem Generalkonsul von New York Alexander von Nuber und zweihundertsechs sogenannten «feindlichen Amtsträgern» unter den wachsamen Augen eines Trupps amerikanischer Geheimagenten am Hoboken Pier das Linienschiff *Ryndam*, das zwischen Amerika und Holland verkehrte. In Halifax wurde das Schiff fünf Tage lang aufgehalten. Mitglieder des britischen Geheimdienstes vernahmten jeden Passagier an Bord. Danach ging die Fahrt unter Geleitschutz weiter, auf einer Route nördlich der Färöer, zur Vermeidung von U-Booten und verminteten Zonen.

Leopoldine Wittgenstein, die offenbar nichts von der Ausweisung ihres Sohnes aus Amerika wusste und mehrere Monate nichts von ihm gehört hatte, war überrascht und erfreut, als sie sein Telegramm vom 17. Mai las: «Soeben Rotterdam gesund angekommen. Mittwoch Wien. Kurt.»

Hermine, die sich bei ihrer Arbeit in der chirurgischen Ambulanz eines Krankenhauses zu Tode langweilte, nahm die Nachricht der Wiederkehr ihres Bruders mit Begeisterung auf. «Eben erfahre ich», schreibt sie an Ludwig, «dass Kurt in Rotterdam angekommen ist, ich bin sehr glücklich für ihn, das kann ich sagen! Seine Stellung nach dem Krieg wäre höchst peinlich gewesen!»

25 Ankunft in Sibirien

Seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag am 5. November 1914 erlebte Paul eingepfercht in einem eiskalten, quälend langsam fahrenden Viehwagon. Einarmig und niedergeschlagen hatte er sich drei Monate lang von einem Lazarett zum anderen transportieren lassen müssen, so dass es Winter geworden war, als er den Ural passierte. In den ausgedehnten menschenleeren Steppen Westsibiriens war es bitterkalt. Bei Temperatu-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

ren bis zu 25 Grad unter null mussten die Schiebetüren der *tjeploschki* nun fest geschlossen gehalten werden, nachdem sie in den Morgenstunden des Frühherbstes oft geöffnet worden waren und den Insassen neben der ersehnten frischen Luft spektakuläre Ausblicke auf die riesengrossen Sonnenblumenfelder an der Wolga gewährt hatten. Die Ausdünstungen von Krankheit und Verzweiflung erfüllten die trübselige Dunkelheit. Wenn ein Mann starb, blieb die Leiche bis zum nächsten Wachwechsel liegen, manchmal wochenlang. Im Februar 1915 kamen zwei mit Brettern vernagelte Waggons in der südostrussischen Stadt Samara an. Sie enthielten fünfundsechzig Gefangene, von denen nur noch acht am Leben waren. Der Waggon wurde zwei Kilometer ausserhalb der Stadt angehalten, und mit Hilfe von Ästen und Spaten holten russische Wachmänner die sieben-undfünfzig gefrorenen Leichen heraus und warfen sie in ein Loch, das sie längs der Gleise ausgehoben hatten. Das war nichts Ungewöhnliches. In verschlossenen Waggons, die in Moskau und Omsk eintrafen und wertvolle Güter enthalten sollten, wurden immer wieder gefrorene Leichen gefunden.

Laut Artikel 17 der Haager Konvention durfte Paul als Unteroffizier fünfzig Rubel im Monat erhalten, um Nahrung, Seife und andere notwendige Gebrauchsartikel zu kaufen. Um zu verhindern, dass er das Geld bekam, sorgten russische Beamte dafür, dass die Gefangenen einen Tag vor Fälligkeit der Bezahlung aus dem Lager geschafft wurden. Während eines Transports lag die Verantwortung für die Verteilung des Geldes an die Gefangenen beim Kommandeur des jeweiligen Zuges. Einige der Befehlshaber waren ehrlich, doch viele versuchten auch, das Geld zu unterschlagen; manchmal behaupteten sie unverfroren, nicht genug Wechselgeld bei sich zu führen. So hatten die Gefangenen keine Möglichkeit, sich Essen zu besorgen, und mussten sich oft tagelang mit *kipiatok* begnügen, abgekochtem Wasser, das es an jedem Bahnhof der Strecke unentgeltlich gab.

Als Unteroffizier erfuhr Paul eine etwas bessere Behandlung als die

ANKUNFT IN SIBIRIEN

einfachen Soldaten. Kriegsgefangene Offiziere waren auch nicht verpflichtet, für die Russen zu arbeiten, während die Mannschaften schwere Zwangsarbeit leisten mussten; im Winter 1914/15 starben 25'000 von ihnen beim Bau der Murmanbahn.

Omsk, die Stadt am Zusammenfluss der Flüsse Om und Irtysh in der Provinz Akmolinsk rund zweitausendfünfhundert Kilometer östlich von Moskau, ist die Hauptstadt Westsibiriens. 1914 lebten 130'000 Menschen dort, doch innerhalb von vier Jahren kamen 96'000 Kriegsgefangene dazu. In den zehn Monaten bis August 1915 starben 16'000 von ihnen. Bei Pauls Ankunft in Omsk herrschte Schneesturm. Man hob die Verwundeten aus dem Waggon und brachte sie unter bewaffnetem Geleitschutz zu einer Wodkabrennerei, die vor Kurzem in ein Gefangenenlazarett umgewandelt worden war. Ein Teil der Soldaten, die mit dem gleichen Zug angekommen waren, wurde in Lager ausserhalb der Stadt überführt, manchmal bis zu fünfzig Kilometer weit weg. Halb erfroren, ungenügend ausgerüstet und voller Heimweh starben viele, bevor sie ihren Bestimmungsort erreichten.

Im Lazarett übergab man Paul eine unbeschriebene Postkarte, auf der er seiner Familie seinen neuen Aufenthaltsort mitteilen sollte. Dann wurde er in einen Waschraum gebracht, wo man ihm Gesicht und Kopf rasierte. Die Kleider wurden ihm abgenommen – sie sollten desinfiziert werden –, und er musste baden. Trotz der Eiseskälte im Innern war das Hospital in Omsk besser als viele ähnliche Orte, die Paul auf der Fahrt kennengelernt hatte. Alle russischen Lazarette litten unter der Knappheit an Verbandsmaterial und Medikamenten, doch wenigstens war es in Omsk sauberer als in Orel (wo die Verwundeten mit Typhus- und Diphtheriekranken zusammen untergebracht gewesen waren); die Stationen waren weniger überfüllt als in Moskau (wo viertausend Patienten versorgt worden waren), und es gab mehr Sicherheit als in Petrograd, wo Paul die unglaubliche Brutalität des Wachpersonals miterlebt hatte: Ein österreichischer Hauptmann war in der Offiziersstation von einem Bajonett durchbohrt worden, als er versucht hatte, zur Toilette zu gehen.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Die Klinge des Wachsoldaten hatte seine Lunge getroffen. Es hatte eine hastig einberufene Gerichtsverhandlung gegeben, bei der der Wachsoldat freigesprochen wurde, während der schwerverletzte Offizier und drei verwundete Gefangene, die für ihn ausgesagt hatten, zu je sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurden.

26 Drei Quellen der Ermutigung

Schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft, lange bevor er das Lazarett in Omsk erreichte, beschloss Paul, trotz des Verlusts seines rechten Arms seine Karriere als Konzertpianist fortzusetzen. Die Alternative zum Erfolg war nicht Misserfolg, sondern Tod, und während seine Mutter und seine Schwestern beim Öffnen seiner Briefe jedes Mal fürchteten, Hinweise auf einen bevorstehenden Selbstmord zu finden, hatte die schwere Verwundung ihn nur entschlossener gemacht, nach Österreich zurückzukehren und es als Pianist zu etwas zu bringen. Sein Vater hatte ihm beigebracht, dass man Angst nicht nachgibt und Selbstmitleid verachtet, und Paul hatte sich seine Lehren zu Herzen genommen. Sein Entschluss war ein einsamer Willensakt, und in der Folge erzog er sich selbst darin, die Schwere seiner Verwundung herunterzuspielen und – oft in recht grober Form – Mitgefühl und die wohlmeinenden Hilfsangebote von Freunden zurückzuweisen. Wenn er sich je vor einer Zukunft als Pianist mit fünf Fingern fürchtete, so muss es ihn jedenfalls befriedigt haben, seinen Kleinmut durch entschlossenes Verhalten überwunden zu haben. Wie er seine Tapferkeit selbst auf die Probe stellte, machte seine Freunde immer wieder fassungslos. Staunend erlebten sie mit, wie er als Einarmiger bei Blitz und Donner weit ins Meer hinauschwamm, dicht am Rand der Klippen von Dover, oder wie er auf den steilen Gleisanlagen hoch über dem Marschland von Southwold spazie-

DREI QUELLEN DER ERMUTIGUNG

renging. In New York kam seine Sekretärin eines Tages in seine Wohnung und schrie auf, als sie sah, dass er auf der schmalen Brüstung seines Balkons entlangbalancierte – sechzig Meter über der Strasse.

Neben seinem Vater gab es natürlich weitere Vorbilder, die Paul in seiner Entschlossenheit, weiterhin Klavier zu spielen, bestärkten. Zu ihnen gehörten Josef Labor, sein blinder Mentor, und Graf Géza Zichy, der seinen rechten Arm als junger Mann verloren hatte. Paul hatte diesen exzentrischen und lebensprühenden ungarischen Aristokraten noch nicht persönlich kennengelernt, aber er kannte ihn vom Hörensagen. Liszt war von Zichys einarmigem Klavierspiel höchst beeindruckt gewesen; ebenso Eduard Hanslick, der ihn in einer Wiener Zeitung als das grösste Wunder der modernen Zeit bezeichnet hatte. Schon Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte Zichy ein Klavierkonzert «für die linke Hand allein» komponiert; 1914 schrieb er, gerührt von der Not und der schieren Zahl der amputierten Kriegsheimkehrer, ein Selbsthilfe-Buch mit fotografischen Darstellungen, die dem Amputierten zeigten, wie man einen Krebs nur mit den Zähnen isst, Fleisch zerdrückt, statt zu zerschneiden, eine Hand wäscht, indem man sie mit der Seife gegen das Kinn reibt, und ohne Unterstützung anderer in die Hose kommt. «Vor allem lerne die Unter- und Oberhose allein anziehen!», mahnte er. «Es wäre ja entsetzlich erniedrigend, hier die Hilfe anderer in Anspruch nehmen zu müssen.» Zichys Handbuch enthielt ein Vorwort von Dr. von Eiseisberg, jenem Chirurgen, der im November 1912 Karl Wittgenstein operiert hatte, ohne ihn von seinem tödlichen Tumor befreien zu können. «Dieses Buch», schreibt von Eiseisberg, «wird den Verstümmelten Trost bringen und zeigen, dass dort, wo ein eiserner Wille vorhanden ist, selbst ein so schwerer Verlust wie der eines Armes leichter getragen werden kann. <

Im Mai 1915 gab der Graf einen Klavierabend in Berlin vor einem Publikum, das ausschliesslich aus einarmigen Soldaten bestand. Paul wusste nichts davon, doch irgendjemand hatte ihm Zichys Buch nach Russland geschickt, und als die beiden sich schliesslich persönlich ken-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

nenlernten, war Paul höchst angetan von der leidenschaftlichen Energie des Grafen, dessen künstlerische Leistungen er gleichwohl kritisch beurteilte.

Eine sehr wichtige Quelle der Kraft in den dunkelsten Stunden seiner Gefangenschaft war für Paul Leopold Godowsky, ein litauischer Virtuose, dessen überragende Technik von vielen Experten gerühmt wurde. Es war eine Sensation, als Godowsky bei seinem Wiener Debüt im Jahr 1904 seine eigene temperamentvolle Version des *Donauwalzers* von Johann Strauss sowie eine kurze Sequenz mit Etüden von Chopin, spektakulär arrangiert für die linke Hand, zum Besten gab. Wahrscheinlich befand sich Paul damals unter den Zuhörern. Wenn nicht, so hatte er bestimmt von dem Konzert gehört. «Ich versichere Ihnen, ganz Wien spricht von mir», schrieb Godowsky an einen Freund. «Meine Kritiken standen in der *Freien Presse*, der wichtigsten Tageszeitung Österreichs. Der Kritiker ist der Schrecken von Wien, wie man mir berichtet. Alle meine Freunde sind ganz aus dem Häuschen wegen des Artikels, den er über mich schrieb, und sie sagen, dass jetzt nichts mehr meinen Aufstieg hier verhindern kann.»

Danach wurde Godowsky noch viele Male nach Wien eingeladen, bis man ihm Anfang 1909 den prestigeträchtigen Posten des Direktors der Klavierschule an der Kaiserlichen Musikakademie antrug. Er nahm an und bezog fortan das höchste Gehalt eines Klavierlehrers in ganz Europa. Zwischen 1894 und 1914 wurden seine vieldiskutierten Arrangements der Chopin-Etüden für die linke Hand publiziert. Vor dem Krieg besass sie Paul nicht, doch er wusste von diesen Stücken, und während er sich im Lazarett von Omsk erholte, zeichnete er eines Tages mit Kohle die Tasten eines Klaviers auf eine leere Kiste und versuchte zum ersten Mal herauszufinden, wie Godowsky es angestellt hatte, Chopins stürmische *Revolutionsetüde* für die linke Hand zu arrangieren.

Mit Leschetizky hatte Paul an diesem Stück in seiner originalen Form für zwei Hände gearbeitet, und er hatte es mindestens zweimal öffentlich gespielt, einmal im Februar 1914 in Graz und einmal im März im Wie-

EIN HOFFNUNGSSCHIMMER

ner Musikvereinsaal: Er konnte das Stück auswendig. Das Problem bestand darin, wie man das ungestüme, ruhelose Thema der rechten Hand mit den schnellen Verzierungen der linken verbinden konnte, so dass sowohl Melodie wie Begleitung gleichzeitig mit nur fünf Fingern einer Hand gespielt werden konnten. Viele Pianisten hätten es nicht für möglich gehalten, dass man dieses Problem lösen könnte, doch Paul, der wusste, dass Godowsky zehn Jahre zuvor einen Weg gefunden hatte, war entschlossen, es ebenfalls zu schaffen.

Tag für Tag, Stunde um Stunde widmete er sich seiner anstrengenden und wenig aussichtsreichen Aufgabe. Er klopfte mit den kältesteifen Fingern auf die Holzkiste, lauschte hingebungsvoll der imaginierten Musik in seinem Kopf, und sein tragikomischer Anblick in der Ecke eines stinkenden, überfüllten Krankensaals erregte Mitgefühl und Neugier nicht nur bei seinen Kameraden, sondern auch bei Ärzten und Schwestern.

27 Ein Hoffnungsschimmer

Pauls unablässige Fingerübungen erregten auch die Aufmerksamkeit eines zweiunddreissigjährigen dänischen Diplomaten namens Otto Wadsted bei einem seiner Routinebesuche im Krankenhaus. Die Dänen waren im Krieg neutral und unterhielten in Omsk ein Konsulat, von dem aus sie die Lebensbedingungen der Gefangenen überwachen und Einzelheiten an das dänische Rote Kreuz melden konnten. Konsul Wadsted nahm seine Aufgabe sehr ernst. Er scheute die Strapazen nicht, die das Reisen in Russland damals beinhaltete, um alle Lager so oft besuchen zu können, wie die sibirischen Behörden es erlaubten; er half den österreichisch-ungarischen und deutschen Gefangenen, wo er konnte, und freundete sich mit vielen von ihnen an. Als kultivierter und belesener Mann sprach er fließend Französisch und Deutsch. Ausserdem war er ein begabter Hobbymaler und spielte Geige. Pauls Notlage rührte ihn.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Aus Sorge um sein körperliches und geistiges Wohlergehen setzte er sich bei General Moritz, dem Militärgouverneur von Omsk, für ihn ein und erhielt die Zusage, dass Paul nach seiner Entlassung aus dem Lazarett in ein Lager kommen werde, in dem es ein Klavier gab.

In den ersten Jahren des Krieges war Omsk nicht darauf vorbereitet, den riesigen und unvermittelt anwachsenden Strom von Gefangenen aus dem Westen aufzunehmen, und solange die Internierungslager außerhalb der Stadt noch nicht fertig waren, brachte man die Männer in allen möglichen mehr oder weniger geeigneten Gebäuden unter. Im Januar 1915 waren das zum Beispiel ein Zirkus, ein Keller, ein Bordell und ein nicht mehr genutztes Schlachthaus, aber auch einige Hotels und Privathäuser.

In Wien war es Leopoldine Wittgenstein gelungen, über ihren Neffen Otto Franz, der in Kopenhagen im diplomatischen Dienst stand, mit Paul in Verbindung zu treten. Franz hatte direkten Kontakt mit dem dänischen Aussenministerium, das regelmässige Bulletins aus Wadsteds Konsulat in Omsk erhielt. So war es Franz möglich, seiner Tante in Wien am 20. Februar zu telegraphieren: «Paul seit zweiter Hälfte Jänner kleines Hôtel Omsk übersiedelt. Bewegungsfreiheit innerhalb der Stadt, dreimal wöchentl. sich melden.» Paul hatte bereits an seine Mutter geschrieben, um ihr die neue Entwicklung mitzuteilen, doch sein Brief vom 2. Februar erreichte Wien erst am 28. März:

«Meine theure, vielgeliebte Herzensmutter!

Ich bin bereits gesund, aus dem Spital entlassen & habe dank der Verwendung des dänischen Konsuls die Erlaubnis erhalten, hier bleiben und in der Stadt wohnen zu dürfen, worüber ich sehr glücklich bin. Am besten daher, rekommandiert via Kopenhagen zu schreiben und zu adressieren: Leutnant P.W. prisonnier de guerre, Nomera Stepanowskaja, Omsk. (...) Mir geht es sehr gut; ich spiele sogar schon Klavier. Freue mich ungeheuer über jede Nachricht von zu Hause &

EIN HOFFUNGSSCHIMMER

lasse den Briefschreibern herzlich danken. Grüsse an Alle! Dich,
meine geliebte Mutter, umarmt in innigster Liebe Dein Sohn
Paul.»

Paul gehörte zu einer Gruppe von zwanzig Offizieren, die in einem Hotel einquartiert worden waren. Man schlief zu viert in einem Zimmer. Bis auf zwei waren alle Männer Österreicher. Sie hatten die Erlaubnis, die Stadt zu besuchen. Auf ihr Ehrenwort hin durften sie nach eigenem Belieben ein- und ausgehen, doch ihr strenger militärischer Kodex verlangte, dass sie bei jeder Gelegenheit zu fliehen versuchten. Erst nach mehreren Fluchtversuchen beschränkten die sibirischen Verantwortlichen ihre Ausgänge. Von nun an durften sie nur noch zweimal wöchentlich in Sechsergruppen und unter der strengen Aufsicht bewaffneter Soldaten Ausflüge in die Stadt unternehmen.

Drei Monate lang übte Paul jeden Tag auf einem armseligen verstimmt Klavier, das nach einer Quelle von einem mitfühlenden russischen Wachmann in das Hotel gebracht worden war, nach einer anderen unbenutzt in einer Rumpelkammer des Hotels gestanden hatte. Sein Ziel war, möglichst viele der Stücke, die er auswendig konnte, in brauchbare Versionen für die linke Hand umzuwandeln. Ende Februar konnte er seiner Mutter schreiben, dass er sich «wunderbar» fühle und jeden Grund habe, glücklich zu sein – wenn man ihm nur erlauben würde, in dem Hotel zu bleiben. Leopoldine schrieb ihrem jüngsten Sohn daraufhin: «[Paul] scheint fleissigst zu üben. Welcher Segen für ihn!» Hermine wusste nicht genau, wie sie die Nachricht beurteilen sollte. Sie fürchtete, dass das Scheitern als Pianist schreckliche Folgen für ihren Bruder haben würde: «Du hattest ganz recht mit der Annahme, dass er schon zu seinem Unglück Stellung genommen hat», schrieb sie an Ludwig, «und wenn ich auch fürchte, dass er jetzt noch ausschliesslich Virtuose sein wird, so bin ich doch froh für ihn, dass er nicht ein ganz neues Feld suchen muss.»

Anfang April 1915 war Pauls Vertrauen in sein Spiel so gross gewor-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

den, dass er seiner Mutter – via Konsul Wadsted, dem dänischen Ausenministerium und Otto Franz – eine Nachricht zukommen liess, in der er sie bat, bei Josef Labor anzufragen, ob dieser sich vorstellen könnte, ein Klavierkonzert für die linke Hand zu komponieren. Ludwig hatte Labor am 4. und 5. Januar auf einer Dienstreise von der Front nach Wien aufgesucht. Es mag sein, dass die Idee eines Klavierkonzerts für die linke Hand – etwas höchst Bemerkenswertes zu dieser Zeit – bei Gelegenheit seines Besuchs zum ersten Mal aufgetaucht war, denn als Leopoldine Pauls Anfrage an Labor weitergab, sagte er ihr, dass er bereits seit einiger Zeit an einem solchen Konzert arbeite.

Da Labor blind war, schrieb er keine Noten; er komponierte, indem er spielte, das Werk dann Stück für Stück auswendig lernte und es einer Assistentin (zunächst seiner Mutter, später seiner Schwester Josephine und von 1900 an Rosine Menzel, einer seiner ergebensten Schülerinnen) vorspielte, die es nach dem Gehör niederschrieb. Mitte Mai war Labor, wie Leopoldine schrieb, «in voller Tätigkeit bei seiner Composition für Paul. Rührend ist es, mit welcher Liebe und Freude er daran arbeitet.» Das geplante *Konzertstück* in D-Dur bestand aus einer Einleitung, fünf Variationen über ein Originalthema, einem Intermezzo und einer Kadenz im Stil einer Improvisation. Labor wollte Paul das Stück nach Sibirien schicken, sobald er es fertighatte, doch es kam nicht dazu – das im Juni 1915 vollendete Stück blieb in Wien, bis Paul zurückkehrte.

Gegen Ende März wurde ein Brief Konsul Wadsteds an die Gesandtschaft des Königreichs Dänemark in Petrograd von den Russen abgefangen. Er enthielt Klagen über die Behandlung der österreich-ungarischen Gefangenen in Omsk. Wadsted hatte diese Klagen bei einem Treffen mit dem Kommandanten des Omsker Gefangenenlagers, Alexej Plawsky, auch schon mündlich vorgebracht. Plawsky war ein choleraischer alter General. Er fürchtete, dass die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Gefangenen behandelte, einer höheren Behörde zu Ohren kam, und zettelte deshalb eine Verschwörung gegen Wadsted an: Er beschuldigte den Di-

EIN HOFFUNGSSCHIMMER

plomaten, für die Deutschen zu spionieren. Falsche Zeugen wurden ins Spiel gebracht. Ein junger österreichischer Offizier, der im selben Hotel wie Paul untergebracht war, wurde wegen angeblicher geheimdienstlicher Aktivitäten zum Tode verurteilt. Auf die dänische Gesandtschaft in Petrograd wurde Druck ausgeübt, damit Dänemark seine Vertretung in Omsk schloss und Konsul Wadsted zurückrief. Zufällig erfuhr Prinzessin Kunigunde von Croy-Dülmen von dem Fall, eine energische Deutsche, die als Freiwillige für das Rote Kreuz arbeitete. Sie kam als Lagerinspektorin nach Sibirien. Der Fall lag ausserhalb ihres Zuständigkeitsbereichs, und doch engagierte die Prinzessin auf ihre Kosten einen bekannten russischen Strafverteidiger, dem es gelang, Plawskys Komplott zu enthüllen, woraufhin das Todesurteil aufgehoben und stattdessen eine zweimonatige Haftstrafe verhängt wurde.

Leider kam die glückliche Wendung für Paul und seine gefangenen Offizierskameraden zu spät. Sie wurden von dem kleinen Hotel in ein gut bewachtes Lager im Zentrum von Omsk verlegt, in dem die Bedingungen für die Gefangenen weit unerfreulicher waren. Laut den russischen Direktiven sollten slawische Gefangene besser behandelt werden als Gefangene deutscher Abstammung. Man hoffte, die Slawen dadurch für die Sache der Russen gewinnen zu können. Der ursprüngliche Plan sah vor, dass man sie im europäischen Russland internieren sollte, damit man diejenigen, die die Seite wechselten, schnell und komplikationslos gegen die Österreicher an der galizischen Front einsetzen konnte. Deutsche und österreichische Kriegsgefangene, *germanskis*, wie sie bei den Russen hiessen, sollten nach Sibirien und in die noch weiter im Osten gelegenen Provinzen geschickt werden. Wegen der grossen Zahl der Häftlinge und der Inkompetenz und Korruptheit des russischen Systems kam es jedoch nicht zu einer sauberen Trennung, und Tausende von slawischen Gefangenen lagen zusammen mit den *germanskis* in Sibirien. General Moritz, der zuständige Militärgouverneur, war während der Wadsted-Verschwörung beschuldigt worden, in Zusammenarbeit mit dem dänischen Konsulat österreichischen und deutschen Offizieren die

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

angenehmsten Orte zugewiesen zu haben, während er die Slawen, entgegen der offiziellen Politik, in den unwirtlichsten und überfülltesten Straflagern zusammenpferchte. Moritz fürchtete, dass ihm sein deutscher Name und die freundschaftlichen Verbindungen mit Wadsteds Konsulat schaden konnten, und gab eilends den Befehl, dass alle in Hotels und Privathäusern internierten *germanskis* in die härteren Lager transferiert und an ihrer Stelle Slawen einquartiert werden sollten. Für Paul und die anderen Offiziere in der Nomerä Stepanowskaja war das ein schwerer Schlag.

28 Lebendig begraben in der Krepost

Was Paul nicht wissen konnte, war, dass seine Verlegung wahrscheinlich auch ohne General Moritz' Befehl stattgefunden hätte, denn zur gleichen Zeit wurde General Plawsky von Omsker Bürgern bestürmt, die gefangenen Krüppel aus ihrer Stadt zu entfernen. Der tägliche Anblick von beinlosen, armlosen, ohrlosen und nasenlosen *germanskis* erwies sich als verheerend für die allgemeine Moral. Auch aus diesem Grund wurde Paul zusammen mit weiteren achthundert Amputierten in das Stadtgefängnis von Omsk verlegt, wo er ausserhalb des Gesichtskreises der empfindsamen Bürgerschaft blieb.

Die «Krepost» (Festung) kennt man heute noch als jenes grausame Verlies, in dem Dostojewski während seiner Verbannung zwischen 1850 und 1854 gefangen war; er beschrieb es in den berühmten *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*.

Der Geist, der dort herrschte, hatte sich seit Dostojewskis Tagen wenig verändert. Die Sträflinge von 1914 sprachen von der «grossen Mauersfalle» – es war ein Schreckensort. Im achtzehnten Jahrhundert als Militärkaserne erbaut, hatten sich bei Pauls Ankunft nur wenige Spuren des ursprünglichen Bauwerks erhalten. Es handelte sich um mehrere niedrige, aus Brettern und Ziegeln gebaute Baracken und einen Exerzier-

LEBENDIG BEGRABEN IN DER KREPOST

platz, der von einem sechs Meter hohen Palisadenzaun mit sechs Wachtürmen für die bewaffneten Posten umgeben war. Die Baracken waren eng, ungeheizt und zugig. Siebzig Gefangene mussten Tag und Nacht darin hausen. Elsa Brändström, die die Krepost inspizierte, während Paul hier inhaftiert war, meldete dem Roten Kreuz in Genf, dass «die meisten [Gefangenen] grübelten und von Heimweh gequält» würden. «So vergehen Wochen und Monate, in denen Männer, die auf Mitteleuropas höchste Kulturstufe stehen, ebenso behandelt werden wie Russlands schwerste Verbrecher vor etwa siebzig Jahren.» Zu Anfang ihres Berichts stellt sie fest: «Alle meinen, selbst in Sibirien stehe die Omsker ‚Krepost‘ einzig da.»

In seinen Erinnerungen, die Anfang 1918 in Berlin veröffentlicht wurden, beschrieb der Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe, der als gefangener deutscher Offizier nach Sibirien kam, dieses Gefängnis: «Die Krepost ist kein Sanatorium. Eher eine Mistbude, ein Eisloch, eine Anstalt, um Flecktyphus und andere Sachen zu kriegen, eine Verlausungsanstalt. (...) Die Krepost ist das Letzte, eine Gemeinheit, eine Schmach für Russland.»

Wenn der Gefängniscommandant (der *nachalnik*) und sein Ordonanzoffizier (*praporschtschik*) nicht über ein gewisses Mass an Freundlichkeit und Kompetenz verfügten, erwies sich ein russisches Kriegsgefangenenlager als ein nahezu unerträglicher Ort. In manchen Lagern hatten die Inhaftierten Glück. Hier jedoch, in der Krepost, war sich der Commandant seiner sozialen Inferiorität gegenüber seinen weitaus gebildeteren Gefangenen bewusst und quälte sie ständig mit sinnlosen und sadistischen Befehlen, nur um sie seine Macht fühlen zu lassen. Er sprach sie als «deutsche Schweine» an, sie mussten sich ausziehen und wurden mit der Peitsche traktiert; oder sie mussten wegen geringer Verfehlungen zwischen den Knuten der Kosaken Spiessruten laufen. Oft fehlte es ihnen am Notwendigsten. Ein Offizier berichtete einem Inspektor des Roten Kreuzes, dass er dreissig Tage in einer dunklen, ungeheizten Zelle verbringen musste, weil er geäussert hatte, dass ein Ort wie die

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Krepost für russische Gefangene in Deutschland gebaut werden sollte. Ein anderer Offizier wurde geschlagen und mit drei Monaten Einzelhaft bestraft, weil er eine farbige Zeichnung des Gefängnisses angefertigt hatte. Zur Zeit von Pauls Inhaftierung in der Krepost wurden alle Musikinstrumente konfisziert, und es wurde den Häftlingen verboten zu singen oder zu pfeifen. Paul sprach von «purer Bösartigkeit». Im privaten Kreis verfluchte er den Gouverneur und machte sich daran, seinen Mitgefangenen Französisch beizubringen.

Mit über 1'000 Insassen war die Krepost, die für nicht mehr als 300 kriminelle Gefangene gebaut worden war, überfüllt. Wer keinen Platz auf den mehrstöckigen hölzernen Bettgestellen fand, sah sich gezwungen, auf dem nackten Zementboden zu schlafen. Die Pritschen zogen sich von einer Wand zur anderen, sie standen so eng, dass ein einzelner Mensch zwischen ihnen kaum durchkam. Sitzen konnte man nirgends, und ebenso wenig gab es Möbelstücke zum Verstauen von persönlichen Habseligkeiten. Die Gefangenen sollten ihre Mahlzeiten liegend oder auf den Sprossen der Leiter essen, die zum obersten Stock der Betten führte. Das Essen war abscheulich. Die Gefangenen bereiteten es zwar selbst zu, aber die tägliche Fleischration, die jedem Offizier zustand, wurde von den Wachen verkauft, bevor sie die Gefangenen erreichte, und durch Schlachtabfälle, Teile von gekochten Rinderköpfen, Ohren oder Hufen, ersetzt. Der Tee wurde mit Wasser aufgegossen, das laut dem Befehl irgendeines wahnsinnigen Gefängniscommandanten eimerweise an derselben Stelle geholt wurde, wo auch das Abwasser der Stadt in den Fluss lief. Als Latrinen mussten die Gefangenen einfache Löcher im Boden benutzen. Beinamputierte brauchten die Unterstützung von anderen, um sie zu benutzen. Als eine Abordnung der Häftlinge um Erlaubnis bat, aus einer Holzkiste einen Toilettensitz zu fabrizieren, wurden sie kategorisch abgewiesen.

Inmitten dieses Ortes voller Heimweh, Erniedrigung und Verzweiflung liessen einige der verstümmelten Offiziere in der Krepost nicht von

LEBENDIG BEGRABEN IN DER KREPOST

ihrer Hoffnung auf eine baldige Änderung der Lage ab. Zu ihnen gehörte Paul. Er hatte von einer Initiative des Papstes Benedikt XV. gehört, der die Regierenden der kriegführenden Staaten dazu bringen wollte, einem Austausch schwer verwundeter Gefangener zuzustimmen. Zunächst war zu hören gewesen, dass einige Gefangene an Weihnachten schon zu Hause wären, doch die Verhandlungen zogen sich noch monatelang hin, und die Nachricht von einem entscheidenden Durchbruch liess auf sich warten.

Paul hatte schon etwa zwei Monate vor seiner Verlegung in die Krepost davon erfahren, dass er zu den möglichen Austauschgefangenen gehörte. Seine Mutter, die seit dem 3. Januar keinen Brief mehr von ihm erhalten hatte, bestürmte ihren Neffen, ihr jede Neuigkeit sofort mitzuteilen. Endlich erhielt Franz ein Telegramm von Konsul Wadsted: «Es geht voran. Name auf vorläufiger Liste von Austauschgefangenen. Bald Entscheidung. Viel Glück.» In einem Brief an Ludwig kommentiert Leopoldine: «[Du] kannst Dir denken, wie glücklich ich bin! Wenn es auch noch viel Geduld erfordern wird, so ist doch, wenn nur einmal Bewegung in die Sache kommt, Ursache vorhanden, auf ein Wiedersehen in absehbarer Zeit hoffen zu können.»

Als weitere Monate vergingen, und man nichts Neues vom Vatikan hörte, war Leopoldine nah daran, die Geduld zu verlieren: «Von Paul habe ich gute Nachrichten, was sein Befinden anbelangt, bezügl. des Austauschs keine Silbe. Man könnte verzweifeln!» Und als sie erfuhr, dass man ihn zum Kommandanten geschleppt und dieser ihn mit einem Monat Arrest bestraft hatte, war sie ausser sich vor Sorge. Die Gründe für diese disziplinarische Massnahme sind nicht bekannt, aber es ist möglich, dass Paul zu einer Gruppe von elf Offizieren gehörte, die Kenntnis von einem bevorstehenden Fluchtversuch hatten und die Gefängnisleitung nicht davon unterrichteten. Doch wie auch immer, Paul litt schwer unter seiner Bestrafung. Er hatte nun kein Klavier mehr, war neu in der Krepost und oft niedergeschlagen. Hermine schreibt an Ludwig:

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

«Mama kränkt sich natürlich sehr darüber, und es ist nur ein grosses Glück, dass Paul die Freundlichkeit des dänischen Consuls erwähnt, der er wesentliche Begünstigungen verdankt und dass er auch einige harmlose Bemerkungen macht, die den traurigen Eindruck wenigstens ein bisschen abschwächen.»

Ein weiterer Anlass zur Sorge war der Ton von Pauls Briefen nach Hause. Er liess immer wieder subversive Bemerkungen fallen, die ihn, wie Leopoldine fürchtete, in noch grössere Konflikte mit den Gefängnisbehörden bringen würden. In einem seiner Briefe, der wohl nur durch Zufall die russische Zensur ohne Beanstandung passieren konnte, schreibt er, dass der Krieg seine einzige Sorge sei und dass er gern «eine Million» (Goldkronen) für den Sieg der österreichischen Truppen geben würde.

Was Paul in seinen Briefen nicht erwähnte, weil er wusste, dass er seiner Mutter damit den grössten Kummer gemacht hätte, ist die Tatsache, dass unter den Gefangenen eine Flecktyphusepidemie ausgebrochen war. Diese tödliche, von Läusen übertragene Seuche war ein immerwährender Schrecken, der im Gefängnis umging. Paul wurde nicht krank und glaubte daher, gegen die Bisse von Läusen immun zu sein.

Doch ringsum wurden immer mehr Männer krank. Den ersten Symptomen – hohes Fieber mit heftigen Schmerzen in Muskeln und Gelenken – folgte dunkelroter Hautausschlag, der sich von Rücken und Schultern des Opfers rasch auf den gesamten Körper ausbreitete. In der zweiten Krankheitswoche verloren die Infizierten die Kontrolle über ihre Eingeweide und delirierten. Tage darauf folgte meist der Tod. In den Ostertagen des Jahres 1915, auf der Höhe der Epidemie, wurden täglich zwanzig bis dreissig Gefangene aus der Krepost abgeholt und ins Krankenhaus gebracht. Keiner von ihnen kehrte zurück. Die beiden Krankenhäuser in Omsk wurden mit den täglich eintreffenden Kranken aus den Lagern in der Umgebung nicht mehr fertig, da zunehmend auch Ärzte, Schwestern und Sanitäter Opfer der Seuche wurden.

LEBENDIG BEGRABEN IN DER KREPOST

Eine besonders schreckliche Begebenheit hat Hans Weiland überliefert, ein österreichischer Offizier, der zu dieser Zeit in Krasnojarsk interniert war:

«Mann an Mann liegt auf den Pritschen, in Etagen übereinander, einer dicht gepresst am andern. Die Luft, ein widriger, fast süßlicher Gestank, ist zum Schneiden, von der Decke tropft ununterbrochen das Wasser. (...) Da kommt noch spät abends eine Lagerordnanz und bringt den Befehl des Lagerkommandanten, die Kompagnie habe sofort fünf Wärter in das Typhusspital abzugeben, die anderen seien krank oder gestorben. (...) Es wird ganz ruhig, fast unheimlich still. Jeder überlegt, jeder hält zurück. Diese Meldung ist der Weg zum Tod, ist der bewusste Abschied von der Familie, von Frau und Kind, vom Leben. Keiner meldet sich. Ich wiederhole die Bitte und begründe die Notwendigkeit dieses Dienstes.

Man sieht vor Dunst nicht durch den Raum, kaum in das Gesicht des Nachbarn, fast hört man vor Stille Atem und Pulsschlag. Das Schicksal steht mitten unter uns.

Da ruft ein Kamerad, ein Sudentendeutscher, von seiner Pritsche herab: ‚Ich geh‘, es muss sein!‘ Tritt vor mich hin, sagt ruhig, er habe ein altes Mutterl, aber wenn er sterben müsse, werde wohl sein Bruder vom Felde glücklich heimkommen und die Mutter erhalten.

Vier andere Kameraden folgen, sprechen kaum ein Wort. Es muss sein!

Sie gehen ins Spital, übernehmen ihren Dienst, werden krank und sterben alle fünf.

Helden!»

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

29 Eine Fluchtmöglichkeit

Im Sommer 1915, nach Monaten ausgedehnter und peiniger Verhandlungen, wurde endlich die erste Abordnung kranker und verwundeter russischer Kriegsgefangener ausgetauscht. Paul Wittgenstein, dessen Name seit Januar auf der Liste stand, gehörte nicht zu ihnen. Seine Mutter hatte ihm immer wieder Geld geschickt. Die Russen, die ihre Briefe abfingen und die Scheine darin stahlen, wollten ihre Einnahmequelle nicht verlieren.

Zwei Gefangene, die mit Paul in der Krepost gewesen waren, hatten es geschafft, als Austauschhäftlinge aus Omsk herauszukommen, und besuchten Leopoldine in Wien. Einer von ihnen, Hauptmann Karl von Liel, war im September 1914 verwundet worden, und als er hilflos, ohne sich bewegen zu können, am Boden lag, hatten ihm feindliche Soldaten zwei Finger der rechten und vier der linken Hand abgeschnitten. «Der bewunderungswürdige Mensch ist sehr heiter», schreibt Leopoldine an Ludwig, «trotzdem er sich hier jetzt zum Zwecke der Prothesen allen möglichen Operationen unterziehen muss.» Hauptmann von Liel berichtete ihr, dass Paul bei ihrem letzten Zusammentreffen in Sibirien gut ausgesehen habe und gesund und guten Mutes gewesen sei, dass er inzwischen genug Russisch spreche, um für viele andere, die die Sprache nicht so gut beherrschten, die Zeitung übersetzen zu können, dass er einem ehemaligen Klassenkameraden aus seiner alten Schule Französischstunden gebe und dass sowohl Lehrer wie Schüler den Unterricht sehr ernst nähmen.

In einem Brief Hermines an Ludwig heisst es:

«Ausserordentlich gefreut hat es mich, dass beide ausgetauschten Offiziere mit grosser Achtung und Liebe von Paul sprechen und seine Güte, Anständigkeit u. Idealismus rühmen. Hauptmann v. Liel hat Paul gefragt, ob es ihm lieber wäre, der Krieg wäre nicht ausgebrochen u. er hätte seinen Arm noch, aber Paul sagte, es sei ihm lieber so. Das ist doch schön!»

EINE FLUCHTMÖGLICHKEIT

Als Leutnant Gürtler, ein zweiter Offizier aus Omsk, Leopoldine von dem aus ihren Briefen gestohlenen Geld erzählte und erklärte, warum Paul nicht ausgetauscht worden war, sagte sie sich, dass man in diesem Fall «doch irgendeine Anordnung herbeiführen» müsse. Die Massnahmen, die sie in die Wege leitete, brauchten jedoch ihre Zeit. Anfang Oktober erhielt sie die Nachricht, dass man vorhabe, Paul nicht nach Österreich zurückzubringen, sondern in ein anderes Gefangenelager in den Süden zu transferieren. «Vielleicht wird man noch dafür dankbar sein müssen», schreibt sie an Ludwig, «momentan aber, da wir uns doch schon etwas Hoffnung machten, dass er bald zum Austausch kommen könnte, bedeutet das eine furchtbare Enttäuschung!»

Erst Ende des Monats erhielt sie ein Telegramm von Otto Franz mit der guten Nachricht, dass Paul und sechs weitere verwundete Offiziere nach Moskau überführt worden seien, wo sie vor einer Untersuchungskommission erscheinen sollten. «Das bedeutet doch einen Hoffnungs-schimmer!», schreibt sie. Doch auch der Pessimismus schaffte sich Raum. Hermine schreibt bedrückt: «Ob der Paul ausgetauscht wird? Ich habe eigentlich wenig Hoffnung, und der Gedanke an eine mögliche Enttäuschung von ihm und Mama ist mir schrecklich. «

Der Auftritt potentieller Austauschgefangener vor den medizinischen Kommissionen war erniedrigend. Nach einer Reise von Tausenden von Kilometern aus den Lagern im Osten kamen die Invaliden voller Optimismus in Moskau an – wo sie oft erfahren mussten, dass sie nicht krank genug waren, um ausgetauscht zu werden. So kehrten sie in die Gefängnisse zurück, aus denen sie gekommen waren. In Kasan mussten die Lagerärzte die Heimfahrt der Gefangenen bezahlen, weshalb sie sich verständlicherweise zurückhielten, überhaupt jemanden für den Austausch vorzuschlagen. Gefangene, die es schafften, nach Moskau oder Petrograd zu gelangen, waren dem Terror gewissenloser Sanitätsoffiziere unterworfen. Aus dem Lazarett Nr. 108 in Petrograd berichtet Elsa Brändström:

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

«Sie verkauften das Essen der Kranken; Gefangene, die noch ihre Eheringe, Uhren usw. hatten, mussten sie abgeben; wer sich zu weigern versuchte und dadurch missliebiger machte, wurde zur Strafe der Ärztekommision, die dann und wann die endgültige Untersuchung vornahm, vorenthalten. Auf diese Weise blieben Gefangene bis zu zehn Monaten im Lazarett zurück, während die Züge [mit Austauschgefangenen] durch Schweden nur halb oder zwei Drittel besetzt wurden.»

Paul wurde gleich nach seiner Ankunft in Moskau von Ärzten untersucht, und man bescheinigte ihm, dass er schwerverwundet und nicht mehr fähig sei, seinen Militärdienst zu leisten. Dann wurde er vernommen, und man erklärte ihm, dass er, falls er je wieder in die österreichische Armee eintrete und bei Kampfhandlungen von russischen Truppen gefangen genommen werde, die sofortige Erschiessung zu gewärtigen habe.

Als Leopoldine erfuhr, dass Paul vor dem Austauschkomitee stand, reagierte sie mit Unruhe und grösster Besorgnis, und ihre Angst hielt vierzehn Tage lang an. In dieser Zeit schmerzten ihre Beine mehr denn je. Dazu kam die Sorge um ihre hilfreiche Gefährtin Rosalie Hermann, die früher zu den Diensthilfen des Hauses gehört hatte. Sie war krank geworden und hustete ständig. Leopoldine wartete ungeduldig, bis sie endlich wieder etwas von ihrem gefangenen Sohn erfuhr. An Ludwig schreibt sie:

«Mein lieber guter Ludwig,

denke Dir nur: Am 9. früh lesen wir – nachdem wir lange nichts mehr von Paul wussten, als dass er in Moskau zur Ueberprüfung sei – dass er unter den Ausgetauschten sei, die am 8. in Haparanda, der schwed.-russ. Grenzstation angekommen sind. Am Nachmittag des 9. kam dann ein Telegr. v. Paul aus Ljusdal in Schweden. Gestern erfuhren wir, die Ausgetauschten seien schon über Lassnitz hinaus, und heute ist Paul schon in Leitmeritz. Heute berichteten mir Stradals

RÜCKKEHR

und Wolframs, beide waren um Mitternacht auf der Station Schreckenstein, um Paul zu begrüßen, und versichern mich, dass er vorzüglich aussieht, sehr wohl und in bester Stimmung sei. Nun muss Paul noch seine Quarantaine in L. absolvieren, ich denke, Mining wird, wenn diese länger dauert, dahin fahren. Könntest nur Du, mein guter lieber Ludwig, wieder einmal kommen, wie wohl tät mir das. Auf den armen, aus dem Weg gestellten Kurt muss ich ja verzichten, aber was Dich betrifft, so hoffe ich doch, in absehbarer Zeit wieder das Glück haben zu können. Wir sind, ein paar Katarrhe und mein Haxl abgerechnet oder in Kauf genommen, wie man will, alle gesund.

Sei zärtlichst umarmt von Deiner
Mutter.»

30 Rückkehr

Am 21. November 1915 war keiner von Pauls Brüdern in Wien, um ihn nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft willkommen zu heissen. Kurt war immer noch in New York und wartete sehnsüchtig auf eine Möglichkeit, nach Europa ausreisen zu können, und Ludwig hatte als Ingenieur Dienst in einer Reparaturwerkstatt der Artillerie im Bahnhof von Sokal, einer ukrainischen Stadt achtzig Kilometer östlich von Zamosc. Leopoldines Venen waren gefährlich geschwollen, und ihre Beine taten ihr viel zu weh, als dass sie eine Reise von insgesamt über sechshundert Kilometern von Wien nach Leitmeritz und zurück hätte in Erwägung ziehen können. Paul wurde dort zehn Tage in Quarantäne gehalten. Hermine machte sich allein auf den Weg.

Unterwegs fürchtete sie, dass sie ihn womöglich nicht wiedererkennen würde, wenn sie ihn sah, und stellte sich auf den Anblick eines niedergeschlagenen, abgezehrten, an Leib und Seele beschädigten Mannes ein. Doch als sie ihn gesehen hatte und merkte, dass er hoffnungsvoll

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

und munter war, schrieb sie erleichtert an ihre Mutter und die Geschwister: «Es war ganz anders, als ich dachte, denn Paul ist so unverändert in seinem Aussehen u. Wesen (abgesehen natürlich von seinem Arm), dass auch das Wiedersehen nicht viel anders als das nach einer sehr langen Reise war, wo man sich alle Neuigkeiten erzählt und gar nicht aufhören kann damit.»

Julius Meier-Graefe bemerkt in seinem Buch über die Lagerhaft, dass der Aufenthalt in der Krepost einen Menschen ein Leben lang zeichne. Paul war durch seine sibirischen Erlebnisse verändert worden, doch es gelang ihm wenigstens eine Zeit lang, die schlimmsten Folgen seiner Haft vor seiner Familie geheimzuhalten. Leopoldine schreibt über ihr Wiedertreffen, dass sie sich endlich wieder einmal «der Freude hingeben» könne: «Paul sieht wirklich sehr gut aus; fühlt sich, glaube ich, auch vollkommen wohl und ist erstaunlich heiter. Alle seine alten Witzen sind unversehrt mit ihm zurückgekommen.» Hermine berichtet: «Er spricht so natürlich von seinem Unglück, dass man nie das Gefühl hat, vorsichtig reden zu müssen, weil ihm das oder jenes wehtun könnte, und das macht es riesig leicht.»

Doch trotz Pauls entspanntem Verhalten litt er unter akuten körperlichen Beschwerden. Das Werk der Ärzte in Krasnystaw, die gehetzt und in Angst vor russischen Truppenbewegungen hatten operieren müssen, liess zu wünschen übrig. Die Hautlappen waren nicht gross genug, um den freigelegten Knochen seines rechten Arms in ausreichendem Mass zu bedecken. Das Resultat war, dass die Narbe am Ende des Stumpfs zu eng anlag und sich bereits mit dem Knochen verband. Die Nervenenden zwischen Knochen und Haut waren äusserst empfindlich. Nach seiner Rückkehr begab sich Paul unverzüglich in die Praxis von Eiseisbergs im Erdgeschoss eines baufälligen Gebäudes aus dem achtzehnten Jahrhundert unweit der Ringstrasse. Es gab acht Freiwillige dort, die unbezahlt Dienst taten. Einer davon, der erst kürzlich mit der Arbeit angefangen hatte, war Pauls kahlköpfiger und launenhafter amerikanischer Schwager, Jerome Stonborough.

RÜCKKEHR

Pauls Operation war nicht so komplikationslos, wie Jerome es seiner Schwiegermutter gegenüber behauptete. Es handelte sich auch nicht, wie er ihr erklärt hatte, um das einfache Entfernen einer Hautwucherung. Der Professor musste die Wunde wieder öffnen, die Knochenhaut, das sogenannte Periostum, vom Ende des Knochens schneiden und mit einer Kürette etwa anderthalb Zentimeter Knochenmark herauschaben. Erst dann konnte er die Wunde wieder so vernähen, dass das weiche Gewebe am Stumpfende über dem Knochen frei beweglich blieb. Nach der Operation hatte Paul zwei Wochen lang heftige Schmerzen. Er hatte keinen Appetit und konnte nicht schlafen. Man hielt all diese Symptome für eine Folge der Narkose, doch der Grund kann ebenso gut auch eine Depression gewesen sein. Nachdem der Stumpf geheilt war, wollte sich Paul so schnell wie möglich eine Prothese anpassen lassen, doch das ist nie geschehen. Seit dieser Zeit hing der leere Ärmel seines Jacketts neben seinem Körper herab. Das Ärmelende war sorgfältig in der hinteren rechten Hosentasche verstaut.

Sobald er sich stark genug fühlte, wieder am Leben teilzunehmen, tat er es mit all seiner Energie und Vitalität: Er ging jeden Morgen im Baumgartner Wald und dem steilen Park des Wittgensteinschen Anwesens in Neuwaldegg spazieren; übte sich im Gebrauch der linken Hand, indem er sich die Krawatte und die Schuhe band, Hemden auf- und -knöpfte, Fleisch schnitt, Äpfel schälte, schwamm, ritt, schrieb und las. Er studierte die Selbsthilfebücher, die in dieser Zeit publiziert wurden und sich an die Tausenden von Amputierten richteten, die jeden Monat von der Front zurückkehrten; und er fand einen modus operandi mit Franz, seinem Offiziersburschen. Nachmittags übte er stundenlang Klavier. Wie er es in seinem Brief aus der Krepost angekündigt hatte, begann er, eine Millionenspende an die österreichischen Truppen zu organisieren, und traf – trotz der Drohungen der Russen, die er noch in guter Erinnerung hatte – Vorbereitungen dazu, die Uniform wieder anzulegen und in das Chaos der Ostfront zurückzukehren.

31 Eine Wandlung

An Weihnachten 1915 bekam Ludwig keinen Heimaturlaub. Erst kürzlich war er zum «Militärbeamten» befördert worden. Im Dezember hielt er sich in Sokal auf, wo er in der Offiziersmesse «Stille Nacht, heilige Nacht» sang. Im Juli dieses Jahres hatte er drei Wochen Urlaub genommen. Er hatte einen Schock erlitten, als er in der Werkstatt versehentlich eine Explosion verursachte. Bisher hatte man ihn noch nicht an die Front versetzt, aber er verlangte sehnsüchtig danach, diese Erfahrung endlich zu machen, und hatte seine Vorgesetzten mit der Bitte überrascht, sich in echter Gefahr bewähren zu dürfen. Als Zuständiger für die Handhabung eines Suchscheinwerfers an Bord des Wachschiffs *Goplana* war er schon einmal in ein Scharmützel verwickelt gewesen: Sechs Wochen nach Kriegsausbruch war die Schiffsmannschaft gezwungen gewesen, bei einem unverhofften russischen Vorstoss das Schiff zu verlassen und zu fliehen. «Ich fürchte mich nicht davor, erschossen zu werden», schrieb er damals in sein Tagebuch, «aber davor, meine Pflicht nicht ordentlich zu erfüllen. Gott gebe mir Kraft. Amen. Amen. Amen.»

Der Feind liess nicht locker. Ludwig und seine Kameraden (Männer, die er kurz zuvor als «eine Saubande» bezeichnet hatte, voll «unglaublicher Rohheit, Dummheit und Bosheit») mussten sich auf den Rückzug begeben – dreissig schlaflose Stunden lang. «Habe furchtbare Szenen erlebt», schrieb Ludwig. «(...) fühle mich sehr schwach und sehe keine äussere Hoffnung. Wenn es mit mir jetzt zu Ende geht, so möge ich einen guten Tod sterben eingedenk meiner selbst. Möchte ich mich nie selbst verlieren.» Zwei Tage später fügte er hinzu: «Wir sind in unmittelbarer Nähe des Feindes. (...) Jetzt wäre mir die Gelegenheit gegeben, ein anständiger Mensch zu sein, denn ich stehe vor dem Tod Aug in Aug. Möge der Geist mich erleuchten. «

Julius Meier-Graefe erinnert sich an eine Begegnung mit einem russischen Kommandanten, dem er erzählte, dass seine Überstellung nach

EINE WANDLUNG

Sibirien bevorstehe, worauf ihn die Gattin des Mannes mitfühlend ansah und schauernd sagte: «In Sibirien werden Sie Gott suchen.» Für Paul traf das nicht zu. Für ihn war es nicht notwendig, die Existenz irgendeiner Gottheit zu postulieren, und weder fand er noch wollte er einen Gott in Sibirien finden. Er war zwar als Katholik erzogen worden, doch seine religiösen Ansichten folgten den Gedanken seines Idols Arthur Schopenhauer, dessen Schriften er seitenlang auswendig rezitieren konnte. Schopenhauer hielt die Religion für einen Dressurakt, ihr Daseinszweck bestand für ihn darin, den Menschen beizubringen, wie sie denken sollen. Dieser Position hielt Paul sein Leben lang die Treue.

Ludwig hingegen, der Philosoph der Logik und der Sprache, der die Atheisten Bertrand Russell und George Moore zu seinen Freunden zählte, war eine verlorene Seele. Während der ersten Kriegsmonate hatte er vielleicht nicht mit vollem Bewusstsein nach einem Gott gesucht, doch nun fand er ihn – in einem kleinen Buchladen in der Barockstadt Tarnow, vierzig Kilometer östlich von Krakau. Hier kaufte er ein Buch – das einzige Buch, das es zu kaufen gab –, und diese Handlung kam ihm selbst wie ein schicksalhafter Akt vor. Es war Tolstois *Kurze Erläuterung des Evangeliums*, eine bearbeitete Fassung des Neuen Testaments unter Auslassung all jener Aspekte des Originals, mit denen Tolstoi nicht übereinstimmte: Teile der Geschichte von Jesu Geburt, die Wunder (das Gehen auf dem Wasser, die Verwandlung von Wasser in Wein, die Auferweckung der Toten und andere), die Verfluchung des Feigenbaums, die Erfüllung der Prophezeiungen des Alten Testaments und die Auferstehung. Tolstois Interpretation des Neuen Testaments beeindruckte Ludwig tief. Er verschlang sie begeistert und trug sie ständig bei sich. «Dieses Buch hat mich seinerzeit geradezu am Leben erhalten», schrieb er später einem Freund. Von seinen Kameraden wurde er deshalb «der mit dem Evangelium» genannt.

Tolstois Werk war gegen die Kirche gerichtet. Er glaubte, dass die Botschaft, die Christus gepredigt hatte, von seinen späteren Auslegern verfälscht worden sei. Das Christentum sei weder reine Offenbarung

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

noch eine Phase der Geschichte, sondern die einzige, reine Lehre, die dem Leben Sinn verleiht. Die Botschaft war einfach: Der Mensch hat seinen Ursprung in Gott; «der Wille des Vaters» ist die Quelle allen menschlichen Lebens. Diesem Vater muss man dienen. Wenn man es tut, verschwinden die eigenen Begierden. Die Erfüllung des göttlichen Willens ist ein «lebenspendender» Prozess. Der wahre Christ muss Jesus in allem nachfolgen, auf körperliche Befriedigung verzichten, sich in Demut üben und sich dem heiligen Geist nähern. Genau das hat Ludwig versucht, doch es ist ihm nicht immer gelungen:

«Ich werde von Zeit zu Zeit zum *Tier*. Dann kann ich an nichts denken als an Essen, Trinken, Schlafen. Furchtbar! Und dann leide ich auch wie ein Tier, ohne die Möglichkeit innerer Rettung. Ich bin dann meinen Gelüsten und Abneigungen preisgegeben. Dann ist an ein wahres Leben nicht zu denken.»

Im Vorwort zu seiner schmalen philosophischen Abhandlung, dem *Tractatus logico-philosophicus*, schreibt Ludwig, dass einige seiner «Bestrebungen» möglicherweise mit denen anderer Denker «zusammenfallen», und er fügt hinzu: «(...) und darum gebe ich auch keine Quellen an, weil es mir gleichgültig ist, ob das, was ich gedacht habe, vor mir schon ein anderer gedacht hat.» Es gibt viele Gemeinsamkeiten zwischen diesem Werk und Tolstois *Kurzer Erläuterung des Evangeliums*. Beide Bücher sind in sechs «Sätze» unterteilt. (Allerdings gibt es im *Tractatus* einen siebten, der aus einer einzigen, berühmt gewordenen Aussage besteht: «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.») Und in beiden Büchern werden die Gedanken in einer Reihe von nummerierten, miteinander verbundenen lehrhaften Äußerungen dargelegt. Man betrachte diesen Abschnitt Tolstois:

«1.1 Grundlage und Anfang aller Dinge ist das Verständnis des Lebens.

EINE WANDLUNG

- 1.2. Das Verständnis des Lebens ist Gott.
- 1.3. Alles ist auf dem Verständnis des Lebens aufgebaut, ohne das es kein lebendiges Sein geben kann.
- 1.4. Darin liegt das wahre Leben.
- 1.5. Dieses Verständnis ist das Licht der Wahrheit.»

Und die ersten Sätze des *Tractatus*;

- 1.6. 1 Die Welt ist alles, was der Fall ist.
 - 1.1 Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.
 - 1.11 Die Welt ist durch die Tatsachen bestimmt und dadurch, dass es *alle* Tatsachen sind.
 - 1.12 Denn, die Gesamtheit der Tatsachen bestimmt, was der Fall ist und auch, was alles nicht der Fall ist.
 - 1.13 Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt.»

Gemeinsam ist beiden Texten die Idee, dass das ewige Leben in der Gegenwart stattfindet. Tolstoi drückt es so aus:

- 1.14 Dieses gegenwärtige Leben in der Zeit ist die Nahrung des wahren Lebens.
- 1.15 Und daher ist das wahre Leben ausserhalb der Zeit; es ist in der Gegenwart.
- 1.16 Zeit ist eine Illusion im Leben; das Leben der Vergangenheit und der Zukunft verschleiert das wahre Leben der Gegenwart.»

Im *Tractatus* findet man diesen Gedanken ebenfalls, aber vielleicht ein wenig prägnanter ausgedrückt:

«6.4311 (...) Wenn man unter Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer, sondern Unzeitlichkeit versteht, dann lebt der ewig, der in der Gegenwart lebt.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Unser Leben ist ebenso endlos, wie unser Gesichtsfeld grenzenlos ist.»

Die Familie war beunruhigt, verwirrt, befremdet und peinlich berührt von Ludwigs plötzlicher Konversion. Hermine, Gretl und Paul lasen Tolstois *Kurze Erläuterung*, um ihren Bruder besser zu verstehen. Hermine, die sich von Ludwigs Verstand oft stark beeindruckt liess und sich bemühte, mit ihm Schritt zu halten, las zusätzlich andere Bücher von Tolstoi. Gretl studierte Ernest Renans überaus populäres Werk *Das Leben Jesu*. Paul reagierte ironisch, polemisch und nicht immer wohlwollend. Gretl schreibt an Hermine: «Der Renan ist übrigens gar nicht so weit vom Tolstoischen Evangelium entfernt, als Du meinst. Dein Vergleich stimmt natürlich trotzdem, weil der Paul, auch wenn ihm zufällig einmal das selbe Buch wie dem Luckerl gefiele, etwas Grundverschiedenes darin suchen + finden würde.» Von allen Geschwistern Ludwigs war Gretl diejenige, die seine neue Spiritualität noch am ehesten teilte. Doch das Tolstoische Christentum war keine Religion im Sinn einer Gemeinschaft von Gläubigen.

Ludwig war als junger Mann zerfressen gewesen von widersprüchlichen narzisstischen und selbstzerstörerischen Tendenzen; die *Kurze Erläuterung* bot ihm nun die langersehnte Gelegenheit zu einer radikalen Besserung seiner selbst, einer gründlichen Läuterung jener Teile seiner Persönlichkeit, die ihm am meisten zuwider waren, die Aussicht auf eine bewusste Steigerung und Transfiguration seines ganzen Seins. Aus einem einfachen Sterblichen sollte ein vollkommener, jesus-ähnlicher unsterblicher Mensch mit prophetischen Gaben entstehen. «Es gibt zwei Gottheiten: die Welt und mein unabhängiges Ich», schreibt Ludwig im Juli 1916 in sein Tagebuch. Wer wirklich in der Gegenwart lebe, für den gebe es keinen Tod. Laut Dr. Max Bieler, einem Offizier, den Ludwig im Herbst 1915 in Sokal kennenlernte, hatte der junge Philosoph, im Gegensatz zu seiner Selbsteinschätzung, «alle Qualitäten eines Propheten».

GRETLS PROBLEME

Als der *Tractatus* nach dem Krieg als Buch erschien, gab er dem kleinen Zirkel der Anhänger Ludwig Wittgensteins Anlass zu einiger Verwirrung. Auch Bertrand Russell, der die Gedanken seines Freundes über die Logik bewunderte, fand den mystischen Zug des Werkes unverständlich und eher betrüblich; es schien sich weniger um eine philosophische Abhandlung als vielmehr um ein undurchdringliches Evangelium nach Ludwig zu handeln:

«6.521 Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems. (Ist nicht dies der Grund, warum Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin dieser Sinn bestand.)»

32 Gretls Probleme

Als der Krieg ausbrach, hatten die Stonboroughs gehofft, nach England zurückkehren zu können. Aufgrund ihrer Heirat mit Jerome hatte Gretl die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten, doch als eine Wittgenstein war sie österreichische Patriotin und empfand das starke Bedürfnis, ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland zu erfüllen. Was immer sie tun konnte, es musste etwas Grosses sein, weil sie ein grosses Herz, einen findigen Geist und ein riesiges Vermögen hatte. Sie wollte nicht nur Hilfe leisten, sondern die Dinge in einem grösseren Massstab beeinflussen, um den Krieg für Österreich zu gewinnen. So schreibt sie einmal: «Geld geben ist ja schön, aber ich würde so gerne mich mit allen meinen Kräften beteiligen. Körperlich + geistig mein Äusserstes tun.» Deshalb war sie gar nicht zufrieden mit ihrer Arbeit als Freiwillige in einem kleinen Krankenhaus in Ischl, wo sie an achtzig bis hundert Männer am Tag Mahlzeiten ausgab.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

«Genauso wie Dir geht es mir mit diesem Krieg; nichts aber auch gar nichts kann ich realisieren. Aber ich gäbe etwas darum, wenn ich etwas leisten könnte in diesem Feldzug. Es kommt mir so schrecklich vor, dass man so etwas miterlebt hat + doch eigentlich nicht miterlebt.»

Nachdem sie sich bei einem der Patienten angesteckt hatte, gaben ihr die Ärzte den Rat, dem Krankenhaus fernzubleiben. Jetzt hätte Gretl sich grösseren Dingen zuwenden können – wäre da nicht die Last einer Ehe gewesen, um die es nicht gut stand. Sie selbst war eine Frau, die durchaus verunsichernd wirken konnte. Mit ihren Meinungen, ihrer Art, sich auszudrücken und zu kleiden, kamen viele Leute nicht zurecht – auch ihre Mutter, Ludwig, Paul und besonders Jerome, ihr Mann nicht. Hermine, die gelegentlich von dem Wunsch sprach, Gretl eine Ohrfeige zu verabreichen, war dennoch die stärkste Bundesgenossin ihrer Schwester. Einmal schreibt sie:

«Wie ich sie liebe u. bewundere kann ich gar nicht sagen!

Warum hat sie doch solche Eigentümlichkeiten, die Anlass zu schärferem Tadel geben als Manchem zuteil wird, der nicht in grossen Dingen so gut u. gross handelt wie sie! Das tut mir immer bodenlos leid!»

Doch weder Gretls irritierende Verhaltensweisen noch ihr offensichtliches Missbehagen am ehelichen Verkehr können das Scheitern ihrer Ehe ganz erklären. Tatsache ist, dass Jerome – verdriesslich, reizbar, paranoid, zu grandiosen Wahnvorstellungen neigend – ein unmöglicher Ehemann war. Anfang 1916 stand es besonders schlimm um ihn. Er war besessen von der Idee, dass Amerika plante, in den Krieg gegen Österreich einzutreten, und dachte und sprach von kaum etwas anderem. Tagelang verschwand er, und wenn er nach Hause zurückkehrte – manchmal mitten in der Nacht –, zitterte er am ganzen Körper, starrte in düsterem Schweigen vor sich hin oder brach unvermittelt in Wut aus. Er

GRETLS PROBLEME

stellte Gretl damit auf eine harte Probe. Aus Ratlosigkeit und Unsicherheit intellektualisierte sie das Problem. Sie sah ihren Mann als eine gespaltene Persönlichkeit mit einem «inneren Leben», das «früher klar [war] + jetzt verworren [ist]», und einem «äusseren Leben», das «sich jetzt nicht mehr wie in den vergangenen Jahren nur unter Dingen [abspielt], sondern unter Menschen». Solche kryptischen Äusserungen konnten die Situation allerdings nicht verbessern – ebenso wenig wie der Umzug aus Gmunden in eine elegante Mietwohnung im Palais Erdödy in der Krugerstrasse. Gretl hätte natürlich die Scheidung einreichen können, doch immer, wenn sie etwas in dieser Richtung äusserte, drohte Jerome damit, nach Amerika zu gehen und die beiden Jungen Thomas und Ji mitzunehmen.

Was war mit Jerome los? Zunächst versuchte sich Gretl über seinen Zustand klarzuwerden, indem sie Bücher über Psychologie und Psychiatrie las. Doch das ergab wenig, und Jerome litt weiter. 1930 überredete sie ihn – auf den Rat eines Freundes hin –, den berühmten Psychiater und Neurologen Julius Wagner-Jauregg aufzusuchen. Die umstrittenen Schock-Therapien dieses Arztes, bei denen er psychotischen Patienten Malariaparasiten und andere fieberauslösende Bakterien spritzte, bewirkten bei den Opfern von Neurosyphilis zunächst eine Besserung ihres Befindens. Drei Jahre zuvor hatte Wagner-Jauregg aufgrund seiner Erfolge beim Kampf gegen die verheerenden Spätfolgen der syphilitischen *dementia paralytica* den Nobelpreis erhalten. Wir wissen nicht, ob Jerome Syphilis hatte oder nicht; sein erratisches Verhalten, seine Wahnvorstellungen und seine paranoiden Zustände gehören jedenfalls zu den klassischen Symptomen dieser Krankheit. Pierre Stonborough, Jeromes Enkel, will bis heute nichts davon wissen, doch niemand hat je eine andere Erklärung für Jeromes Psychose gefunden. Wie immer es sich damit verhält – Dr. Wagner-Jauregg hatte jedenfalls keinen Erfolg mit seiner Behandlung, und Jeromes beängstigende Zustände traten bis zum Ende seines Lebens immer wieder auf.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

33 Pauls einhändiges Debüt

In den ersten Monaten des Jahres 1916 litt jedes Mitglied der Familie Wittgenstein unter irgendeiner Krankheit. Leopoldines Beine verursachten ihr noch immer grosse Schmerzen. Sie hatte eine Venenoperation hinter sich und musste während der Genesung drei Wochen im Rollstuhl sitzen. Auch ihre Augen machten ihr Sorgen, sie konnte nicht mehr scharf sehen. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Form von Makula-Degeneration, die schliesslich zu vollständiger Blindheit führen sollte. Helene lag mit Magenkrämpfen und ähnlichen Beschwerden im Bett; Gretl machte das Herz zu schaffen; Ludwig, an der Ostfront, befand sich in einer geistigen Krise; und Hermine, Jerome und Paul hatten Probleme mit den Händen. Sowohl Hermine wie Jerome schwollen die Finger der rechten Hand an, so dass sie beide zeitweilig ihren freiwilligen Krankenhausdienst aufgeben mussten.

Paul war im Bad ausgerutscht und hingefallen; er hatte sich einen Fingerknochen gebrochen. Das war ein harter Schlag. Fast einen Monat lang konnte er nicht Klavier spielen. Dabei hatte er sich so auf das neue Stück gefreut, das Labor eigens für ihn geschrieben hatte. Auch Labor war enttäuscht, denn erst am 11. März (zweieinhalb Monate nach dem Unfall) konnte sein «Apostel Paul» das Werk bei einem privaten Konzert im Musiksaal des Palais Wittgenstein erstmals der Öffentlichkeit vorführen. Ein junger Student Leschetizkys spielte auf einem zweiten Klavier den Orchesterpart. Der grosse polnische Pädagoge selbst konnte nicht kommen. Vier Monate zuvor, als Paul auf seine Entlassung aus dem Quarantänekrankenhaus in Leitmeritz gewartet hatte, war er gestorben.

Das Konzert war ein grosser Erfolg. Paul spielte wunderbar, und das Werk musste, zu Labors unverhohlenem Vergnügen, als Zugabe vollständig wiederholt werden.

Am 28. Oktober führte Paul ein weiteres Werk von Labor auf, ein Quartett, bei dem der Klavierpart von Rosine Menzel, der Assistentin des Meisters, für eine Hand arrangiert worden war. Auch diesmal war es

PAULS EINHÄNDIGES DEBÜT

ein privates Konzert, und auch diesmal spielte Paul «sehr schön, mit grosser Wärme u. Feuer». Der Komponist war ausser sich vor Freude. Selbst Hermine, die auf Pauls Klavierspiel so oft negativ reagiert hatte, lobte seine Interpretation zweier kurzer Stücke von Mendelssohn.

«(...) natürlich [schreibt sie an Ludwig] geht der Fall ‚Paul‘ mir doch sehr nahe u. so wie ich wegen mancher Rohheiten ihm das Recht ab-sprechen möchte, Musik zu betreiben, so freudig spreche ich ihm das Recht zu, um eines empfundenen Stückes willen.»

Unter den Gästen im Publikum war auch die magere, elegante Erscheinung Hugo Kneplers zu sehen, eines populären Wiener Impresarios, der Paul bei der Aufführung eines seiner ersten Kammerkonzerte vor dem Krieg behilflich gewesen war. Nun übernahm Knepler (er wurde 1944 in Auschwitz ermordet) die Aufgabe, die erste öffentliche Präsentation von Labors *Konzertstück* am 12. Dezember 1916 zu organisieren – am gleichen Ort (dem Grossen Musikvereinssaal), mit dem gleichen Dirigenten (Oskar Nedbal) und dem gleichen Orchester (den Wiener Tonkünstlern) wie bei Pauls zweihändigem Debüt vor genau drei Jahren.

Paul hatte mit obsessivem Fleiss und mit eiserner Entschlossenheit gearbeitet. Manchmal hatte er für dieses Konzert sieben Stunden am Stück geübt. «Es war wie der Versuch, einen Berg zu besteigen», erzählte er später, «wenn ich auf einem Weg den Gipfel nicht erreichen konnte, stieg ich ab und fing von der anderen Seite wieder von vorn an.» Er hatte einige nützliche Tipps erhalten – von Graf Zichy und von seiner ehemaligen Lehrerin Malwine Brée –, doch die kunstvollen Pedaltechniken und Fingersätze, die er benutzte, um die Illusion zu erzeugen, dass nicht nur zwei, sondern manchmal drei oder vier Hände Klavier spielten, waren seine eigenen Erfindungen. Er sass nicht wie ein normaler Pianist vor seinem Instrument, mit der Hand etwa auf mittlerer Höhe der Tasta-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

tur, sondern weit nach rechts versetzt, so dass er die höchsten Noten anschlagen konnte, ohne den ganzen Körper zu verrenken. Durch ständiges Üben entwickelte er eine beträchtliche Kraft in seinen Fingern, in Handgelenk und Oberarm. Manchmal spielte er eine Note mit der Faust oder mit zwei Fingern; er lernte, Daumen und Zeigefinger dazu zu benutzen, um die Melodie zu spielen, während Mittel-Ring- und Kleiner Finger in anderer Lautstärke die Begleitung übernahmen. Die weitreichendste Neuerung war eine Technik, bei der er Pedal und Handbewegungen kombinierte, um Akkorde erklingen zu lassen, die ein Pianist mit fünf Fingern eigentlich nicht spielen konnte. Wenn er einen Akkord im mittleren Register laut anschlug, arbeitete er gleichzeitig mit dem rechten Fuss in einer subtilen «Halbpedal-Technik» und liess im Bass unmittelbar danach eine oder zwei kaum hörbare Pianissimo-Noten folgen, wodurch er selbst bei gewieftesten Kritikern die Illusion erzeugte, dass er allein mit der linken Hand einen Akkord spielte, der eine Spannweite von siebzig Zentimetern auf der Tastatur erforderte.

Die Hauptschwierigkeit für ihn war, dass seine Musik in sich vollkommen klingen musste – es genügte einfach nicht, halb so gut zu sein wie ein Pianist mit zwei Händen. Und doch führte seine phänomenale Leistung, den Verlust seiner rechten Hand vergessen zu machen, zu neuen, oft trivialen Problemen. Zum Beispiel gab es die Gefahr, dass das Publikum, das zu einem Konzert von Paul Wittgenstein kam, weniger an der Musik interessiert war als am Anblick des einarmigen Pianisten, und man ihn bestaunte wie eine billige Jahrmarktsattraktion. Aus diesem Grund brachte es Ludwig fast nie fertig, die öffentlichen Konzerte seines Bruders zu besuchen.

Aber es gab auch eine positive Seite. Paul bemerkte nicht ohne Genugtuung, dass sein Unglück – das eines jungen verwundeten Kriegshelden mit überragender künstlerischer Begabung – besonders auf Frauen anziehend wirkte. Erfolgreiche klassische Musiker wurden in Wien ohnehin wie nirgendwo sonst auf der Welt gefeiert. Pauls bedauernswerter Zustand im Verbund mit seiner hartnäckigen männlichen Entschlos-

PAULS EINHÄNDIGES DEBÜT

senheit und seinem gewaltigen Vermögen liessen ihn nun zum Idol der musikalischen und kunstsinnigen Frauenwelt der Stadt werden. Frauen jeden Alters und jeden Typs sammelten sich um seinen Konzertflügel, um mit ihm zu sprechen und ihn spielen zu sehen; mit aufrichtiger Bewunderung bestaunten sie sein Talent. «Gestern waren es allerdings nur alte und schieche, aber er könnte auch junge hübsche haben, so nett u. liebenswürdig ist er gegen Damen (fast so conciliant als er gegen Männer schroff und arrogant sein kann)», schreibt Hermine an Ludwig. Man fragt sich, ob die ältere Schwester nicht ein wenig eifersüchtig gewesen ist.

Auf dem Plakat, das Pauls linkshändiges Konzert ankündigt, wird nicht erwähnt, dass der Solopianist einen Arm verloren hat. Es werden lediglich die Stücke aufgezählt, die zur Aufführung kommen (Labors Konzert, drei von Godowskys Arrangements der Chopin-Etüden, Stücke von Bach und Mendelssohn und die Paraphrase des *Rigoletto* von Liszt), und eine kurze Textzeile darunter erläutert, dass einige der Stücke in Arrangements für die linke Hand gespielt werden. Ludwig, der kurz zuvor zum Kadettenoffizier der Reserve befördert worden war, konnte dieses Mal ebenfalls kommen. Nach dem Abend klagte Paul, der äusserst nervös gewesen war, dass er schlecht gespielt und zu viele Fehler gemacht habe. Doch Labor, der Pauls Auftritt gespannt verfolgt hatte, war des Lobes voll. Eine Woche später erschien in der *Neuen Freien Presse* Julius Korngolds ambivalente Kritik:

«Er [Paul Wittgenstein] spielt eben mit der einen Hand nicht derart Klavier, wie man in einer Welt spielt, in der zwei Hände dazu da sind, sondern wie man in einer Welt spielen würde, in der es überhaupt nur eine gibt. So ist sein Spiel nur an diesem selbst, die Sprache seiner linken Hand nur an ihren individuellen Regeln zu messen, die ungewöhnliche Ausbildung des einhändigen Spiels sozusagen, nicht eines einhändigen Spiels zu beurteilen (...) Wittgensteins Spiel ist aber auch

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

sonst, vom Technischen abgesehen, das eines Musikers von Geist und Empfindung. Drücken wir ihm nach seinem erfolgekrönten Debüt die tapfere Hand, die er so glücklich zu verwenden gelernt hat. Aus dem Spiel dieser Linken klingt keineswegs die Wehmut des Künstlers heraus, keine Rechte zu besitzen. Vielmehr der Triumph, diese so leicht entbehren zu können.»

34 In Europa wütet der Krieg

Obwohl Paul während der Vorbereitung zu seinem einhändigen Konzertdebüt viele Stunden mit Üben verbrachte, fand er noch Zeit für wohlthätige Aktivitäten. Er hatte gelobt, den Truppen eine Million Kronen zu stiften, und sorgte dafür, dass sein Versprechen erfüllt wurde, indem er selbst die Herstellung und Verteilung Tausender von Armeemänteln in die Hand nahm. In Russland hatte er unter der unzureichenden Qualität der österreichischen Uniformjacken gelitten, und er war davon überzeugt, dass die Kriegsgefangenen während des acht Monate dauernden sibirischen Winters mit besserer Bekleidung ihre Lage besser ertragen würden. Aus böhmischen Fabriken orderte er Tausende Ballen dicken, warmen, grauen Wollstoffs. Zu seiner Bestürzung gab es jedoch nicht genug Schneider, die den Stoff verarbeiten konnten – viele waren verwundet oder gefallen, oder sie kämpften noch an der Front. Mit der ihm eigenen Entschlossenheit liess er in vielen Städten des Reiches verkünden, dass ältere Schneider im Ruhestand sich melden und für ihn arbeiten sollten. Auf diese Weise kam er doch noch zum Ziel, und schliesslich wurden Zehntausende von Uniformmänteln an ein Lagerhaus in Teplitz ausgeliefert, von wo sie über Schweden an Kriegsgefangenenlager in Russland und Sibirien verteilt werden sollten. Im Jahr 1916 machte Pauls Millionenspende ein Zwanzigstel dessen aus, was das ganze Land an Bekleidungshilfe für Kriegsgefangene aufbrachte.

Auch Ludwig beschloss, dem österreichischen Heer eine Million Kro-

IN EUROPA WÜTET DER KRIEG

nen zu schenken, doch da er noch im aktiven Dienst stand, konnte er die Transaktion nicht persönlich überwachen. Seine Idee – er dachte weniger praktisch als Paul – war es, eine riesige neue Mörserkanone bauen zu lassen. Die grösste des österreichischen Heeres war die massive 305 mm Skoda, die 22,9 Tonnen wog und zehnmal in der Stunde je eine 380 Kilogramm schwere Granate zehntausend Meter weit schiessen konnte. Diese schweren Howitzers waren die besten Kanonen ihrer Art, die im Krieg produziert wurden. Doch Ludwig hielt hartnäckig an seiner Meinung fest, sie seien nicht gut genug, und überwies Geld an einen Fonds zur Entwicklung einer besseren Waffe in Wien. Das Geld wurde nie in Anspruch genommen. Ludwig kümmerte sich nicht weiter darum, und als Hermine viele Jahre später herauszufinden versuchte, was mit seiner Spende geschehen war, wurde ihr gesagt, dass die Anlage während der grossen Inflation der zwanziger Jahre verlorengegangen sei.

Ende März 1916 bekam Ludwig die Gelegenheit, an der Front seinen Mann zu stehen. Bei Sanok, östlich von Krakau, sollte er als Artillerieaufklärer dienen. Doch seine neue Position schuf ihm keine Erleichterung in der Beziehung mit seinen Kameraden. Er blieb voll unüberwindlicher Selbstverachtung und Abneigung gegen alle Menschen, die ihn umgaben. So notiert er sich einmal: «Und ich bin innerlich hasserfüllt und kann den Geist nicht in mich einlassen. Gott ist Liebe.» Er behauptete, dass die Männer seiner Einheit ihn nicht mochten, weil er ein Freiwilliger war; wahrscheinlicher ist, dass sie sich abgestossen fühlten von seiner Egozentrik und seinem hochmütigen Verhalten. Er notiert: «So bin ich jetzt fast immer umgeben von Leuten, die mich hassen. Und dies ist das einzige, womit ich mich noch nicht abfinden kann. Hier sind aber böse, herzlose Menschen. Es ist mir fast unmöglich, eine Spur von Menschlichkeit in ihnen zu finden. «

Trotz der inneren Spannungen, die ihm zu schaffen machen, erweist sich Ludwig in der Schlacht als ebenso tapfer wie sein älterer Bruder. Natürlich war er voll verzweifelter Furcht, doch «Furcht vor dem Tode

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

ist das beste Zeichen eines falschen, d.h. schlechten Lebens», wie er es in dieser Zeit einmal ausdrückte. Von Juni bis August war er als Angehöriger des 3. Österreichischen Armeekorps mit der Abwehr der Brusilow-Offensive beschäftigt. Es war ein gut geplanter und in grossem Massstab durchgeführter Angriff der Zarenarmee unter dem regionalen Kommando Alexej Brusilows, der mit dem Verlust von 1.5 Millionen österreich-ungarischer Soldaten (400'000 wurden gefangengenommen) endete und die Österreicher für den Rest des Krieges in die Defensive zwang.

In einem Augenblick tiefer Frömmigkeit beschloss Ludwig, die Beförderung zum Offizier nicht anzunehmen, und nur nach ernsten Vorhaltungen seiner Familie konnte er dazu bewogen werden, seine Entscheidung rückgängig zu machen. «Vielleicht tue ich Dir auch Unrecht, und Du bist gar nicht so verschoben, wie ich denke», schreibt ihm Hermine, «aber ich fürchte immer, Du siehst [die Beförderung] als ein Drücken vor Strapazen oder dgl. an und weisst nicht, dass es sich dabei um Dein Leben handeln kann.» Paul lasse ihm ausrichten, «dass es für ihn selbst den sicheren Tod bedeutet hätte, die Behandlung eines gefangenen gemeinen Soldaten erdulden zu müssen».

Am Ende nahm Ludwig sein Schicksal an und wurde zum Leutnant der Reserve ernannt. Doch er fuhr fort, die Kommandanten mit Bitten zu behelligen, ihn an Orte zu verlegen, wo die gefährlichsten Kämpfe stattfanden, denn seine neue Religion verlangte von ihm, sich den härtesten Prüfungen zu unterziehen und die höchsten Ansprüche an sich selbst und das eigene Leistungsvermögen zu stellen. Im Mai 1916 meldete er sich daher freiwillig als Aufklärer in einem Wachturm, weil er wusste, dass er dort häufig unter feindlichen Beschuss kommen würde. «Vielleicht bringt mir die Nähe des Todes das Licht des Lebens», grübelte er. Ein Jahr später wandte er sich mit Pauls Hilfe an diverse ranghöhere Offiziere, die er bat, ihn von der Artillerie zu einer kämpfenden Infanterieeinheit zu versetzen, weil dort die Gefahr für Leib und Leben

AMERIKA TRITT IN DEN KRIEG EIN

noch grösser war. Als Mitglied eines Offiziersklubs in Wien konnte Paul seine Beziehungen nutzen, um die Bitte seines Bruders weiterzuleiten, doch am Ende verlief die Sache im Sand. In der Zwischenzeit wurde Ludwig nach einem Kampf gegen britische Truppen lobend erwähnt. «Sein hervorragend tapferes Verhalten, Ruhe, Kaltblütigkeit und Heldenmut» brachten ihm die Militärverdienstmedaille am Band mit Schwertern ein. Bis zum Ende des Krieges sollte er noch weitere Orden erhalten.

Im März 1916 erhielt Paul für seine Tapferkeit in den ersten Kriegsmonaten das Militärverdienstkreuz III. Klasse und wurde (mit Rückwirkung von einem halben Jahr) zum Oberleutnant befördert. Im Oktober erhielt er einen weiteren Orden, das Militärverdienstkreuz II. Klasse. Es wurde ihm von dem jungen Grossherzog von Mecklenburg an die Brust geheftet, einem liebeskranken deutschen Aristokraten, der fünfzehn Monate nach dieser Zeremonie seinen Hund zu einem Spaziergang in den Wald bei Neustrelitz mitnahm und sich dort in den Kopf schoss.

35 Amerika tritt in den Krieg ein

Über zwei Jahre lang hatte Präsident Woodrow Wilson sein Bestes getan, um zwischen verschiedenen Lobbygruppen, die verlangten, dass die Vereinigten Staaten auf der einen oder der anderen Seite in den Krieg eintreten sollten, einen neutralen Kurs zu steuern. Als am 18. März 1917 drei amerikanische Handelsschiffe von deutschen U-Booten versenkt wurden, verstärkte sich die sich entwickelnde Bereitschaft des Präsidenten, die Entente zu unterstützen. Am 2. April kam der Kongress zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammen, und zwei Tage später wurde im Senat mit neunzig zu sechs Stimmen eine Resolution zugunsten des Kriegseintritts verabschiedet. Nach einer siebzehnstündigen Debatte stimmte auch das Repräsentantenhaus mit 373 zu 50 Stimmen der Entscheidung zu. Auf den Galerien beider Häuser gab es wildes Freudente-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

schrei, als die Anträge verabschiedet wurden. Doch als Wilson ins Weisse Haus zurückkehrte, legte er den Kopf in die Hände und weinte. Sein Auftrag bedeutete den Tod junger Männer. Er empfand die freudige Zustimmung des Publikums als absurd.

Jerome Stonborough reagierte auf die Nachricht aus Amerika, indem er darauf bestand, Österreich mit der ganzen Familie sofort zu verlassen. Gretl protestierte. Sie sagte, dass sie in Wien zu vieles zu erledigen habe und nicht auswandern wolle, aber ihr Mann blieb unnachgiebig, und so trafen sie am 14. April, acht Tage nach der Erklärung Präsident Wilsons, in der neutralen Schweiz ein. Sie wohnten in einem Hotel in Zürich. Gretl war nicht für das Exil gemacht. Sie stand gern im Mittelpunkt, frequentierte die vornehmen Salons und glaubte daran, anderen nützlich sein zu können. Ihr Gesellschaftsleben in Österreich bestand aus dem Zusammensein mit Politikern, hochrangigen Diplomaten, bekannten Künstlern, Komponisten und Theaterleuten; von dieser Gesellschaft trennte sie sich äusserst ungern.

Nach der Ankunft in der Schweiz versank Gretl in Depressionen. Sie lag wochenlang im Bett und verliess es nur, um kurz spazieren zu gehen oder einen Picasso zu inspizieren, dessen Kauf sie erwog. Immer wieder wurde sie von Gefühlen tiefer Einsamkeit, von Heimweh und aggressivem Patriotismus heimgesucht. Ihr angegriffener seelischer Zustand verursachte Herzprobleme. Jedes Mal, wenn sie das unregelmässige Schlagen ihres Herzens wahrnahm, sagte sie sich: «Oh Gott, das ist der Anfang», und dann hatte sie den Eindruck, «die tausend unnötigen Tode [zu sterben], die der Feige stirbt». Ihre Depressionen wurden verschlimmert durch akute Hypochondrie und paranoide Todesangst. «Immer denke ich an meinen Tod + muss ihn mir immer ausmalen», schreibt sie in ihr Tagebuch. «Ich traue mich gar nicht mehr an eine Heimkehr zu glauben, so sicher scheint mir, dass ich früher sterben werde.» Ähnlich wie ihr Bruder Ludwig suchte sie Trost bei der christlichen Religion: «Ich bin guter Dinge, ganz unabhängig von meiner Gesundheit, weil ich

AMERIKA TRITT IN DEN KRIEG EIN

ein gutes Gewissen habe. Wie es beim Tolstoj heisst: gebunden durch das Fleisch, aber frei durch den Geist.»

Für Jerome war der Umzug in die Schweiz nur ein erneuter Anlass zu neurotischer Ruhelosigkeit. Innerhalb weniger Monate zog er mit der Familie von Zürich nach Luzern, wo sie im Hotel National abstiegen. Doch sobald sie irgendwo ankamen, plante Jerome bereits den Umzug an einen anderen Ort. Unter diesen Umständen konnte es keinerlei Kontinuität in ihrem Leben geben. Sie hasteten von Sankt Moritz nach Bad Tarasp-Vulpera, von dort nach Bern, nach Ouchy bei Lausanne und zurück an den Vierwaldstätter See, und während der ständigen Reisen kam es zwischen Gretl und Jerome wieder zu schweren Ehekrisen.

Jerome wollte mit Tommy, dem älteren Sohn, auf unbestimmte Zeit nach Amerika fahren. Gretl tat ihr Bestes, nicht auf diese Provokation zu reagieren, denn der Elfjährige zeigte damals erste Anzeichen von emotionaler Instabilität, und das Letzte, was sie wünschte, war, dass er aus einer schulischen Umgebung mit deutscher Muttersprache herausgerissen und in eine englischsprachige Schule verpflanzt würde. Doch da sie es sinnlos fand, sich im Kampf gegen einen Menschen aufzureiben, an den sie sich für ihr ganzes Leben gebunden hatte, konnte sie sich nicht zum Handeln entschliessen. «Was werde ich dann tun?», fragte sie ihre Schwester in einem Brief. «Wenn ich (...) streike, so ist das so gut wie eine Scheidung, von der Jerome sowieso fast täglich spricht + gegen die ich mich eben wegen der Kinder so sehr wehre. Wegen der Kinder + seinetwegen, denn er weiss ja doch nicht was er redet».

Durch den Umzug in die Schweiz versäumte Gretl die sehnlichst erwartete Rückkehr ihres Bruders Kurt aus New York. «Kurt ist als der Kindskopf heimgekehrt, als der er vor 3 Jahren auszog», berichtet ihr Hermine, «aber das macht momentan nichts; er ist bei der Abrichtung in Stockerau, kommt sonntags nach Hause, hetzt mit den Kindern wie ein Kind und das steht ihm immer sehr gut.»

Kurts Ausbildung als Infanterieoffizier in der niederösterreichischen

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Stadt Stockerau, nordwestlich von Wien, dauerte zwei Monate. Am 15. Juli 1917 wurde er im Rahmen einer sechswöchigen Übung ins Kampfgebiet versetzt. Seine Mutter empfand tiefe Trauer bei seiner Abreise, doch sie erwähnte ihre Gefühle nur, wenn ihre Beine so sehr schmerzten, dass sie sich nicht mehr zurückhalten konnte. In der Familie Wittgenstein ging der Umgang mit schwierigen Gefühlen mit dem Spielen von schöner Musik einher, und so übte Kurt, bevor er in die Schlacht zog, viele Stunden lang mit seiner Mutter ein Schubertquartett auf dem Klavier. «Gottseidank dass es so etwas gibt», schreibt Hermine, «das ist in jeder Lebenslage ein Segen!»

36 Pauls Veränderung

Die heitere Maske, mit der Paul nach seiner Rückkehr aus Sibirien seine Familie begrüsst hatte, konnte er nicht lange aufbehalten. Er war entschlossen, seinen Kummer standhaft zu ertragen, doch als sich immer weitere Sorgen auftürmten, drohte er unter ihrem Gewicht ins Wanken zu geraten. Erinnerungen an seinen Vater, an seine toten Brüder Hans und Rudi, Schuldgefühle, weil er seine Kameraden in der Krepost zurückgelassen hatte, die bittere Einsicht, dass er nun ein einarmiger Krüppel war, Gedanken an seine gescheiterte Karriere, an Ludwigs prekären inneren Zustand, an Hunger und Epidemien, die sich zunehmend in Wien ausbreiteten, künstlerische, familiäre, sexuelle Frustrationen, ganz zu schweigen von der Tatsache, dass Österreich im Begriff stand, quälend langsam, aber sicher den Krieg zu verlieren – all das waren schwere Belastungen, mit denen Paul zu kämpfen hatte und die ihn schliesslich aus dem Gleichgewicht brachten.

Nach seiner Rückkehr im November hatte er dazu den allmählichen Niedergang von Rosalie Hermann miterlebt, einer grossen, mageren und vielgeliebten ehemaligen Hausangestellten seiner Grossmutter, der er sich seit seiner Kindheit besonders verbunden fühlte. Paul war ihr von

PAULS VERÄNDERUNG

allen Wittgenstein-Kindern das liebste gewesen; er aber brachte ihr so viel zärtliche Liebe entgegen wie andere Söhne ihrer Mutter. Zweiundfünfzig Jahre lang war Rosalie als Hausangestellte beschäftigt gewesen. Nach dem Tod der Grossmutter Wittgenstein war sie mit genug Geld und Möbeln bedacht worden, dass sie in einer luxuriösen Wohnung am Brahmplatz unabhängig leben konnte, doch als sie zu husten begann und krank wurde, kehrte sie in den Haushalt der Wittgensteins zurück und bekam ein grosses Zimmer im Palais in der Alleegasse. Paul brachte ihr jeden Tag frische Blumen, sass an ihrem Bett, erzählte Geschichten und Witze, las ihr vor und spielte für sie Klavier. Rosalies Ende zog sich über viele Monate hin. Sie hatte hohes Fieber und hässliche Schwellungen, doch sie beeindruckte die ganze Familie durch ihre stoische Haltung angesichts des bevorstehenden Todes. Im Mai 1916 kam sie ins Krankenhaus und starb dort nach kurzer Zeit. Sie bekam ein ehrenvolles Begräbnis, und man setzte sie an der Seite Karl Wittgensteins in der Familiengruft bei. Sie war die Friedensstifterin in einer notorisch von Unfrieden heimgesuchten Familie. Paul war von ihrem Verlust tief betroffen.

Nach ihrem Tod wurde er immer reizbarer und unruhiger. Wenn er sich in Gesellschaft befand, machten sich sein Unbehagen und seine Enttäuschung in heftigen Wutanfällen Luft. Hermine und Leopoldine Wittgenstein zeigten sich von seinen «verrückten Launen» beunruhigt; Gretl sprach ihm kurz vor ihrem Umzug nach Zürich ernsthaft ins Gewissen. Zu ihrer Überraschung zeigte sich Paul reuig. Er war voller Gewissensbisse und erklärte ihr mit rührenden Worten, wie sehr er unter seiner eigenen Reizbarkeit leide und dass er ihre Vorwürfe absolut berechtigt finde. Hermine schreibt an Ludwig: «Im Bedarfsfall wird man dann eben das Kopfwaschen wiederholen und, wie er selbst schon vorher gebeten hat, in eventuell verstärktem Mass.» Ludwig staunt: «Pauls Kopfwäsche durch Gretl kann ich mir gar nicht recht vorstellen. Aber es giebt eben Sachen, die man sich nicht vorstellen kann.» Eine Zeit lang schien sich Pauls Zustand durch Gretls unverblümtes Dazwischentreten zu bes-

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

sern, und Hermine berichtet, dass er «völlig verändert» sei, aber nicht lange nach der Abreise der Stonboroughs in die Schweiz kehrte er zu seinen alten Gewohnheiten zurück.

Ludwig schlug vor, dass Paul aus dem Palais ausziehen und sich eine eigene Wohnung suchen solle, aber Hermine, die vor der Aussicht zurückschreckte, allein mit ihrer Mutter zurückzubleiben, beschwor ihn zu bleiben. «Auch sonst kommt durch Paul ab und zu Jemand ins Haus», schreibt sie an Ludwig, «während es doch, wenn nur ich zu Hause wäre, recht tot wäre. Contact ohne Reibung gibt es bei uns und Mama nicht.»

Wenn Paul sich unter Kontrolle hatte, war er fähig, so viel Heiterkeit und Fröhlichkeit ins Haus zu bringen, wie es weder Hermine noch Leopoldine vermochten. Sie waren zu reserviert, zu ängstlich. Hermine sah selbst, dass ihre Schweigsamkeit ansteckend wirkte; und Leopoldine hatte wenig Vergnügen an Gästen, wenn sie nicht in irgendeinem Zusammenhang mit ihren Kindern standen. Paul, auf der anderen Seite, war dynamisch und voller Energie, und sein arbeitsames Leben brachte ihn in Kontakt mit interessanten Leuten, die in dem grossen Haus ein und aus gingen und es mit Leben erfüllten. Auch auf die Stimmung seiner Mutter konnte er positiv einwirken, indem er Klavierduette mit ihr spielte. So kam man überein, dass er blieb, denn trotz seiner unerklärlichen Anfälle hielt man seine Anwesenheit in der Alleegasse für segensreich. Hermine kommt zu dem Schluss, dass «die Stunden der Gemütlichkeit und Anregung durch eine kleine Szene (und selbst durch mehrere) nicht um ihren Wert gebracht» würden.

Im zweiten Stock des Palais richtete sich Paul eine Junggesellenwohnung ein, die man durch ein separates Treppenhaus mit Fenstern zum Hof und zum Garten erreichte. Sie bestand aus einem Wohnzimmer (mit Esstisch), einem Badezimmer und einem Schlafzimmer, in das er sich zurückziehen konnte. Die Mahlzeiten konnten ihm von den Dienstboten aus der Küche heraufgebracht werden. Er bekam einen der sieben Flügel des Hauses, und an seinen «verrückten Tagen» konnte er ungestört üben

PAULS VERÄNDERUNG

und mit seiner linken Hand stundenlang wütend auf die Tasten hämmern. Sein Verhalten erinnerte Hermine an ihren Vater. «Leider, wirklich zu meinem grossen Leidwesen, kommt [Papas] Ruhelosigkeit in seinem Klavierspiel zum Vorschein», schreibt sie, «ach nicht ein Tact ist nach meinem Sinn und Gefühl wenn ich ihn oben spielen höre, und das ist eine momentane Qual und ein nachhaltiger Kummer.»

Wie sein Vater war Paul oft zügellos in seinem Zorn, und seine Brüder waren es nicht weniger. Wenn die drei jungen Männer aufeinandertrafen, flogen die Fetzen. Manchmal schrien sie einander ganze Nachmittage lang an, einmal in diesem Zimmer, einmal in einem anderen. So sehr Leopoldine den Wunsch hatte, sie alle zusammen zu sehen, so entnervend fand sie es, wenn ihre Söhne tatsächlich einmal gleichzeitig um sie waren. Im Allgemeinen galt Paul als der Hauptverantwortliche für die Streitereien.

Nicht anders als Ludwig war Paul am zufriedensten, wenn er sich sinnvoll beschäftigen konnte. Besonders gefiel es ihm, wenn er von zu Hause fort war. Ein Jahr wartete er darauf, wieder ins Feld ziehen zu können. In diesem Jahr gab er mehrere Konzerte ausserhalb von Wien. Labors Werk hatte die Türen für ihn geöffnet, und die Behörden betrachteten sein Spiel nun als willkommenes Mittel zur Neubelebung der sinkenden Truppenmoral. Nicht alle verkrüppelten Soldaten hatten so viel Glück gehabt wie Paul Wittgenstein. Viele waren mit zerschossenem Gesicht von der Front zurückgekehrt; man hielt sie in Hospitälern hinter verschlossenen Türen, damit sie nicht auf den Strassen auftauchten. Paul wurde ermutigt, dem nationalen Kampfgeist aufzuhelfen, und Anfang 1917 konzertierte er mit beeindruckendem Erfolg vor Soldaten, Invaliden und Stahlarbeitern in Breslau, Kladno, Teplitz, Brünn und Prag. Mindestens dreimal spielte er dabei Labors neues Stück, und der hocherfreute Komponist begann, an einem zweiten Klavierkonzert für die linke Hand zu arbeiten, das im Sommer uraufgeführt werden sollte.

Im März 1917 debütierte Paul in Berlin, wo er im Beethovensaal spielte. Als Musikstadt war die Hauptstadt des Deutschen Reichs damals

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

in der ganzen Welt berühmt, der musikalische Appetit ihrer Bewohner war kaum zu stillen. 1939 gab es in der Stadt nicht weniger als 81 Orchester, 200 Kammermusikgruppen und über 600 Chöre. Als Konzertpianist in Berlin und Wien zu reüssieren bedeutete, dass man die Weltbühne erobert hatte. Paul war seit seinen Lehrjahren in der Bank nicht mehr in Berlin gewesen, er hegte gemischte Gefühle gegenüber der Stadt. Die Musik, die er dort hörte, hatte er immer ernst genommen; doch die Pensionen und Salons in der Gegend des Kurfürstendamms und der Taentzienstrasse beschrieb er später als «abscheuliche Häuser voll billiger Nippsachen und billiger Gemälde, unbewohnbar und abgewohnt; Mittelklasse im schlimmsten Sinn des Wortes».

Er hatte erwartet, dass der Saal halb leer wäre, weil man zu wenig Werbung gemacht hatte, doch er war voll, und das Publikum erwies sich als kenntnisreich und im Urteil differenziert. Nach seiner Rückkehr bestürmten ihn Hermine und seine Mutter, ihnen zu erzählen, wie das Konzert gewesen sei, aber er liess sich auf nichts ein, blieb für sich und kapselte sich ab, bis sie nach ein paar Tagen aus seinem ungewöhnlich aufgeräumten Verhalten schlossen, dass es ein riesiger Erfolg gewesen sein musste. Hermine freute sich über die Massen für ihren Bruder. Nach ihrer Überzeugung hatten die Berliner Paul ausschliesslich nach der Qualität seines Spiels beurteilt, anders als die schrecklichen Wiener, die immer mehr an seinem Armstumpf interessiert waren als an seiner Musik. «Er spricht gar nicht darüber», schreibt sie an Ludwig, «freuen tut es ihn aber doch sehr, denn das ist wirklich etwas!»

37 Endspiel

Der Tod Franz Josephs I. am 21. November 1916 tat der Kriegsmoral nicht gut. Achtundsechzig Jahre hatte der Kaiser regiert, und trotz seiner obsessiven Beschäftigung mit Protokollfragen und seiner Unfähigkeit, wesentliche Reformen in die Wege zu leiten, hatte die lange Lebensdauer

ENDSPIEL

er seiner Regierung eine Aura unerschütterlicher Autorität verliehen. Vielleicht war das, was Franz Joseph erreicht hatte, weniger bedeutsam als das, was er symbolisierte, aber immerhin führte er Österreich und sechzehn abhängige Staaten durch eine lange Zeit des Friedens und der Stabilität. Für Stefan Zweig war die Epoche vor dem Ersten Weltkrieg ein Goldenes Zeitalter der Sicherheit, und nur wenige Menschen konnten sich 1916 an ein anderes Österreich erinnern; doch im November dieses Jahres waren die Leute kriegsmüde geworden, und es herrschte überall Niedergeschlagenheit und Entmutigung. Kein noch so lauter Trompetenschall, kein noch so prächtiges Begräbniszeremoniell war in der Lage, die negative Stimmung aufzuhellen und den Menschen jenen Nationalstolz zurückzugeben, mit dem sie vor wenigen Jahren in den Krieg gezogen waren. Alles, was die Armee im Kampf hatte schützen und aufrechterhalten wollen, schien für immer verloren zu sein. Das behagliche, geniesserische, sorglose Leben der Österreicher, das durch den Sturm zweier Kriegsjahre schon stark erschüttert worden war, galt nun auf einmal, nach dem Tod des über achtzigjährigen Kaisers, als die «Welt von gestern».

Die Wittgensteins waren zwar im Allgemeinen monarchistisch eingestellt, aber sie waren keine Aristokraten und bewegten sich auch nicht in Hofkreisen. Einige seiner Nachkommen glauben, dass man Karl Wittgenstein einst das adelige «von» anbot, das er aus moralischen Gründen jedoch abgelehnt habe. In Wahrheit hatte er sich vom österreichischen Establishment immer unterschätzt gefühlt und sich unbändig über die kleinste Aufmerksamkeit gefreut, die ihm seitens der Habsburger zuteil wurde. Es schmeichelte ihm, als der Kaiser einmal seinen guten Sitz beim Reiten bemerkte, und er war sehr stolz, als eine seiner Fabriken kaiserlichen Besuch bekam. Als seine Söhne klein waren, pflegte er sie bei den Ohren zu nehmen. Wenn sie stillhielten, rief er «Hochgeboren!»; wenn sie weinten oder vor Schmerz aufschrien, brüllte er: «Nichtgeboren!»

Es kann sein, dass Hermine und Paul beim Tod des Kaisers spürten,

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

dass eine Ära zu Ende ging, doch sie sprachen nicht darüber. Allerdings gab es einen bewussten Versuch, sich von der Vergangenheit zu lösen: Man richtete die beiden Häuser in der Alleegasse und in Neuwaldegg neu ein. Hermine hoffte, dass der Anblick der neuen Muster und Stoffe ihrer Mutter helfen würde, sich von ihrem verstorbenen Mann zu lösen; am Ende waren jedoch alle Geschwister froh, dass die Zimmer sich veränderten und nicht mehr jeder Gegenstand den Stempel der allesbeherrschenden Persönlichkeit ihres Vaters trug.

Franz Josephs Nachfolger war sein Grossneffe, Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen, während seiner kurzen Regierungszeit bekannt als Kaiser Karl I., der sofort versuchte, Friedensverhandlungen einzuleiten. Ende 1917 hatte er lediglich erreicht, dass das österreichische Militärkommando zum grössten Teil an die Deutschen übergang. In der Zwischenzeit siegte seine flügelahme Armee an der Ostfront wie durch ein Wunder im Krieg gegen Russland. Das hatte allerdings mehr mit dem Stand der innerrussischen Angelegenheiten zu tun als mit militärischer Überlegenheit. Die Februarrevolution hatte den Zar entmachteter, und die neue provisorische Regierung hatte zur Befestigung ihrer Popularität zu Hause eine grosse Offensive in Galizien befohlen. Nach zehn Tagen spektakulärer Geländegewinne verloren die erschöpften russischen Soldaten auf einmal ihren Enthusiasmus und weigerten sich weiterzukämpfen. Die österreichisch-deutschen Armeen schlugen sie nach einer heftigen Gegenattacke in die Flucht und zwangen sie, sich zweihundert Kilometer weiter östlich hinter ihre Linien zurückzuziehen. Diese katastrophale Demütigung führte dazu, dass viele Menschen in Moskau ein sofortiges Ende des Krieges forderten, und als Alexander Kerenski, seit Juli 1917 Ministerpräsident der provisorischen Regierung, sich weigerte zu kapitulieren, entstand ein Chaos. Letten, Esten und Litauer kämpften für ihre Unabhängigkeit von Russland. Es folgte die Oktoberrevolution. Die mächtigen Bolschewiki, die für ein sofortiges Ende des Krieges eintraten, ergriffen die Macht. Zwei Monate später, am 15. Dezember, be-

ENDSPIEL

endete Lenins Abgesandter Leo Trotzki die Beteiligung seines Landes am Weltkrieg, indem er in Brest-Litowsk den Waffenstillstand mit den Mittelmächten unterzeichnete.

Diese grossen Ereignisse wirkten sich unweigerlich auch auf das Leben der Wittgenstein-Brüder aus. Während der Julioffensive hatte sich Ludwig mit seinen österreichischen Kameraden von der exponierten Stellung in der Bukowina auf die westliche Seite des Flusses Lomnica zurückgezogen. Als der russische Kampfgeist zu schwinden begann und die Österreicher kurz vor der Niederlage standen, war er am Gegenangriff beteiligt, bei dem Ende August zuerst Czernowitz und dann Bojan wiedereroberet wurden. Noch einmal wurde er für sein militärisches Verhalten ausgezeichnet. Als die Russen sich schliesslich aus dem Krieg zurückzogen, konnten die Österreicher sich wieder dem Süden zuwenden; im Frühjahr 1918 wurde Ludwig an die alpine Front versetzt, nach Asiago in der Provinz Vicenza.

Ungeachtet der Drohung, dass man ihn bei erneuter Gefangennahme sofort erschiessen würde, war Paul seit den ersten Tagen seiner Rückkehr nach Wien im November 1915 entschlossen, wieder am Krieg teilzunehmen; und wie sein Bruder verlangte er, an einen Ort versetzt zu werden, an dem es möglichst gefahrvoll zugeht. Anders als in Ludwigs Fall beherrschten ihn jedoch ausschliesslich patriotische Motive. Mit Ludwigs religiösem Besserungseifer konnte er nichts anfangen. Als er im März 1916 seine Orden erhielt, verabschiedete man ihn mit einer jährlichen Pension von 1'696 Kronen in den Ruhestand, aber davon wollte er nichts wissen. Er wollte unter allen Umständen wieder in die Schlacht ziehen. Nachdem er die Generäle seines Wiener Clubs und seinen Onkel Josef von Siebert, einen abgedankten Kavalleriegeneral, lange genug bearbeitet hatte, erhielt er endlich im August 1917 seinen Einberufungsbefehl. Seine Mutter und seine Schwestern stimmten im Grossen und Ganzen mit seinem Entschluss überein; nur Hermine hoffte, dass man ihn nicht direkt an der Front stationierte. «(...) da weiss man

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

auch nicht, was man ihm wünschen soll», schreibt sie an Ludwig, «denn was eine Verwundung jetzt, da er doch nur mehr ein halber Mensch ist, bedeuten würde, kann man gar nicht aussprechen, wenn man bedenkt wie leidenschaftlich er das Klavierspielen liebt.» Als man ihn ins Hauptquartier der Armee nach Villach beorderte, ärgerte er sich ein wenig, weil es dort für seinen Geschmack zu ruhig zuging.

Einige Wochen wurde er nun in Hermagor, einer kleinen Stadt westlich von Villach, zum Bürodienst eingeteilt, einer Arbeit, die ihn nervös und reizbar machte; doch von Ende September 1917 an diente er im Befehlszentrum der 4. Armee in Wladimir Wolynski in der westlichen Ukraine in einer Nachrichten-Einheit. Hier entdeckte er, dass er mit einer Hand den Fernschreiber bedienen konnte, dessen Tastatur der eines Klaviers sehr ähnlich sah, mit vierzehn weissen und vierzehn schwarzen Tasten. Pauls Offizierskollegen staunten, als sie sahen, dass er mit einer Hand schneller tippen konnte als sie mit zweien.

Ende Februar 1918 erhielt er einen mehrwöchigen Urlaub, während die 4. Armee unter ihrem kompetenten, aber von Krankheit gezeichneten Generaloberst Karl Graf von Kirchbach auf Lauterbach aufgelöst wurde. Zu Hause fand ihn Hermine sehr angenehm und «zugänglich». Diesmal gab es keine Reibungen zwischen Paul und Kurt – mindestens wurden von Hermine keine bemerkt, doch sie berichtet Ludwig: «Da ist es gut, dass Dein feiner Apparat nicht zugegen war, der sicherlich eine leise Spannung herausgeföhlt hätte (die Brüder sind ja auch zu verschieden) und sie dadurch verstärkt hätte.»

Zurück im Dienst, wurde Paul in die Festungsstadt Riva am Nordufer des Gardasees versetzt, als Adjutant des fünfundfünfzigjährigen Generals Anton Schiesser. Obwohl die Stadt im November 1918 von den Italienern eingenommen wurde, machte ihre mutige und entschlossene Verteidigung (für die er später in den Adelsstand erhoben wurde) aus Schiesser einen Nationalhelden. Nach seiner Abdankung lebte er in Innsbruck, wo ihn jedermann kannte, und als er 1926 starb, brachte man

ENDSPIEL

an seinem Geburtshaus in Schenkenfelden eine Plakette an, die seine Tanten in Riva verherrlicht. Ein offizieller Heeresbericht über Schiesser aus dem Jahr 1918 beschreibt ihn als «einen sehr tüchtigen, energischen General, sehr lebhaft, ein Meister treuer Pflichterfüllung. (...) Ein sehr willensstarker General, der zweifellos die volle Eignung zum Kommandanten einer Infanteriedivision besitzt.»

Durch Pauls Versetzung nach Riva waren nun alle drei Wittgenstein-Brüder für kurze Zeit innerhalb eines Radius von nur einhundertfünfzig Kilometern an der italienischen Front stationiert. Doch bald darauf wurde Paul im August 1918 aus unbekanntem Gründen aus der Armee entlassen. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen und hielt nach dem Krieg seine militärischen Auszeichnungen immer in höchsten Ehren, daher ist es kaum vorstellbar, dass er aus irgendwelchen unehrenhaften Gründen entlassen wurde oder selbst den Dienst quittierte. Womöglich spielten gesundheitliche Gründe eine Rolle, denn Mitte Juli, während er im Kreis der Familie auf Urlaub in Neuwaldegg war, brach er mit hohem Fieber zusammen und musste mehrere Wochen das Bett hüten. Nach seiner Genesung war die Situation in Riva vielleicht zu chaotisch, als dass er hätte zurückkehren können, und in den wenigen Monaten bis Kriegsende fand sich keine geeignete Position mehr für ihn.

Es ist ebenfalls denkbar, dass Pauls Krankheit (eine heftige Grippe) vom äusserst bösartigen Erreger der Spanischen Grippe hervorgerufen worden war, einer europaweiten Pandemie, die über zwanzig Millionen Todesopfer fordern sollte. Offiziellen Angaben zufolge hatte die Krankheit im Oktober Wien erreicht. Unter den Opfern befanden sich auch der achtundzwanzigjährige Künstler Egon Schiele und seine schwangere Frau Edith. Nicht jeder, der sich infizierte, starb, und bald entdeckte man, dass die besten Heilungschancen bestanden, wenn man eine Bluttransfusion von jemandem erhielt, der die Krankheit überlebt hatte. In aussichtslosen Fällen färbte sich das Gesicht des Opfers blau, er hustete Blut, und bald war seine Lunge von den eigenen Körperflüssigkeiten

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

überschwemmt. Bei Edith Schiele wurden die ersten Symptome am 26. Oktober bemerkt, und am 28. starb sie. Ihr Ehemann pflegte sie drei Tage lang, am 28. wurde sein Gesicht blau, und am 31. starb er. Im gleichen Monat steckten sich fünf Angestellte des Wittgensteinschen Haushalts mit dem Virus an. Leopoldine und Hermine blieb die Krankheit erspart.

Zur gleichen Zeit, als Schiele und seine Frau in Wien starben, kämpfte der Gefreite Adolf Hitler bei Ypern gegen die Briten. Nach einem Senfgasangriff war er sprachunfähig und vorübergehend blind. «Als das geschah», sagte er einem englischen Journalisten 1923, «sah ich meine Zukunft. Diese Fragen gingen mir durch den Kopf: ‚Du hast dich nie vor dem Tod gefürchtet – warum? Du lebst noch, während andere um dich herum gefallen sind – warum?‘ Und ich sagte mir: weil das Schicksal dich dazu ausersehen hat, etwas zu erreichen. Ich beschloss, mein Leben dem Vaterland zu widmen, der Aufgabe, die Feinde innerhalb seiner Grenzen zu vertreiben.»

Inzwischen breiteten sich in den Reihen der österreich-ungarischen Truppen Niedergeschlagenheit und Defätismus aus. Bei dem Versuch, sich in der Lombardei, im Trentino und am Unterlauf der Piave gewaltsam den Weg nach Norditalien zu bahnen, hatte man hunderttausend Soldaten verloren. Die Deutschen hatten schwere Kämpfe an der Westfront zu bestehen; auf ihre Hilfe konnte man nicht zählen. Südlich des Flusses plante der italienische Kommandant General Armando Diaz eine Offensive, an der fünf Armeen beteiligt sein sollten. Er wollte einen Keil durch die österreichischen Truppen schlagen und von Monte Grappa zur Mündung der Piave am Golf von Venedig vordringen. Am 27. Oktober hatte er mit Hilfe britischer Verbände unter Lord Cavan einen strategischen Stützpunkt am linken Flussufer errichten können. Nach diesem Erfolg brach in den österreichischen Reihen eine Meuterei aus, und am 28. befahl das österreichische Oberkommando den allgemeinen Rückzug. Jetzt hatten die Italiener die Kraft und das nötige Selbstvertrauen, um ihr Ziel der Aufsplitterung der österreichischen Armee zu erreichen.

ENDSPIEL

Am 3. November wurde in Villa Giusti bei Padua der Waffenstillstand unterzeichnet. Vierundzwanzig Stunden lagen zwischen der Unterzeichnung und dem offiziellen Inkrafttreten des Abkommens. In dieser Zeit kämpften die Italiener weiter, um noch so viel Land wie möglich zu erobern, bevor die Verhandlungen über die Aufteilung des Territoriums begannen. Viele Österreicher, die nichts von dem Waffenstillstand wussten, liessen beim Kampf gegen die angreifenden Italiener sinnlos ihr Leben. Auf der italienischen Seite sprach man von 38'000 Todesopfern; es wurden 300'000 k.u.k. Soldaten gefangengenommen. Einer der Gefangenen war General Anton Schiesser, ein anderer Ludwig Wittgenstein. Und irgendwo in diesem Chaos fand Kurt Wittgenstein sein Ende.

In Wien schien bis Dezember kein Mitglied der Familie von Kurts Tod erfahren zu haben. Ludwig erfuhr erst aus einem Brief davon, den seine Mutter ihm am 27. Dezember ins Kriegsgefangenenlager bei Como schrieb:

«Mein geliebter Herzenssohn!

War nach der furchtbaren Angst, die wir um Dich hatten, schon Deine Karte vom 6. November, die wir am 6. Dezember erhielten (so lange Zeit waren wir ohne jede Nachricht von Dir) eine unendliche Wohltat, so ist die heutige telegrafische Nachricht eine doppelt beglückende weil sie vom Tag ist. Du ahnst nicht, wie wir alle uns gefreut haben. Es war ein allgemeiner Jubel, an dem sich die ganze Familie beteiligte. Was werden wir erst tun, wenn wir Dich zurückerwarten dürfen? Wir sind gesund, auch bei Salzers ist alles wohl, aber ein schwerer Verlust hat uns getroffen: Unser lieber Kurt ist in den allerletzten Kriegstagen Ende Oktober gefallen! – Ich umarme Dich mein innigstgeliebter Herzenssohn, in zärtlichster Liebe und habe nur den einen Wunsch, Du mögest gesund bleiben und in nicht ferner Zeit zurückkehren dürfen. Mit allen ihren Gedanken ist heut bei Dir Deine treue

Mutter»

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Offenbar hatte man in Wien befürchtet, dass auch Ludwig, mit dem der Kontakt seit dem 6. Dezember abgebrochen war, gefallen sein könnte oder dass er sich umgebracht haben könnte, denn Hermine schreibt ihm etwas später: «Bin unbeschreiblich glücklich, Dich am Leben zu wissen! Kurt ist am 27. Nov. gefallen. Mama sehr betrübt, aber tapfer und durch Deine Nachrichten beglückt. Alle hier gesund auch von Stonboroughs gute Nachrichten, überhaupt nur Gutes zu berichten.»

Es fällt auf, dass Hermine und ihre Mutter verschiedene Daten für Kurts Tod angeben. Leopoldine spricht von «Ende Oktober», Hermine von «27. November». In einem weiteren Brief vom 10. Januar 1919 schreibt Hermine: «Kurt fiel am 27.IX., es ist sehr traurig!» Der wahrscheinlichste Todeszeitpunkt ist Ende Oktober, wie Leopoldine ursprünglich angegeben hatte, vermutlich der 27., der Tag, an dem Lord Cavan und General Diaz ihren strategischen Brückenkopf an der Piave sicherten und auf österreichischer Seite der Aufstand begann. An der italienischen Front war der Kampf am 27. November beendet, so dass Hermines Angabe falsch sein muss.

Vielleicht ist die Frage, warum und wie Kurt starb, interessanter als das Problem des Datums. In ihren Lebenserinnerungen schreibt Hermine, dass sich ihr Bruder Kurt «in den letzten Tagen des ersten Weltkrieges ohne ersichtlichen Grund auf einem Rückzug in Italien erschoss». Sie geht nicht auf die Tatsache ein, dass in den verschiedenen Zweigen der Familie widersprüchliche Geschichten als Erklärung für Kurts Suizid kursierten. Eine dieser Geschichten erzählte Paul seiner Freundin Marga Deneke in den 1920er Jahren; 1961, kurz nach seinem Tod, wurde sie niedergeschrieben. Hier also ungefähr das, was als Pauls Version gelten kann:

«Kurt Wittgensteins Tod war besonders schmerzlich, denn er war sicher aufgehoben in einem Büro in den USA und setzte dann, unterstützt von seiner Familie, alle Hebel in Bewegung, um in Österreich wieder einberufen zu werden. Ein militärischer Befehl forderte von

ENDSPIEL

ihm, sein Bataillon einer Batterie feindlicher Gewehre entgegenzuwerfen und es damit der vollständigen Vernichtung anheimzugeben. Da er wusste, dass mit diesem Vorgehen kein denkbarer militärischer Vorteil zu erreichen war, entschloss er sich dazu, dem Befehl nicht Folge zu leisten. Dann überwältigte ihn die Furcht vor dem Kriegsgericht. Er konnte sie nicht mehr ertragen und tötete sich selbst. Es war der Vorabend der Kapitulation von 1918. In dem Durcheinander dieser Tage hat es keine weiteren Nachforschungen gegeben. Das Vergebliche des Ganzen war bitter.»

Diese Version widerspricht allerdings der Geschichte, die Gretls Sohn Ji Stonborough erzählt. Er hatte gehört (möglicherweise von seiner Mutter), dass Kurt sich wie viele andere österreichische Offiziere in den vierundzwanzig Stunden nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands vom 3. November erschossen hatte, weil er sich von den Italienern nicht gefangennehmen lassen wollte. Wenn das der Fall war, könnte die Geschichte später verändert worden sein, um Ludwig nicht in Verlegenheit zu bringen, denn er hatte sich den Italienern ergeben und war daraufhin von ihnen gefangenengenommen worden.

Eine weitere Version ist von Pauls Tochter Johanna aufgezeichnet worden, die in den achtziger Jahren Interviews mit den Mitgliedern ihrer Familie in Österreich machte. Im Grossen und Ganzen bestätigten ihre Informanten Marga Denekes Bericht. Einige Einzelheiten kamen hinzu: Kurt – sagt Johanna – erhielt den Befehl, seine Männer über die Piave zu führen. Es gab eine hitzige Debatte mit dem ihm übergeordneten Offizier, in deren Verlauf Kurt schrie: «Ich werde meine Männer nicht opfern für nichts und wieder nichts. Der Krieg ist schon verloren.» Dann holte er seine Pistole aus dem Halfter und richtete sie auf den Offizier. Wenn er nicht sofort verschwinde, werde er ihn töten. Der erstaunte Mann zog sich zurück – nicht ohne Kurt mit dem Kriegsgericht zu drohen. Daraufhin rief Kurt seine Soldaten zusammen, wies sie an, nach Hause zu gehen, und erschoss sich Minuten später.

SOLL ES IMMER SO WEITERGEHEN?

Eine vierte Geschichte behauptet, dass es die Soldaten waren, nicht Kurt, die den Befehl verweigerten; dass er sie zur Ordnung rief und sie ihm nicht gehorchten, sondern desertierten. Nun stand er allein da, mit einem 11mm Gasser-Revolver in der Hand, ohne Soldaten und angesichts von heftigem italienischem Beschuss. In aller Eile musste er sich zwischen drei gleich fürchterlichen Handlungsmöglichkeiten entscheiden: Entweder er desertierte zusammen mit seinen Männern; oder er kämpfte allein weiter, was Tod oder Gefangennahme durch den Feind bedeutete; oder er schoss sich eine Kugel in den Kopf. In seiner Aufgewähltheit wählte er die letzte Möglichkeit.

Vielleicht ist es nicht von allzu grosser Bedeutung, welches der geschilderten Szenarios der historischen Wahrheit am nächsten kommt. Feststeht, dass Kurt – der kindliche, leichtsinnige, frivole Kurt – im November 1918 wenigstens für eine gewisse Zeit lang der Held der Familie war. Wie so viele der achteinhalb Millionen gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs bekam er kein Begräbnis, und seine sterblichen Überreste liegen heute ohne Kreuz oder Denkmal irgendwo am Ufer der Piave.

Paul, der vierte Sohn und nun plötzlich das Oberhaupt der Familie; Ludwig, in einem italienischen Kriegsgefangenenlager; Gretl im Schweizer Exil und Leopoldine Wittgenstein mit ihren Töchtern Hermine und Helene in Wien – für sie alle rief die Nachricht von Kurts Tod Erinnerungen an unsägliche Tragödien hervor, die in ihrem tiefsten Inneren geschlummert hatten. Diesmal allerdings war dem schmerzlichen Gefühl des Verlusts die leise Gewissheit beigemischt, dass Kurts Suizid als ein «ehrvoller Tod» gelten konnte.

Paul und Ludwig glaubten bis zu ihrem Lebensende an das Heldentum ihres Bruders. Nur Hermine begann aus irgendeinem Grund zu zweifeln. In ihren Märchen-Erinnerungen lobt sie viele Seiten lang überschwänglich diverse verdienstvolle Tanten und Onkel, ausserdem Leute, die der Familie nahestanden, und ihre geliebte Rosalie. Ein ganzes Kapitel ist Ludwig gewidmet, den sie als den «interessantesten und wert-

ENDSPIEL

vollsten» ihrer Brüder bezeichnet. Hans beschreibt sie voller Anteilnahme und verwundertem Respekt, doch über Paul und Rudolf sagt sie fast nichts. Ihr Porträt von Kurt passt in einen einzigen Absatz, in dem sie seine Persönlichkeit als «wenig verkrampft» und «harmlos heiter» beschreibt. In seiner «besonders natürlich-reizenden Musikalität» lag für sie der «Keim des Ekels vor dem Leben». Kein Wort von Heldentum im Krieg.

Zum Ärger ihrer Brüder verglich sie sie häufig zu ihren Ungunsten mit dem Vater Karl. In ihren Erinnerungen stellt sie immer wieder fest, dass ihr «Papa» dieses nicht getan, jenes anders entschieden hätte als seine Söhne. Sollte Kurt, so fragt sie sich, «nicht schliesslich doch (...) an dem Mangel des ‚harten Muss‘ gestorben [sein], das mein Vater seinen Söhnen so gerne gegeben hätte (...)? Oder war es einfach ein Mangel an Ertragskraft, der ihn [Kurt] in irgendeinem Augenblick und gewiss nicht dem schwersten des Krieges überwältigte?» Auf diese Frage fand sie nie eine Antwort.

«Viele sterben zu spät, und Einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: ‚stirb zur rechten Zeit!‘»

III

Die neue Unordnung

38 Nachwehen

Mitte November 1918 waren alle Kämpfe beendet. In Verteidigung ihres Reiches, bei gewalttätigen Auseinandersetzungen mit Russen, Italienern, Serben und Rumänen entlang einer Frontlinie, die von den Alpen in Norditalien bis zu der hügeligen Landschaft im Herzen des westlichen Polens verlief, hatten zwei Millionen Soldaten des habsburgischen Heeres ihr Leben verloren. Über zwei Millionen weitere Männer waren als Gefangene nach Russland und Sibirien transportiert worden, und drei Millionen waren schwer verwundet heimgekehrt. Die mächtige Monarchie, für die man all diese schweren Opfer gebracht hatte, war gestürzt und in viele Teile zerbrochen, die lange Epoche des glorreichen Österreich-Ungarn an ihrem kläglichen Ende angelangt. Am 11. November verzichtete Karl L, Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, auf die weitere Teilnahme an der Verwaltung des Reiches. Im März 1919 reiste er mit seiner ganz in Schwarz gekleideten Gemahlin, Kaiserin Zita, mit dem Zug nach Feldkirch, der Schweizer Grenzstation, um sein Leben im Exil anzutreten. Während seiner kurzen Regentschaft hatte er sich um Frieden bemüht. Er war der einzige unter den Chefs der kriegführenden Länder, der den Einsatz von Giftgas verboten hatte. 1921 wurde er auf die Atlantikinsel Madeira deportiert, wo er im Jahr darauf an einer Lungenentzündung starb.

Das Ableben des letzten Kaisers war der Beginn einer neuen Ära in Österreich. Der einst so glorreiche Staat verwandelte sich in eine kleine,

DIE NEUE UNORDNUNG

schwache und instabile Republik. Keine der neuen politischen Parteien befürwortete die nationale Unabhängigkeit, weil jeder fürchtete, dass Österreich zu schwach sei, um auf sich selbst gestellt zu überleben. Einige, wie Adolf Hitler, propagierten den «Anschluss» an Deutschland, obwohl die Vereinigung der beiden Länder durch eine Verfügung im Waffenstillstandsabkommen ausdrücklich untersagt worden war. Andere, wie Paul Wittgenstein, hofften auf die Wiederherstellung der alten Ordnung. Doch die Tschechen, die Polen, die Südslawen und die Ungarn schreckten vor der Rückkehr unter die Herrschaft der Habsburger zurück und weigerten sich sogar, mit Österreich eine ökonomische Union zu bilden. Das einstige Mutterland war ihnen nun zu arm.

Wien, ehemaliger Mittelpunkt des Freihandelsbereichs der Monarchie und Herz des sich ausdehnenden europäischen Kaiserreichs, war nicht vorbereitet auf die Veränderungen. Das alte Eisenbahnnetz, von dem die habsburgische Wirtschaft abhängig gewesen war, funktionierte nicht mehr, weil jede der neugegründeten Staaten Anspruch auf das rollende Material erhob. Lebensmittel und Rohstoffe, die von Ungarn nach Wien geliefert worden waren, hörten auf zu fließen, weil die neue Administration in Budapest bessere Handelsbedingungen durchsetzen und sich für frühere Demütigungen rächen wollte. Auch die Kohle, die früher per Zug aus Böhmen nach Wien transportiert worden war, wurde von dem neuen tschechoslowakischen Regime in Prag mit einem Embargo belegt. In dem harten Winter von 1918-19 verloren viele Wiener ihr Leben, und die meisten der zwei Millionen Einwohner der Stadt hatten mit Hunger zu kämpfen. Noch ein Jahr nach Kriegsende wurden sechsendeunzig Prozent der österreichischen Kinder offiziell als unterernährt klassifiziert. Die Strassen Wiens schienen verdunkelt zu sein von Verzweiflung und Entbehrung. Hagere Gestalten hielten nach Nahrung Ausschau, und oft verbarg ein schwarzer Witwenschleier das Gesicht einer Prostituierten auf Kundenfang.

Der kleine Bauer auf dem Land umging die hohen Steuern, indem er

NACHWEHEN

sein begehrtes Brot, seine Milch und seine Eier für einen Wucherpreis heimlich an den Mann aus der Stadt verkaufte; doch wenn derselbe Bauer in die Stadt kam und, die Taschen voller Geld, frohlockend die Läden betrat, um Handwerkszeug wie Hämmer und Sensen oder Küchenmaterial wie Töpfe und Kessel zu erwerben, musste er mit Schrecken feststellen, dass alles unermesslich teuer geworden war. Die Ladenbesitzer sahen sich nämlich gezwungen, ihre Preise um ein Vielfaches zu erhöhen, damit sie selbst Brot, Milch und Eier kaufen konnten. In der fiebrigen Atmosphäre der Inflation begriffen Bauer und Städter sehr bald, dass das Geldsystem nicht mehr funktionierte. Nur durch Tauschhandel kam man an die lebensnotwendigen Güter. So wechselten Antiquitäten, ledergebundene Bücher, Juwelen und Kunstwerke den Besitzer; der Bürger übergab sie dem Bauern und erhielt von diesem seine wöchentlichen Lebensmittelrationen. Während des Krieges war die österreichische Krone um das Sechzehnfache ihres ursprünglichen Werts gefallen, weil die Regierung zur Deckung ihrer Kosten verschwenderisch Banknoten gedruckt hatte, und im August 1922 war Papiergeld nahezu wertlos geworden. Die Endpreise der wichtigsten Güter waren vierzehntausendmal höher als vor dem Krieg.

Nach Kurts Tod fielen seine Anteile an der Stahlfabrik in Judenburg an seinen Geschäftspartner Sebastian Danner, während sein Besitz in Österreich und sein Teil des Familienvermögens zwischen den anderen Geschwistern aufgeteilt wurde. Eine Million Kronen sollte für wohltätige Zwecke verwendet werden. Paul war Testamentsvollstrecker und hatte die Idee, dieses Geld in Kleingärten zu stecken, die den Armen zugutekommen sollten. Es war seine Überzeugung, dass die Kultivierung des Bodens eine heilsame Betätigung sei. Diese Arbeit, so glaubte er, würde der Moral und dem körperlichen Wohlbefinden der Wiener dienen und den Hunger bekämpfen helfen; ausserdem sei sie eine sinnvolle Alternative zum Bolschewismus. Doch es stellte sich heraus, dass die Widerstände bei der Verwirklichung seiner Idee unüberwindlich wa-

DIE NEUE UNORDNUNG

ren, und so musste er die Million schliesslich den begüterten Mitgliedern des Stadtrats übergeben, die nicht fähig waren, das Geld zweckmässig einzusetzen.

Gretl war in der Schweiz. In ihren Briefen hatte sie über Einsamkeit geklagt. Sie war weit weg von ihrer Familie, und es brachte sie auf, dass sie keine nützliche Beschäftigung hatte und nichts für ihr Land tun konnte. Sie hatte allerdings schon viele Freunde gewonnen, darunter die Urenkelin des Bruders von Napoleon Bonaparte, Marie, Prinzessin von Griechenland und Dänemark, die eine Zeit lang im gleichen Hotel wie die Stonboroughs in Luzern wohnte. Wie viele andere aus Jeromes und Gretls Freundeskreis hatte auch Marie Bonaparte Verbindungen zu hohen diplomatischen und politischen Kreisen. Sie war die Geliebte des französischen Premierministers Aristide Briand gewesen und stellte Gretl später ihrem Idol Sigmund Freud vor, den sie ursprünglich aufgesucht hatte, weil sie sich von ihm die Heilung ihrer Frigidität erhoffte. Wo immer Jerome und Gretl sich aufhielten, in Wien, Berlin, London oder Bern, standen sie in freundschaftlicher Verbindung mit dem jeweiligen amerikanischen Gesandten oder Konsul. Diese Verbindungen – die ein leichter Hauch von Spionage umgab – sollten sich später als äusserst nützlich erweisen.

Einer ihrer Freunde in der Schweiz war der amerikanische Gesandte und Generalbevollmächtigte Pleasant Stovall, den Gretl bei einem wohl-tätigen Vorhaben um Hilfe bat: Sie wollte einen Sonderzug mit 161'472 Büchsen Kondensmilch (Wert: 10'000 Dollar) für die hungernden Kinder des alten Reichs aus der Schweiz nach Wien schicken. Zunächst sperren sich die amerikanischen Offiziellen gegen Hilfsaktivitäten zugunsten Deutschlands oder Österreichs innerhalb der neutralen Zone, und Jerome tadelte Gretl, weil sie es trotzdem versuchte und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog. Die amerikanischen Diplomaten misstrauten den Stonboroughs, weil sie wussten, dass Gretl eng befreundet war mit Marie Bonaparte. Erst als Gretl und Jerome ihnen versicherten, dass sie das Hotel National nicht verlassen würden, änderte sich ihre Haltung.

NACHWEHEN

Die US-Administration hatte ihre eigenen Gründe, warum sie den hungrigen Österreichern Lebensmittel zukommen lassen wollte, und die US-Vertretung in der Schweiz fand sich schliesslich dazu bereit, Gretl zu helfen. Die Kondensmilch, die sie mit ihrem Geld gekauft hatte, reichte theoretisch aus, um den Bedarf von viertausend Kindern einen Monat lang zu decken. Doch die Rückmeldung der österreichischen Behörden blieb aus. Niemand bestätigte den Erhalt der Hilfslieferung, und man muss sich fragen, ob sie – in einer Epoche, in der so viele Menschen hungerten und Plünderungen an der Tagesordnung waren –, je an ihrem Ziel ankam.

Im August 1919 wurde Gretl, sehr zum Missfallen ihres Bruders Paul, zur Sonderbeauftragten der American Relief Administration (ARA) ernannt, einer Regierungsorganisation der Vereinigten Staaten, die ursprünglich zu dem Zweck gegründet worden war, die Alliierten mit überschüssigen amerikanischen Nahrungsmitteln zu versorgen. Das Vorhaben hatte unter dem Motto «Food Will Win the War» gestanden. Gleich nach ihrer Rückkehr traf Gretl mit dem Präsidenten der ARA, Herbert Hoover (der später der einunddreissigste Präsident der USA werden sollte), in Wien zusammen. Er wollte fünfhunderttausend Tonnen Lebensmittel an die hungernde Bevölkerung Österreichs verteilen. Für viele mag dieses Vorhaben ausgesehen haben wie eine erfreulich altruistische humanitäre Geste der Siegernation gegenüber dem unterlegenen Feind; in Wahrheit war das Projekt von Washington lanciert worden, weil man das unausgesprochene politische Ziel damit verband, der aus dem Osten vorrückenden kommunistischen Revolution etwas Wirksames entgegenzusetzen. Die Theorie des Weissen Hauses besagte nämlich, dass ein hungerndes Volk eher bereit sei, die sozialistische Ideologie anzunehmen, als ein sattes. Als Gretl im Dezember 1919 von der ARA nach Amerika geschickt wurde, weil sie mithelfen sollte, Geld für die österreichische Hungerhilfe aufzutreiben, agierte sie also (bewusst oder unbewusst) als Regierungsvertreterin bei einer verdeckten Operation, die das Ziel hatte, die weitere Verbreitung des europäischen Bolschewismus zu verhindern.

DIE NEUE UNORDNUNG

39 Familiäre Spannungen

In den ersten Monaten des Jahres 1938 plauderte Ludwig mit Theodore Redpath, einem seiner Studenten in Cambridge, und stellte ihm dann unvermittelt die Frage: «Hat es in Ihrem Leben irgendwelche Tragödien gegeben?»

«Das kommt darauf an, was Sie mit ‚Tragödie‘ meinen», antwortete Redpath.

«Ich meine nicht den Tod Ihrer fünfundachtzigjährigen Grossmutter», sagte Ludwig. «Ich meine Selbstmorde, Wahnsinn oder Streit.»

Nach dieser Definition war Ludwigs eigenes Leben ein tragisches, und mit demselben Wort kann auch das Leben aller anderen Wittgensteins bezeichnet werden. Nicht nur die Fälle von Selbstmord und Wahnsinn häuften sich in der Familie, sondern auch die Streitereien wurden immer schlimmer. Ludwig rivalisierte mit Gretl. Er lehnte sie ab, weil sie gönnerhaft und beherrschend war, sie lehnte ihn ab, weil er sich respektlos und widerspenstig verhielt. Als das Palais in Neuwaldegg neu eingerichtet werden sollte – von Karls Einfluss sollte nichts mehr übrig bleiben –, bestimmte Gretl, dass Ludwig nichts damit zu tun haben sollte, da seine Unnachgiebigkeit in Geschmacksfragen sich nur dazu eigne, «the best of a bad bargain zu machen». In der Schweiz hatte sich Gretl gerührt gezeigt über die langen Briefe, die Paul ihr mit der linken Hand geschrieben hatte, doch schon vor ihrer Rückkehr nach Wien im Juni 1919 fand sie einen Grund, heftig mit ihm zu zanken.

Pauls Fehler bestand darin, dass er einen grossen Teil des Familienvermögens in Krieganleihen der Regierung gesteckt hatte, ohne seine Schwester zu konsultieren. Gretl hatte ihr Geld hauptsächlich in den amerikanischen Aktienmarkt investiert, doch sie hatte einen Teil von Kurts Besitz geerbt. Dieses Vermögen war in Wien geblieben und stand unter der Aufsicht von Paul, dem nominellen Familienoberhaupt. Der Kurs der Staatsanleihen sank rapide. Als Gretl von der Sache erfuhr, wa-

FAMILIÄRE SPANNUNGEN

ren sie kaum noch das Papier wert, auf dem die Zahlen standen. Der grösste Teil des inländischen Vermögens der Wittgensteins war damit unwiderruflich verloren.

Gretl war erbost über den Verlust, doch sie behauptete, dass es ihr hauptsächlich um etwas anderes gehe. Paul sei «gänzlich kopflos» gewesen, weil er zugelassen hatte, dass die ganze Geschichte in die Zeitungen kam. Es bestand die Gefahr, dass sie und ihr Mann, als amerikanische Staatsbürger, nun beträchtliche Schwierigkeiten mit den amerikanischen Behörden bekommen würden. Zu dieser Zeit versuchte sie mit aller Macht, den Diplomaten in Bern ihre Loyalität gegenüber Amerika zu beweisen. Dass sie und ihre Familie von der neutralen Schweiz aus während des Krieges dem Feind finanzielle Unterstützung hatten zukommen lassen, war eine Tatsache, die sie unbedingt verborgen halten wollte. Wutentbrannt schreibt sie an Hermine: «Der gute Paul führt ein hirnverrücktes Stückerei nach dem anderen auf, mit Papas Allüren, aber ohne jeden Kopf, bringt er mich in die scheusslichsten Lagen.» Währenddessen tigerte Jerome in ihrem Schweizer Hotelzimmer auf und ab und brüllte vor Ärger, und Gretl findet, dass ihr Mann recht hat, denn: «that's no way of doing business».

Die Beziehungen zwischen Gretl und Paul wurden nicht besser, als sie im Juni nach Österreich zurückkehrte. Jerome hatte nicht mitkommen wollen; er hatte gehofft, von der Schweiz direkt nach Amerika Weiterreisen zu können, aber das hatte sich als unmöglich erwiesen. Widerwillig fuhr er mit nach Wien, doch bei ihrer Ankunft war die Stimmung eisig.

Nach ihrer zweijährigen Abwesenheit schreibt Gretl in ihr Tagebuch: «In der Alleegasse alles wie sonst (...) Abends grosser Streit mit Paul über Politik.» Paul hatte ihr Wohltätigkeitsprojekt kritisiert und bedauert, dass sie für die Amerikaner arbeitete. Politisch war Gretl eine Gegnerin der Bolschewisten, obwohl sie die neue sozialistische Republik befürwortete. «Die Österreicher sind verzweifelt», klagte sie. «Die alte Schlampererei war ihnen lieber als die neue Unordnung + doch enthält die

DIE NEUE UNORDNUNG

Letztere zum Unterschied von der Ersteren Keime zu neuem Leben.» Etwas früher hatte sie an ihre Schwester geschrieben: «Ich habe in den letzten 2 Jahren so viel erlebt, gesehen, gehört + gelesen + die Folge davon ist, dass ich, die immer schon rote Tendenzen hatte, nun noch viel rötter geworden bin. Ich fürchte, ich denke anders wie Ihr alle + weiss nicht, ob ich gescheit genug sein werde, um das Maul zu halten.»

Sich mit Worten zurückzuhalten gehörte nie zu Gretls Tugenden, und ihre ausdrücklichen «roten Tendenzen» standen in scharfem Gegensatz zu Pauls unerschütterlichem Monarchismus. Allerdings war es nicht die Politik allein, die schuld war an der Unfähigkeit der Wittgensteins, miteinander auszukommen. Wovon immer bei ihren Gesprächen die Rede war – Kunst, Musik, Bücher, Geld, Lebenspläne –, es führte unweigerlich zum Streit, und wenn alle fünf Geschwister zusammen waren, ging es am kriegerischsten zu. Ludwig schreibt an Hermine:

«(...) nicht einmal wir 5 Geschwister (aber noch weniger wir & unsere Nefen & Nichten) [sind] so geartet, dass wir alle zusammen & ohne die Sauce der Freunde eine gute Gesellschaft geben: Du kannst mit mir oder der Gretl ein Gespräch haben, aber schon schwer wir alle drei zusammen. Paul & Gretl noch viel weniger. Die Helene geht mit jedem von uns gut zusammen, aber es würde uns doch nie einfallen zu dritt, Du, Helene & ich zusammenzukommen. Wir sind eben alle ziemlich harte & scharfkantige Brocken, die sich darum schwer aneinander schmiegen können. Dagegen geht es herrlich, wenn Freunde dabei sind, die einen leichteren Ton & noch anderes, was uns fehlt, in unsere Gesellschaft bringen.»

Die Unverträglichkeit der Geschwister untereinander führte dazu, dass sie das Palais nur noch als eine Art Hotel nutzten. Wo es ging, vermieden sie gemeinschaftliche Aktivitäten und zogen sich in verschiedene Zimmer zurück, die sie als ihre privaten Oasen betrachteten und in die sie ihre eigenen Gäste einluden. Eine von Pauls Besucherinnen erinnert

FAMILIÄRE SPANNUNGEN

sich an die Spannung, die in der Alleegasse herrschte, als Ludwig *seinen* Gast, Marie Baumayer, nach dem Mittagessen bat, ihm auf dem Klavier vorzuspielen. Er wollte aber nicht, dass jemand anders die Musik hörte, und zog sich mit der Pianistin in ein Zimmer zurück, in das sonst niemand eintreten durfte.

«Als die Musik nebenan in mein Bewusstsein drang, wollte ich mehr hören, aber ich begriff, dass ‚Lucki‘ keine Eindringlinge duldete. Vielleicht am wenigsten jemand, der zu Pauls Freundeskreis gehörte. Patriotismus und Familienstolz hielt die Wittgensteins zusammen, aber jeder blieb standhaft bei seinen Gedanken und Meinungen.»

Ludwig wurde wie Hunderttausende österreichischer Soldaten noch bis lange nach dem Waffenstillstand in Italien gefangengehalten. Die Italiener benutzten ihre Gefangenen bei den Verhandlungen um die umstrittenen Gebiete nördlich der Piave als Druckmittel. Weiterhin bedeutete das Ende der Kampfhandlungen noch nicht das Ende von Ludwigs privater Suche nach Läuterung. Auch im Kriegsgefangenenlager behielt er seine märtyrerhafte Entschlossenheit, sich selbst jeder nur denkbaren Prüfung zu unterziehen, wies Offiziersprivilegien zurück und verlangte von seinen Bewachern, dass sie ihn vom Offizierslager in ein nahegelegenes Lager für einfache Soldaten brachten, in dem eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Nachdem Schweizer Freunde mit guten Beziehungen an den Vatikan geschrieben und ihren Fürsprecher dort gebeten hatten, Ludwig freizulassen (mit dem verständlichen Argument, dass seine Mutter schon drei Söhne verloren hatte und nur noch ein einziger, verkrüppelter, bei ihr lebte), wurde er einer medizinischen Kommission vorgeführt, der er erklärte, dass er nicht vor seinen Mitgefangenen freigelassen werden wollte. Sein moralischer Furor, sein glühender Ernst, sein markantes Äusseres trugen zu der magnetischen Anziehungskraft

DIE NEUE UNORDNUNG

bei, die er entfalten konnte und die ihm überall Anhänger gewann, im Kriegsgefangenenlager wie auf dem Schlachtfeld. Einer von ihnen, Franz Parak, der mit Ludwig zusammen in Monte Cassino gefangengehalten wurde, betete den jungen Philosophen an und nahm jede seiner Äusserungen mit schwärmerischen Seufzern auf. Das fand Ludwig ärgerlich. Franz erinnere ihn an seine Mutter, sagte er, und zu Paraks bitterer Enttäuschung wollte er ihn nach ihrer Freilassung nie wiedersehen.

Kurz nach seinem Eintreffen in Wien Ende August 1919 ging Ludwig zu seiner Bank und erklärte, dass er sein Geld nicht mehr wolle und die Absicht habe, sich von seinem gesamten Vermögen zu befreien. Der Direktor war entsetzt und sprach von «finanziellem Selbstmord». Der Finanzberater der Familie warf die Arme in die Luft, als Ludwig von ihm verlangte, die nötigen Papiere auszufertigen, damit kein roter Heller mehr in seinem Besitz bliebe. Am gleichen Tag hatte Ludwig einem Freund geschrieben: «Es geht mir nicht sehr gut (nämlich geistig).» Offensichtlich war er in einem elenden Zustand, doch sein Entschluss stand unabänderlich fest, und es gelang niemandem, ihn davon abzubringen.

Als er seiner Familie eröffnete, was er vorhatte, machten sich alle die grössten Sorgen um ihn. Hermine war allerdings noch mehr entsetzt, als sie von seiner neuen Berufswahl erfuhr. Sie schreibt in ihren Erinnerungen:

«Seinen zweiten Entschluss, einen ganz unscheinbaren Beruf zu wählen und womöglich Volksschullehrer auf dem Lande zu werden, konnte ich selbst zuerst gar nicht verstehen, und da wir Geschwister uns sehr oft durch Vergleiche miteinander verständigen, sagte ich ihm damals anlässlich eines langen Gesprächs: ‚wenn ich mir ihn mit seinem philosophisch geschulten Verstand als Volksschullehrer vor stellte, so schiene es mir, als wollte jemand ein Präzisionsinstrument dazu benützen, um Kisten zu öffnen.‘ Darauf antwortete mir Ludwig (...): ‚Du erinnerst mich an einen Menschen, der aus dem geschlosse-

FAMILIÄRE SPANNUNGEN

nen Fenster schaut und sich die sonderbaren Bewegungen eines Passanten nicht erklären kann; er weiss nicht, welcher Sturm draussen wütet und dass dieser Mensch sich vielleicht nur mit Mühe auf den Beinen hält.'»

Hinter Ludwigs Entscheidung, sein Vermögen loszuwerden und sich dem Unterrichten von Kindern zu widmen, ist Tolstois Einfluss zu erkennen, denn auch der grosse russische Schriftsteller hatte fünfzig Jahre zuvor sein adeliges Erbe verworfen, um ein asketisches Leben voller Selbstverleugnung und mühevoller Arbeit zu führen. Die Weisung Jesu, auf Reichtümer zu verzichten, erscheint im vierten Kapitel der *Kurzen Erläuterung des Evangeliums* als Befehl: «Sammelt auf Erden nichts an. Auf Erden frisst der Wurm und der Rost, und Diebe stehlen.» Seltsamerweise führt Tolstoi keine der originalen Bibelstellen an, in denen Jesus verlangt, dass der Reiche seinen Besitz den Armen geben soll. Die berühmteste dieser Passagen findet sich im Matthäus-Evangelium in der Geschichte des reichen jungen Mannes, zu dem Jesus sagt: «Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach!»

Ludwig beschloss, sein Vermögen seinen drei reichen Geschwistern zu schenken, Paul, Hermine und Helene. Gretl kam nicht infrage; sie war ohnehin viel reicher als die anderen, weil der Grossteil ihres Vermögens in sicheren amerikanischen Aktien steckte und von den verheerenden Folgen der Inflation in Österreich nicht betroffen worden war. Zu diesem Zeitpunkt war diese Tatsache allerdings nicht bekannt. Hermine glaubte zum Beispiel, dass Gretl nur deshalb ausgeschlossen worden war, weil sie sich nicht mit ihm verstand. Es ist behauptet worden, dass Ludwig Wittgenstein sein Vermögen seinen Geschwistern – und nicht den Armen – schenkte, weil es bequemer war, denn es handelte sich zumeist um Anteile an Immobilien. Das mag zum Teil stimmen, aber ebenso wahr ist, dass Ludwig glaubte, Geld verderbe den Menschen, und da sei-

DIE NEUE UNORDNUNG

ne Geschwister schon so viel davon hatten, konnten sie, wie er argumentierte, kaum noch mehr verdorben werden.

Der Streit, der sich um Ludwigs Gebaren in Gelddingen entspann, nahm die ganze Familie in Anspruch. Karls ältester Bruder, Onkel Paul, war Paul, Hermine und Helene böse, weil sie Ludwigs Geld angenommen hatten. Er beschuldigte sie, ihren jüngeren und augenscheinlich kranken Bruder ausgenutzt zu haben. Er sagte, sie hätten heimlich ein Treuhandkonto für ihn anlegen müssen, für den Fall, dass er seine Meinung änderte und sein Geld zurückwollte. Hermine, die nach eigenen Angaben «alles getan [hatte], um bis ins Kleinste Ludwigs Wünsche zu erfüllen», sagte, dass ihr grösseres Wissen um den Geisteszustand ihres Bruders ihr keine andere Wahl lasse, als das zu tun, was er verlangte. Onkel Paul – der seinen eigenen Besitz so sehr liebte, dass er die Weisung hinterliess, man solle einige seiner Güter mit ihm begraben – konnte und wollte die Handlungsweise seiner Nichten und Neffen nicht verstehen. Empört sagte er sich von all jenen los, die nach seiner Meinung aus Ludwigs Wahnsinn Kapital geschlagen hatten.

40 Antisemitismus

Eine bolschewistische Machtübernahme schien vor der Tür zu stehen. Paul war der Überzeugung, dass die russische Revolution «mit den Juden begann (...) Unter dem zaristischen Regime waren sie unterdrückt; mindestens die Armen unter ihnen haben vom Sturz der Regierung profitiert, und wie in Wien stellen sie einen grossen Teil der neuen Führung.»

Vor dem Krieg hatte es schon viele Juden in Wien gegeben – nach einigen Schätzungen hatten sie zehn Prozent der Bevölkerung ausgemacht –, und während des Krieges und in den Monaten nach dem Waffenstillstand stieg ihre Zahl stark an. Massenweise hatten galizische Juden nach der russischen Invasion Polens in der Stadt Schutz gesucht, und 1919 kam ein weiterer Zustrom aus Ungarn, nachdem dort die Räterepu-

ANTISEMITISMUS

blik unter Führung des jüdischen Kommunisten Béla Kun gestürzt worden war. Kuns kurze Regierungszeit war mit Unterdrückungsmassnahmen verbunden. Nach seiner Vertreibung rächten sich seine Gegner, und nicht nur die Regierungsmitglieder, sondern alle ungarischen Juden wurden brutalen Repressalien ausgesetzt. Viele flohen – wie auch Kun selbst – nach Österreich. In Wien und später in Berlin kämpfte und arbeitete Kun für die sozialistische Revolution. Er hatte jedoch wenig Erfolg und wurde am Ende in der UdSSR ein Opfer des Stalinismus.

Als Kun und seine Mitstreiter nach Österreich kamen, verstärkten sich die Ängste der Wiener. Erneut breitete sich der Verdacht aus, dass die kommunistische Bewegung von Juden geführt würde und dass sie in jedem Moment auch in Österreich die Macht übernehmen könnte. Diese Befürchtungen stärkten den Antisemitismus in Wien beträchtlich.

«Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens [fragt Hitler in *„Mein Kampf“* an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre?

Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein.»

Hitler erklärte in *Mein Kampf*, schon als junger Mann sei ihm klar gewesen, dass die Juden eine «geistige Pestilenz» seien und dass sie die Presse, Kunst, Literatur, Theater und den Mädchenhandel fest im Griff hätten. («Das war Pestilenz, geistige Pestilenz, schlimmer als der schwarze Tod von einst, mit der man da das Volk infizierte.») Doch erst als er das Ausmass der jüdischen Teilnahme am politischen Leben Wiens erkannte, erfuhr er die entscheidende innere Wandlung: «Indem ich den Juden als Führer der Sozialdemokratie erkannte», schreibt er, «begann es mir wie Schuppen von den Augen zu fallen. Ein langer in-

DIE NEUE UNORDNUNG

nerer Seelenkampf fand damit seinen Abschluss. (...) Es war für mich die Zeit der grössten Umwälzung gekommen, die ich im Inneren jemals durchzumachen hatte. Ich war vom schwächlichen Weltbürger zum fanatischen Antisemiten geworden.»

Und so kam es, dass dieser angebliche «Weltbürger» aus Oberösterreich in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg zu dem Schluss kam, die grosse Mission seines Lebens sei es, die Welt von einem «schädlichen Bazillus» zu befreien:

«Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totenkranz der Menschheit sein (...) So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.»

Heutzutage unterscheidet man kaum zwischen dem Antisemitismus, der in einem Witz oder in einer ärgerlichen Bemerkung gegen Juden liegen mag, und dem Antisemitismus, der zu einem mittelalterlichen Autodafes oder den Vernichtungslagern der Nazis führte; eins, so wird argumentiert, folgt so sicher auf das andere, wie die Nacht dem Tag folgt. Ohne sich mit dieser Ansicht im Einzelnen auseinanderzusetzen, sollte man sich vor Augen führen, dass in Wien, lange bevor Hitler an die Macht kam oder Einfluss ausübte, die erste Form des Antisemitismus (das heisst das allgemeine Maulen und Murren gegen Juden) an der Tagesordnung war. Bis auf den heutigen Tag unterscheidet man in der österreichischen Administration zwischen Adolf Hitler mit seinem ungehobelten und verbrecherischen Antisemitismus und einem Karl Lueger, Wiener Bürgermeister um die Jahrhundertwende, dessen Antisemitismus man als Kavaliersdelikt betrachtet. Seinen Namen findet man noch heute an mehreren prominenten Stellen der Stadt. Es gibt den Dr.-Karl-Lueger-Ring, die Dr.-Karl-Lueger-Kirche am Zentralfriedhof, den Dr.-Karl-Lueger-Platz und ein Karl-Lueger-Denkmal am Stubenring.

ANTISEMITISMUS

Die Wittgensteins waren keine Antisemiten der Hitlerschen Art. Wie einer ihrer Idole, der antisemitische Philosoph und Jude Otto Weininger, verabscheuten sie jede Form der Verfolgung. Und doch erscheint die Haltung der Familie Juden gegenüber, ausserhalb des historischen Kontextes betrachtet, nach heutigen Massstäben als fragwürdig. Der Grossvater Hermann Christian Wittgenstein verbot seinen Kindern die Heirat mit Juden. Von Karl, seinem Sohn, ist der Ausspruch «In Ehrenangelegenheiten geht man zu keinem Juden» überliefert. In einem Brief von Hermine an Ludwig finden wir die beiläufige Bemerkung, eine Frau sei «besonders sympathisch, obwohl natürlich jüdisch». An anderer Stelle sagt Hermine: «Ich glaube, dass die arische und die jüdische Rasse in Vorzügen und Mängeln diametral entgegengesetzt sind zum Mindesten in der europäischen Gemeinschaft und sich offen oder versteckt bekämpfen müssen.» Paul war wie sein Vater davon überzeugt, «dass auf dem Grund jedes Juden die Unehrllichkeit liegt», und seine Freundin Marga Deneke erklärte: «Wenn er je von Juden sprach, so mit dem Hass des Hundes auf den Wolf.» Ludwig, unter dem Einfluss von Weiningers merkwürdig detailliert ausgemaltem Antisemitismus stehend, wollte mit «communistischen Juden» nichts zu tun haben und glaubte, «dass die Juden durch das Leben in fremden Staaten unter fremden Gesetzen u. Lebensbedingungen und Zwängen unnatürliche Wesen geworden sind». Wiederum wie Weininger und wie Richard Wagner im neunzehnten Jahrhundert war er der Meinung, dass Juden unfähig seien, etwas «Originales» (im Gegensatz zum bloss «Reproduktiven») in der Kunst hervorzubringen. Im Dezember 1929 schrieb er einen Traum auf, in dem ein jüdischer Fahrer mit einem Maschinengewehr auf einen vorbeikommenden Radfahrer und ein junges, traurig blickendes Mädchen schießt. Im Traum fragt sich Ludwig: «Muss denn hinter jeder Unanständigkeit ein Jude stecken?»

DIE NEUE UNORDNUNG

41 Sexuelle Erfahrungen

Was dieses Thema betrifft, kann von den drei Wittgenstein-Schwestern Folgendes gesagt werden: Gretl war frigide, und es könnte sein, dass sie wie ihre Freundin Marie Bonaparte bei Sigmund Freud Rat und Hilfe gesucht hat. Hermine hat (so wird vermutet) keine sexuellen Beziehungen gehabt und fand womöglich schon den Gedanken daran erschreckend. Helene hatte von allen neun Geschwistern wahrscheinlich das normalste Verhältnis zur Sexualität. Sie hatte vier Kinder (das erste wurde 1900 geboren) und war ziemlich durcheinander, als sie, nach zwanzig Jahren Ehe mit Max Salzer, 1919 noch einmal schwanger wurde.

Über Pauls erotische Abenteuer ist bis in die beginnenden 1930er Jahre hinein wenig bekannt. Es war ihm bewusst, dass man eines Tages eine Biographie über ihn schreiben könnte, und als ein Mensch, der geradezu neurotisch seine Privatsphäre zu schützen suchte, tat er sein Möglichstes, um Spuren zu verwischen. Auch vor seinen Geschwistern hielt er seine Lebensumstände, so weit es ging, geheim. «In Wahrheit führte er zwei oder drei Leben, von denen wir in der Familie nur eines kannten», sagte sein Neffe Ji Stonborough später. In den fünfziger Jahren kamen Grossproduzenten aus Hollywood auf ihn zu, die einen Film über sein Leben machen wollten. Er schickte sie fort. Als er später von einem Autor um Hilfe gebeten wurde, der beabsichtigte, eine Biographie seines Bruders zu schreiben, gab er ihm eine barsche Antwort und stellte ihm mit den folgenden Worten ein Minimum an Unterstützung in Aussicht:

«Was die Biographie meines Bruders betrifft: ich glaube wohl, dass mein Bruder Ludwig sich gegen jede Biographie gewehrt hätte. Denn Biographie heisst Indiskretion. Eine Biographie, die keine Indiskretion enthält, ist so gut wie keine. Da nun aber einmal alle bedeutenden Männer sich gefallen lassen müssen, dass man ihre Biographie schreibt, wird das wohl mein Bruder nach seinem Tode auch über sich

SEXUELLE ERFAHRUNGEN

ergehen lassen müssen; und da ist es jedenfalls besser, es stehen richtige Daten in dieser Biographie als falsche, von unsinnigen Gerüchten ganz abgesehen.»

Paul erklärte deutlich, er wünsche nicht, dass eine Biographie über ihn geschrieben werde, es sei denn, sie beschäftigte sich ausschliesslich mit seinem künstlerischen Leben. Von den Briefen, die er bekam, sind nur die von Komponisten und Musikern und von seinem Bruder Ludwig (diese allerdings nicht vollzählig) erhalten. Es kann sein, dass andere, persönliche Briefe noch irgendwo existieren und vielleicht einmal auftauchen, doch wahrscheinlicher ist, dass sie, seinem Wunsch nach Geheimhaltung seines Privatlebens gemäss, irgendwann zerstört worden sind. Was kann über Pauls sexuelle Erfahrungen vor 1930 gesagt werden? Er war bestimmt heterosexuell, und wie man entsprechenden Bemerkungen in Hermines Briefen an Ludwig entnehmen kann, zog er sehr viele Frauen an und fühlte sich auch von ihnen angezogen.

Allem Anschein nach waren die Frauen Wiens in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, als Paul die Pubertät erreichte, besonders attraktiv. Die folgende Beschreibung erschien in Maria Hornor Lansdales Wiener Reiseführer im Jahr 1902:

«Man braucht nur einmal aufmerksam die Passanten in einer Wiener Strasse zu betrachten (...) Den Frauen ist die Lebhaftigkeit der slawischen Rassen eigen; ihr Haar ist herrlich, ihre Zähne sind gleichmässig und so weiss wie Milch; ihre schönen Körper sind schlank, nervös; ihre Füsse sind hübsch, mit hohem Rist. Sie gehen ganz anders als die bayerischen Frauen, die wie Enten watscheln, oder die Preussinnen mit ihren Elefanteneben.»

Laut Ji Stonborough hatte Paul «unendlich viele Geliebte, und alle kamen aus der untersten Schicht von diesem oder jenem Land. Die Dienstboten wussten alles darüber, aber wir in der Familie ahnten fast nichts.

DIE NEUE UNORDNUNG

Er kaufte Häuser für seine Geliebten.» Stonborough verrät sich durch den Satz, dass die Familie «fast nichts» ahnte. Woher wusste er dann überhaupt von Pauls Liebesverhältnissen? Zu einem anderen Zeitpunkt seines Lebens gestand Ji: «Ich mochte Paul überhaupt nicht, und ich muss zugeben, für Ludwig hatte ich auch nicht viel übrig.» Sein Zeugnis ist daher nicht unbedingt glaubwürdig.

Dass Paul Verhältnisse mit Frauen hatte, für die er Häuser kaufte, ist gewiss möglich, da es sich unter reichen Wiener Junggesellen um eine allgemein übliche Praxis handelte. Es ist ebenfalls möglich (obwohl es keine Beweise dafür gibt), dass er vor dem Krieg Umgang mit Prostituierten hatte. Zu jeder Zeit war «damals weibliche Ware offen ausgebaut, und es kostete einen Mann eigentlich ebenso wenig Zeit und Mühe, sich eine Frau für eine Viertelstunde, eine Stunde oder Nacht zu kaufen wie ein Paket Zigaretten oder eine Zeitung.»

Diese Zeilen wurden von Stefan Zweig geschrieben, der derselben Generation angehörte wie Paul, in derselben Stadt aufwuchs und bildungsmässig und sozial einen ähnlichen Hintergrund hatte. In seiner Autobiographie *Die Welt von gestern* beschreibt er das Lügengespinnst einer heuchlerischen Moral, die es den jungen Männern und Frauen in Wien unmöglich machte, normale sexuelle Beziehungen miteinander zu haben. Dieselbe Heuchelei führte auch zu einem Boom der Prostitution und einem Anwachsen der Infektionen mit Syphilis in der Stadt:

«Suche ich mich redlich zu erinnern, so weiss ich kaum einen Kameraden meiner Jugendjahre, der nicht einmal bloss und verstörten Blicks gekommen wäre, der eine, weil er erkrankt war oder eine Erkrankung befürchtete, der zweite, weil er unter einer Erpressung wegen einer Abtreibung stand, der dritte, weil ihm das Geld fehlte, ohne Wissen seiner Familie eine Kur durchzumachen, der vierte, weil er nicht wusste, wie die Alimente für ein von einer Kellnerin ihm zuge-

SEXUELLE ERFAHRUNGEN

schobenes Kind zu bezahlen, der fünfte, weil ihm in einem Bordell die Brieftasche gestohlen worden war und er nicht wagte, die Anzeige zu machen.»

Zweig erzählt auch, dass Väter einer bestimmten Gesellschaftsschicht hübsche Dienstmädchen ins Haus brachten, um ihre Söhne davon abzuhalten, ins Bordell zu gehen. Die Mädchen hatten die erzieherische Aufgabe, den jungen Männern sexuelle Erfahrungen zu verschaffen. Wir wissen allerdings nicht, ob Karl für seine Söhne Hans, Kurt, Rudi, Paul oder Ludwig zu einer solchen Methode griff, und können uns in dieser Hinsicht nur auf unsere Intuition verlassen.

Über Ludwigs erotisches Leben hat es in den Jahren seit seinem Tod viele hitzige und verbissene Debatten gegeben. Wie seine Schwester Gretl scheint er sexuelle Erregung als etwas Störendes empfunden zu haben, und nach der Entdeckung von Tolstois *Kurzer Erläuterung des Evangeliums* hielt er sich mit Freude und mit all seiner Willenskraft an das im vierten Kapitel verkündete Gebot: «Sucht nicht Befriedigung im Geschlechtsakt (...) Jegliche Sinnlichkeit zerstört die Seele, deshalb ist es besser, den Freuden des Fleisches zu entsagen, als das Leben zu zerstören.» 1931 machte er der Schweizerin Marguerite Respinger einen Heiratsantrag, unter der Bedingung, dass sie nicht das Bett miteinander teilten.

Nach seinem Tod verbargen seine Fackelträger und die Inhaber seiner Rechte in ihren Archiven alle Indizien, die zu einem Nachweis seiner Homosexualität herangezogen werden könnten. Eine seiner Anhängerinnen schreibt: «Wenn man mit einem Knopfdruck hätte verhindern können, dass die Leute sich mit (Ludwigs) Privatleben beschäftigen, hätte ich diesen Knopf gedrückt.»

1973 veröffentlichte William Warren Bartley III, ein Professor aus Kalifornien, unter Umgehung der Wittgenstein-Erben ein Buch, in dem behauptet wird, dass Ludwig während seiner Lehrerausbildung in Wien regelmässig die Praterwiesen aufsuchte, wo er «derbe junge Männer [fand], die sich bereitwillig sexuell auf ihn einliessen. Als Wittgenstein

DIE NEUE UNORDNUNG

diesen Ort entdeckt hatte, spürte er zu seinem Entsetzen, dass er sich kaum von ihnen fernhalten konnte.» Die Folge war ein Sturm der Entrüstung. Bartley musste sich gegen eine Flut von Anschuldigungen zur Wehr setzen. Auch Ji Stonborough befand sich unter den Aufgebrachten. Er versuchte, die Publikation des Buches per Gerichtsbeschluss zu verbieten, und schrieb in der Zeitschrift *Human World* einen pathetischen Artikel, in dem er drohte, den Verleger zu bespucken, und das Werk als «obszöne Verunglimpfung (...) ein Mischmasch aus dreisten Lügen und reinem Quatsch», den Autor als einen «liederlichen und lüsternten Schlaumeier» bezeichnete. Doch Stonboroughs Empörung war noch nicht das Ende des Falles. Als Ray Monk für seine umfassende Wittgenstein-Biographie recherchierte, die 1990 auf Englisch erschien, erhielt er unbeschränkten Zugang zu allen sogenannten kodierten Notizbüchern des Philosophen. Er fand darin das Geständnis über eine körperliche Beziehung mit einem Freund, Francis Skinner, im Jahr 1937: «Zwei- oder dreimal mit ihm gelegen. Immer zuerst mit dem Gefühl, es sei nichts Schlechtes, *dann* mit Scham.» Ob dies den Rückschluss zulässt, dass Ludwig siebzehn Jahre vorher homosexuelle Beziehungen mit Strichjungen im Prater unterhielt, ist natürlich eine ganz andere Frage. Leider weigerte sich Professor Bartley, seine Quellen für die Geschichte preiszugeben. Da er heute tot ist und sich nicht mehr einmischen kann, gibt es weiterhin diejenigen, die einfach nicht daran glauben, und die anderen (unter ihnen an erster Stelle Ray Monk), die der Überzeugung sind, dass Ludwigs triebgesteuerte Besuche des volkstümlichen Parks, falls sie je stattfanden, nicht partizipatorischer, sondern wahrscheinlich voyeuristischer Natur gewesen sind.

42 Ein bisschen Unterricht

Der Versuch der Stonboroughs, in Amerika Geldgeber zu finden, die bereit waren, etwas gegen die Hungersnot in Österreich zu unternehmen,

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

war kein voller Erfolg. Bei ihrer Ankunft im Dezember 1919 gab Jerome vor Reportern der *New York Times* eine lange Erklärung ab; Gretl wurde von der *Chicago Tribune* als österreichische Gräfin bezeichnet, was sie recht amüsan fand, aber dann mussten sie erfahren, dass sich die meisten der christlichen und jüdischen Deutsch-Amerikaner, die sie um Spenden baten, als sehr zurückhaltend erwiesen und für die einstigen Feinde Amerikas nur ungern ihre Börsen öffneten. Jerome, der sich so lange nach der Rückkehr in sein Heimatland gesehnt hatte, sank schon wenige Tage nach seinem Eintreffen in New York in eine tiefe Depression, die mit extremer Nervosität und Verfolgungsangst verbunden war. Ständig drohte er mit Selbstmord. Gretl war erschöpft und bestellte eine psychiatrisch geschulte Schwester zu seinem Schutz. Zwei Monate zeigte sich keine Änderung seines Verhaltens. Erst im Februar kündigten sich leise Anzeichen einer Besserung an, doch Gretl blieb «unglücklich über Jeromes Zustand» und schrieb an Hermine, er sei «bei Tag (...) eigentlich fast normal, nur die Nächte sind noch immer schlimm».

In Amerika müssen die Eheleute zu dem Schluss gekommen sein, dass ihre Ehe am Ende sei, denn als sie im Juli 1920 nach Europa zurückkehrten, bezog Gretl eine Wohnung in Schönborn, während Jerome sich ein Appartement im Palais Erdödy nahm. Im gleichen Gebäude wohnte der amerikanische Gesandte in Wien, Albert Henry Washburn. Jerome hatte bald genug von der Stadt. Er zog nach Paris und lebte dort in einer teuren Wohnung. Von jetzt an gab es immer mehr Geheimnisse im Leben der Stonboroughs. In ihren Erinnerungen gibt Hermine keine Gründe an, warum eines Tages ein «leicht geisteskranker Erpresser» zu Gretl kam und drohte, er werfe eine «Dynamitpatrone» in ihr Zimmer, wenn sie ihm nicht «eine grössere Summe Geldes» schenke. Sie erzählt diese Geschichte als Beispiel für die Stärke und den Mut ihrer Schwester, die dem Erpresser sagte, er möge sein Dynamit nur werfen, sie habe keine Angst davor.

Jerome verbrachte nun seine Zeit hauptsächlich in Paris, wo er sich

DIE NEUE UNORDNUNG

durch sein erratisches Verhalten immer wieder unbeliebt machte, während Thomas, der älteste Sohn, in Cambridge studierte. Gretl beschloss, als Gefährten für ihren elfjährigen Sohn Ji einen Jungen zu adoptieren. Im Januar 1924 fuhr sie nach Berlin und kehrte nicht mit einem, sondern mit zwei adeligen Jugendlichen zurück. Es waren Brüder, zwölf und dreizehn Jahre alt, Jochen und Wedigo von Zastrow. Ihr Vater war im Krieg gefallen, ihre Mutter war arm und krank. Ji konnte sich zunächst mit keinem von ihnen anfreunden. Als Jerome von der Sache hörte, war er wütend und weigerte sich, mit den Zastrow-Brüdern auch nur ein Wort zu wechseln; fast sechs Jahre lang ignorierte er sie vollständig.

Ihre älteste Schwester sah Gretl in Wien nur selten. Hermine hatte kaum Selbstvertrauen, hörte aber auch auf niemanden. Falls sie je ernsthaft erwogen haben sollte, zu heiraten und eine Familie zu gründen, so musste sie jetzt erkennen, dass der Zug endgültig abgefahren war. Im Dezember 1919 war sie fünfundvierzig und erkannte deutlicher denn je, dass ihr das Schicksal einer alten Jungfer beschieden war: Sie musste sich um ihre Mutter kümmern (von der sie sich ständig angegriffen fühlte), musste ihren jüngeren Geschwistern (die sie immer ein wenig beneidete) Beistand leisten, musste das Haus für Besucher offen halten und auf der Hochreit Vorbereitungen treffen, damit ihre Nichten und Neffen der Familien Salzer, Stonborough und Zastrow ihre langen Sommerferien auf dem Gut auch standesgemäß geniessen konnten. Doch Hermine war im Grunde einsam, und das gefiel ihr nicht. Als sie das Gefühl hatte, dass ihre Geschwister ihre Zeichnungen und Gemälde nicht genug lobten, zerriss sie sie voller Verzweiflung, und nach einer Weile hörte sie völlig mit dem Malen auf, weil sie fand, es sei ein sinnloser und egozentrischer Zeitvertreib. Um aus dem Haus zu kommen und ihrem Leben einen Sinn zu geben, suchte sie sich eine Beschäftigung als Hilfskraft in einem Tagesheim für Kinder, deren Väter gefallen waren. Bald darauf gründete sie ihre eigene «Knabenbeschäftigungsan-

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

stalt» in einer ehemaligen Lazarettbaracke in Grinzing. Sechzehn Jahre ihres Lebens widmete sie dieser Arbeit, die sie etliche hunderttausend Kronen kostete. Oft verlor sie die Kontrolle über ihre Jungen; aber wenigstens musste sie auf diese Weise nicht ständig mit ihrer Mutter zusammen sein, und obwohl sie die Arbeit nicht übermässig liebte, verschaffte sie ihr wenigstens Trost und Ablenkung in ihrem sonst als öde empfundenen Leben.

Ludwig hielt Wort und verbrachte die ersten Jahre nach dem Krieg als einfacher Volksschullehrer. Nach dem Ausbildungslehrgang in der Kundmannngasse nahm er in den Sommerferien des Jahres 1920 eine Beschäftigung als Hilfgärtner in einem Kloster in Klosterneuburg an. Nachts schlief er in der Töpferwerkstatt. Anfang September bewarb er sich unter falschem Namen um eine Stelle als Lehrer in Reichenau. Er bekam die Stelle, doch nachdem seine wahre Identität offenbar geworden war, trat er zurück. Bald kursierten überall Gerüchte, dass der verrückte Ludwig seine Familie verleugnete. Als Paul davon hörte, schrieb er seinem jüngeren Bruder einen gebieterischen Brief, in dem er seine Entscheidung tadelte:

«Bei der unglaublichen Bekanntheit unseres Namens, dessen einzige Träger in Österreich wir sind (...), ist es ausgeschlossen, wirklich vollkommen ausgeschlossen, dass ein Mensch, der unseren Namen trägt, und dem man die vornehme und feine Erziehung auf tausend Schritte ansieht, nicht als ein Mitglied unserer Familie erkannt werde.

Selbst eine Änderung Deines Namens als Ultima ratio würde Dir nichts nützen. Es ist das eine Sache, so hart sie sein mag, mit der Du Dich vertraut machen musst, und an die Du, so hart es klingt, Dich wirst gewöhnen müssen.»

Als Ludwig nicht antwortete, schickte Paul drei Tage später einen «Nachtrag»:

DIE NEUE UNORDNUNG

«Dass das Bekanntwerden Deiner Abkunft und Familienzugehörigkeit unvermeidlich war (...), habe ich Dir schon geschrieben. Wär's nicht der Mautner [ein früherer Angestellter Karl Wittgensteins], so wäre es eben ein Holzknecht gewesen, der früher auf der Hochreit bei uns gearbeitet hat, oder ein Lehrer, der früher an der Schule in der Alleegasse angestellt war, oder ein Kellner im Gasthaus, der einmal Kellner im Gewerkshotel in Kladno, oder im Gemeindewirtshaus von Miesenbach gewesen ist, oder ein Fabrikarbeiter, der einmal in Koritschan oder Friesach bei Onkel Louis bedienstet war, oder eine Bäuerin, die ehemals Kuhmagd in der Trauch war, und Dich erkannt hat, und was dergleichen Unvermeidlichkeiten mehr sind. Dass man nichts weder simulieren, noch dissimulieren kann, folglich auch eine feine Erziehung nicht, brauche ich doch Dir nicht zu sagen. Schon deshalb hättest Du gewiss klüger getan, wenn Du selbst gleich gesagt hättest, wer und was Du bist: damit hättest Du allen übertriebenen Gerüchten von vorneherein die Spitze abgebrochen.»

Als Ludwig im November 1920 diese Briefe seines Bruders erhielt, hatte er (unter seinem wirklichen Namen) wieder eine Stelle als Lehrer in einem kleinen Bergdorf namens Trattenbach. Dort blieb er zwei Jahre. Danach unterrichtete er kurz in Hassbach bei Neunkirchen, weitere zwei Jahre in Puchberg am Schneeberg und schliesslich von November 1924 bis April 1926 in einer kleinen Grundschule in der Gemeinde Otterthai in Niederösterreich.

In dieser ganzen Zeit ass und trank er wenig und trug fast täglich seine alte Armeuniform. «Warum solltet ihr euch um eure Kleidung sorgen?», fragt Tolstoi in der *Kurzen Erläuterung*. «Beunruhigt und sorgt euch nicht; sagt nicht, ihr müsset daran denken, was ihr essen werdet und wie ihr euch kleiden werdet.» Ludwig war sich seiner Neigung bewusst, mit den Geschwistern in Wien in Streit zu geraten; daher ging er ihnen meistens aus dem Weg.

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

«Aber ich sage euch [heisst es in der *Kurzen Erläuterung des Evangeliums*], jeder, der sich an seinem Bruder ärgert, wird gerichtet werden. Und wer seinen Bruder beschimpft, verdient noch härteres Urteil. (...) Und so lautet das erste Gebot. Ärgert euch nicht, schimpft nicht. Doch wenn ihr gestritten habt, versöhnt euch, so dass niemand mehr Grund hat, sich an euch zu ärgern.»

Es waren schlimme Jahre für Ludwig. Mehr denn je quälten ihn seine Dämonen; schreckliche Erinnerungen an den Krieg suchten ihn heim, und er betrauerte den Verlust seines engsten Freundes: «Täglich denke ich an Pinsent. Er hat mein halbes Leben mit sich genommen. Die andere Hälfte wird der Teufel holen.» In einer Reihe vertraulicher Briefe an Paul Engelmann, den Freund aus Kriegszeiten, zeigt sich sein trostloser Gemütszustand. «Ich habe fortwährend daran gedacht, mir das Leben zu nehmen», heisst es darin, «und auch jetzt spukt dieser Gedanke noch in mir herum. *Ich bin ganz & gar gesunken.*» An anderer Stelle: «Ich bin nämlich in einem Zustand, in dem ich schon öfters im Leben war, und der mir sehr furchtbar ist (...)» Er hoffte und glaubte, dass das Unterrichten ihn retten könnte, und er brauchte die tägliche Arbeit, «sonst sind bei mir gleich alle Teufel los». Wie üblich, verzehrte er sich in Selbsthass und bezeichnete sich Engelmann gegenüber als «moralisch vollkommen tot», niederträchtig, dumm und mies; und Tolstois Geboten zum Trotz konnte er die meisten Menschen, die ihn umgaben, nur verachten. Die Trattenbacher waren «nichtsnutzig und unverantwortlich», die Otterthaler «Unmenschen», die Hassbacher «ekelhafte Larven».

Im November 1922 erschien sein mystisch-philosophischer *Tractatus logico-philosophicus*, an dem er während des Krieges immer wieder gearbeitet hatte, in einer deutschen Ausgabe mit englischem Paralleltext und einem Vorwort von Bertrand Russell. Ludwigs philosophische Freunde, die sich von dem Werk zugleich verblüfft und tief beeindruckt zeigten, beschworen ihn, seine Tätigkeit in der Schule aufzugeben und

DIE NEUE UNORDNUNG

nach Cambridge zurückzukehren. Es war Ludwig bewusst, dass der *Tractatus* trotz seiner Kürze und seiner scheinbar einfachen Anlage von jedermann missverstanden würde, und das machte ihm zu schaffen. Die grösste Schwierigkeit des Textes lag darin, dass der Autor sich rundheraus weigerte, seine Begriffe zu definieren und seine Argumente mittels Beispielen zu veranschaulichen. Nachdem er versucht hatte, mit Paul Engelmann darüber zu sprechen, musste dieser sich eingestehen, dass er die Gedanken seines Freundes nicht wirklich erfasst hatte. Später schrieb Engelmann, dass «das Philosophische selbst, die Gedanken des *Tractatus*, damals noch weit über meine eigene innere Kenntnis und Erfahrung hinaus[gingen]». George Moore, sein früherer Kollege in Cambridge, war immer dann der Meinung, ihn zu verstehen, wenn Ludwig den Text Zeile für Zeile mit ihm durchging, doch sobald der Autor nicht mehr da war, war Moore wieder völlig verwirrt und nicht mehr fähig, das Ganze jemand anderem zu erklären. Am Ende musste Moore sich eingestehen, dass es Ludwigs unbeugsame Willenskraft war, die ihn überzeugt hatte. Ob er ihn verstand oder nicht, Wittgenstein *musste* recht haben.

Selbst Gottlob Frege, der grosse deutsche Logiker, dem Ludwig im Sommer 1919 den *Tractatus* geschickt hatte, kam nicht über die erste Seite hinaus und reagierte enttäuscht: «Sie sehen: ich verfange mich gleich anfangs in Zweifel über das, was Sie sagen wollen, und komme so nicht recht vorwärts», schrieb er an den Autor, worauf Ludwig Russell gegenüber klagte, Frege «versteht kein Wort davon (...) es ist sehr schlimm, von keiner Seele verstanden zu werden!» Doch auch Russell musste zugeben, dass er auch nach mehrfacher Lektüre noch viele wichtige Punkte nicht verstand. Ludwigs Erklärungen führten zu keinem gänzlich befriedigenden Ergebnis. Später versuchte er, Russells erklärendes Vorwort aus der ersten Ausgabe zu entfernen, da es, wenigstens in der deutschen Übersetzung, nur «Oberflächlichkeit und Missverständnis» enthalte. In den Notizbüchern berichtet er von einem Alptraum, in dem niemand versteht, was er zu sagen versucht, und er unfähig

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

hig ist, seine Gedanken anderen zu erklären. Es ist ihm zeitlebens ein Problem gewesen, dass die zentrale These des *Tractatus* über die Grenzen der Sprache durch ihre eigene Unzugänglichkeit nur allzu deutlich belegt wird:

«Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)»

Die Sache wurde auch durch eine Erklärung des Philosophen in einem Brief an seinen literarischen Freund Ludwig von Ficker nicht klarer: «Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben, der nun tatsächlich nicht darin steht (...): Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich *nicht* geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige.» Frank Ramsey, ein junger Philosoph und Mathematiker aus Cambridge, reiste nach Puchberg, um mit dem Autor über sein Werk zu sprechen. Jeden Tag verbrachten die beiden vier bis fünf Stunden damit, den Text Punkt für Punkt durchzuarbeiten. Nach zwei Tagen hatten sie gerade einmal sieben Seiten geschafft. Aus Österreich schrieb Ramsey an seine Mutter:

«Es ist schrecklich, wenn er sagt: ‚Ist das klar?‘, und ich sage ‚nein‘, und er sagt: ‚Es ist verdammt unangenehm, das Ganze noch einmal durchzugehen.‘ Manchmal sagt er: ‚Ich begreife das jetzt nicht, wir müssen es liegenlassen.‘ Oft vergisst er die Bedeutung dessen, was er in den letzten 5 Minuten erst geschrieben hat (...) Einige seiner Sätze sind absichtlich mehrdeutig, sie haben eine gewöhnliche Bedeutung und eine schwierigere, er glaubt an beide.»

Keineswegs entmutigt kehrte Ramsey nach Cambridge zurück. Er war verwirrt und erschöpft, aber er war auch ein überzeugter Jünger Wittgen-

DIE NEUE UNORDNUNG

steins geworden. Im Juli 1924 schrieb er in der Philosophiezeitschrift *Mind* eine glühende Besprechung. «Wir leben wirklich in einer grossen Zeit für das Denken», äusserte er kurz darauf in einem Brief, «einer Zeit, in der Einstein, Freud und Wittgenstein leben, alle in Deutschland und Österreich, diese Feinde der Zivilisation!»

Ramsey war wie Russell, Moore, Engelmann und andere der Anziehungskraft des Philosophen erlegen, der so gut aussah und so gute Manieren hatte und dessen Persönlichkeit so ausserordentlich überzeugend wirkte. Aus diesen kleinen Anfängen sollte sich die grosse Industrie der Wittgenstein-Exegese entwickeln. Tausende von Büchern sind seither verfasst worden, um den *Tractatus* zu erklären, und keines gleicht dem anderen. In seinen postum veröffentlichten *Philosophischen Untersuchungen* rückte Ludwig später von Teilen seines ersten Werkes ab, doch dieser kurze, aphoristische Text aus dem Ersten Weltkrieg gibt den Philosophen bis heute genug Material, an dem sie sich die Zähne ausbeissen können, und wenigstens in diesem Sinn ist der Einfluss des Philosophen Wittgenstein noch immer beträchtlich.

Selbstverständlich gab es zu seiner Zeit (und gibt es heute) auch viele Zweifler – Leute, die mit den Augen rollten und etwas von «des Kaisers neuen Kleidern» murmelten. Ludwigs Onkel und Tanten und der erweiterte Familienkreis gehörten zu jenen, die sich am wenigsten beeindruckt zeigten. Viele von ihnen waren peinlich berührt von seinem Verhalten, das sie als exzentrisch betrachteten, und fanden es absurd, dass ein Narr wie er, ein Volksschullehrer, im Ausland als grosser Philosoph geehrt wurde. «Kopfschüttelnd amüsierten sie sich darüber, dass *die Welt auf ihren Familiennarren hereingefallen ist, dass der Unbrauchbare plötzlich in England berühmt und zu einer Geistesgrösse geworden ist.*»

Die nächsten Familienmitglieder machten sich ebenfalls Sorgen um ihn, doch er hatte sich von ihnen abgeschottet, weigerte sich, ihre Briefe zu beantworten, und schickte die Lebensmittelpakete von Paul und Hermine oft ungeöffnet zurück. Am besten konnten sie ihn erreichen, wenn

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

sie sich ohne sein Wissen mit seinen Freunden in Verbindung setzten. Einer dieser Freunde war Ludwig Hänsel. Die beiden Männer hatten sich während der Gefangenschaft in Italien kennengelernt. Ludwig schien Hänsel später als eine Art von vertrautem Kammerdiener zu betrachten, dessen Rat er einerseits suchte, während er andererseits von ihm verlangte, ihm Bücher und anderes zu schicken und kleine Dinge für ihn zu erledigen. Zu den Sünden William Bartleys III gehörte es, dass er in seinem Buch über Wittgenstein den hochmoralischen Dr. Hänsel als Autor einer Polemik mit dem Titel *Die Jugend und die leibliche Liebe* identifizierte, in der dieser gegen Homosexualität und Masturbation zu Felde zieht. Hermine, die ein solches Buch nie gelesen hätte, korrespondierte regelmässig mit ihm über ihren jüngsten Bruder und war immer dankbar für seine beruhigenden Antworten. «Freilich ist es bei aller Wahrheit dessen, was Sie sagen, doch nicht leicht, einen Heiligen zum Bruder zu haben», schreibt sie ihm einmal, «und nach dem englischen Spruchwort: ‚I had rather be a live dog than a dead philosopher‘ möchte ich sagen: Ich hätte (oft) lieber einen glücklichen *Menschen* zum Bruder, als einen unglücklichen *Heiligen*!»

Im November 1923 erfuhr Paul – dem das Herz wichtiger war als der Intellekt – zu seinem Kummer, dass Ludwig an einem schmerzhaften Darmgeschwür litt. Es war ihm bewusst, dass er auf direktem Weg nichts für ihn tun konnte; daher versuchte er, sich ihm über einen Dritten vorsichtig anzunähern. An Rudolf Koder, der zu Ludwigs Freunden gehörte, schrieb er:

«Verehrter Herr Koder!

Ich wende mich mit einer Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mich sehr verpflichten würden. Mein Bruder Ludwig leidet an einem Darmkatarrh. Es ist dies ein Leiden, welches, wenn man es vernachlässigt und nicht rechtzeitig behandelt, die übelsten Folgen haben kann. Es schwächt den Körper, und es zerrüttet die Nerven; und dies umso mehr, wenn der Kranke eine anstrengende Tätigkeit ausübt. Auch

DIE NEUE UNORDNUNG

mein Bruder sieht infolgedessen schlecht, herabgekommen und überanstrengt aus. Der Sache ist jedoch abzuhelfen, wenn mein Bruder eine bestimmte Diät befolgt. Unter anderem sollte er sich, so verlangt es der Arzt, eine Gersten- oder Haferschleimsuppe machen lassen. Dazu ist er aber nicht zu bewegen, mit der Begründung, es sei zu teuer oder es mache zu viel Arbeit.

Dürfte ich Sie bitten, lieber Herr Koder, Ihren Einfluss dahingehend geltend zu machen, dass Ludwig die ihm verordnete Diät auch einhält? Sie dürften natürlich nicht sagen, dass Sie von mir dazu angestiftet worden sind. Sie müssten sich als Freund bei ihm erkundigen, was er essen soll und darf, und ihm zureden, mit Rücksicht auf die schweren Folgen eines verschlepten Leidens, beizeiten dazuzuschauen. Wenn ihm seine Hauswirtin keine Schleimsuppe machen kann, so wäre ich mit Wonne bereit die dazu nötigen Ingredienzen an Sie, lieber Herr Koder, zu schicken. Vielleicht könnten Sie Ludwig glauben machen, dass Sie selbst ihm diese Suppe gemacht haben. Vielleicht nähme er sie dann eher an. Und gar so besonders ungewöhnliche Ingredienzen werden ja wohl nicht dazu gehören, um so ein einfaches Gericht herzustellen. Ich verlasse mich hierin auf Ihre diplomatische Geschicklichkeit; unserer herzlichsten Dankbarkeit können Sie versichert sein. Verzeihen Sie, dass ich Sie in dieser Angelegenheit belästige, aber ich wusste mir keinen anderen Rat: Vielleicht gelingt Ihrem Einfluss, was meine Schwester nicht durchsetzen konnte.

Ich danke Ihnen im Voraus herzlichst und verbleibe
Ihr stets aufrichtig ergebener
Paul Wittgenstein»

Jahre später erinnerte sich ein alter Mann aus Kirchberg an Wittgenstein als an «diesen total verrückten Kerl, der unseren Schulkindern höhere Mathematik beibringen wollte». Andere, besonders die intelligenteren Schüler, fühlten sich auch als Erwachsene noch mit ihm verbunden und äusserten, er sei ein ausgezeichnete Lehrer gewesen. Er lehrte sie, ver-

EIN BISSCHEN UNTERRICHT

schiedene Architekturstile zu unterscheiden, unterrichtete sie in Botanik und Geologie, liess sie durch ein Mikroskop schauen, das er aus Wien mitgebracht hatte, baute für sie Modelle von Dampfmaschinen; ausserdem zeigte er ihnen, wie man ein Eichhörnchen sezirt und das Fleisch eines Fuchses abbrennt, damit man das Skelett untersuchen kann. Doch trotz all seiner Leidenschaft und seiner überragenden Fähigkeiten war Ludwig ein tyrannischer, ungeduldiger und oft gewalttätiger Lehrer. Ein Mädchen, das er wütend an den Haaren gezogen hatte, erinnerte sich, dass es am gleichen Abend beim Kämmen ganze Büschel von Haaren in Händen gehalten hatte. Einem anderen Mädchen gab er eine so heftige Ohrfeige, dass es aus den Ohren blutete. Im April 1926 gab er einem schwachen, elfjährigen Schüler mehrere Kopfnüsse, die zur Folge hatten, dass der Junge ohnmächtig zu Boden sank. Ludwig geriet in Panik, schickte die Klasse nach Hause und trug den Jungen zum Direktor; auf dem Weg dorthin traf er den Vater des Mädchens, dessen Ohren geblutet hatten. Der Mann geriet in Zorn und schrie, Ludwig könne vielleicht Tiere zähmen, aber er könne nicht mit Kindern umgehen und sei kein Lehrer. Er bestand darauf, die Polizei zu rufen. Als er um die Ecke gebogen war, liess Ludwig den noch immer bewusstlosen Jungen liegen und machte sich aus dem Staub. Doch man fand ihn, und er wurde aufgefordert, am 17. Mai in Gloggnitz vor Gericht zu erscheinen. Bei der Verhandlung log er – was er den Rest seines Lebens bereuen sollte. Angesichts seiner Verwirrung fürchtete der Richter, man könne ihn für seine Taten nicht zur Verantwortung ziehen, und ordnete eine Unterbrechung an; der Beschuldigte sollte zunächst psychologisch untersucht werden. Während Ludwig in Wien auf die ärztliche Vorladung wartet, schreibt er an seinen Freund Koder: «Ich bin übrigens neugierig, was der Psychiater zu mir sagen wird. Ich bin von Ekel vor der Untersuchung wie vor der ganzen schweinischen Angelegenheit erfüllt.»

DIE NEUE UNORDNUNG

43 Pauls Aufstieg

Obwohl die Familie nach Pauls unklugen Anlagen in Regierungspapieren einen grossen Teil ihres Geldes verloren hatte, blieb sie – im Vergleich zur verarmten Wiener Mittelschicht – noch immer äusserst vermögend. Der Grund dafür waren Investitionen im Ausland. Als Erbe seines Vaters und dreier Brüder befand sich Paul im Besitz eines beeindruckenden Portfolios. Dazu war 1919 Ludwigs Schenkung gekommen. In Wiens erstem Bezirk besass er einen riesigen Gebäudeblock mit Geschäften, Büros und Wohnungen am eleganten Kohlmarkt, dazu ein grosses Gebäude in der Plankengasse; im zweiten Bezirk besass er einen Wohnblock in der Stuverstrasse und ein Geschäftshaus in der Mariahilferstrasse 58 im siebten Bezirk. Von den Häusern, die der Familie gehörten, besass er die Hälfte des Palais in der Alleegasse (die andere Hälfte gehörte Hermine) und ein Drittel des Besitzes in Neuwaldegg (die zwei anderen Drittel gehörten Hermine und Helene). Doch da die Regierung Mieterhöhungen streng verboten hatte, nützten ihm die Einnahmen aus seinem Grundbesitz in den bewegten Jahren nach dem Krieg nicht viel; auch als alle anderen Güter vierzehntausendmal teurer wurden, blieben die Mieten auf vorinflationärem Niveau. 1922 reichten die jährlichen Mieteinnahmen einer grossen Wohnung gerade für ein Abendessen in einem Restaurant mit durchschnittlichen Preisen.

1912 hatte Karl, der womöglich den nationalen Zusammenbruch vorausahnte, einen beträchtlichen Teil seines privaten Vermögens in ausländische Aktien und Papiere gesteckt. Nach seinem Tod wurde dieses Geld im Namen der Erben von seinem frommen Bruder Louis verwaltet. Bei der holländischen Bank Hope & Co. gab es eine sogenannte Stille Gesellschaft, die der Steuerersparnis diente. Bei der Bank kannte man nur Louis' Namen, ohne zu wissen, wer die anderen Teilhaber waren. Weil er einen kommunistischen Umsturz befürchtete und Ländereien auch auf dem Gebiet des gerade erst gegründeten Königreichs Jugosla-

PAULS AUFSTIEG

wien besass, verzichtete Louis 1919 auf seine österreichische Staatsbürgerschaft. Auf diese Weise konnte er als Treuhänder der Familie sehr viel Geld ins Ausland verschieben. Zu einer Zeit, als die einheimische Währung in Österreich praktisch wertlos war, konnten die Wittgensteins dank dieses cleveren Schachzugs weiterhin alles kaufen, was sie wollten, da sie in Schweizer Franken oder US-Dollars bezahlen konnten.

Als Paul 1918 aus dem Krieg kam, schien er sich über eine zukünftige Pianistenkarriere im Unklaren zu befinden. Dann hiess es gerüchteweise, er habe sich den Schädel kahlgeschoren und sich in einem entlegenen Zimmer des Palais eingeschlossen, wo er neun Stunden täglich übte und sich weigerte, irgendjemanden zu sehen. Die Dienstboten hatten die strikte Anweisung, ihm das Essen durch einen Türspalt zu schieben und das Zimmer nicht zu betreten. Das ist eine Übertreibung der Tatsachen. Er hatte sich allerdings das Haar sehr kurz schneiden lassen – so, wie es in Sibirien gewesen war; und er hatte sich eine ganz neue Technik angewöhnen müssen, die dem einhändigen Spiel Rechnung trug. Zwischen August 1918 und April 1922 gab er keine grösseren öffentlichen Konzerte. Als Hermine ihre «Familienerinnerungen» schrieb, dachte sie wahrscheinlich an diese Periode in Pauls Leben, als sie schrieb, es sei «vielleicht nur einem Zufall zu verdanken», wenn er nicht den Suizid gewählt hatte, sondern «in dieser Welt geblieben und später mit dem Leben fertig geworden» sei.

Er war voller Zweifel, ob er mit seinem einhändigen Klavierspiel je etwas erreichen könne. Nachdem er einige private Konzerte im Palais in der Alleegasse gegeben hatte, ermutigte ihn sein stets enthusiastischer Mentor Josef Labor, der ihn mit neuen Stücken versorgte. Einige waren speziell für ihn komponiert worden, andere, ältere Kompositionen hatte er für einen einhändigen Spieler neu arrangiert. Zu den letzteren gehörten zwei Trios, ein Quartett, ein Quintett-Divertimento, ein drittes Klavierkonzert und eine *Fantasia* für Soloklavier.

Paul wusste, dass er nicht von Labor allein leben konnte, doch er fand wenig andere Stücke, die er gebrauchen konnte. Um etwas Neues für

DIE NEUE UNORDNUNG

sein Repertoire zu finden, hatte er die Musikantiquariate von Paris, Wien, Berlin und London durchstöbert. Doch wie zu erwarten, stiess er nur auf eine kleine Handvoll Werke für die linke Hand: zwei kleinere Stücke, die Alexander Skrjabin geschrieben hatte, als er sich das rechte Handgelenk verstaucht hatte; ein Arrangement von Brahms für Clara Schumann, sechs Studien von Saint-Saëns; die Chopin-Bearbeitungen von Godowsky; ein und ein halbes Stück von Charles Alkan und ein paar mittelmässige Werke von unbekanntem und unbegabten Komponisten wie Alexander Dreyschock, Adolfo Fumagalli und Géza Zichy. Pauls eigene Bearbeitungen einiger Stücke von Mozart, Mendelssohn, Liszt, Wagner und anderen hatten ihn zwar eine Menge Zeit und Mühe gekostet und ihm geholfen, seine Technik zu verbessern, doch es fiel ihm nicht schwer einzugestehen, dass diese Kompositionen nicht besonders gut waren. Es waren ausserdem nur Bearbeitungen, also mehr oder weniger geglückte Versionen von Originalwerken. «Interessant, aber nicht so gut wie das Original», sagten die Zuhörer. Wenn es überhaupt eine Möglichkeit gab, eine Karriere als linkshändiger Pianist zu beginnen, dann musste Paul neue Werke bei grossen Komponisten in Auftrag geben.

Am 29. Juni 1922 feierte Josef Labor seinen achtzigsten Geburtstag. In Wien wurde zu seinen Ehren eine Woche lang Musik von ihm gespielt. Der Höhepunkt war die Uraufführung einer Messe, die er 1918 komponiert hatte, in der Kirche St. Josef ob der Laimgrube. Alle Wittgensteins waren zugegen. Vier Tage zuvor hatte Paul bei einem Konzert zur Feier des Jubilars in der Hofburg gespielt, und am 23. Juni spielte er in einer allgemein beachteten Aufführung das Konzert, das Labor 1915 für ihn komponiert hatte, mit dem Wiener Frauensymphonieorchester unter Julius Lehnert. Der Komponist war allerdings so krank, dass er nicht zuhören konnte. Seine Freunde hatten den Eindruck, er näherte sich dem Tod.

Um Labors Gesundheit stand es schon seit Jahren nicht gut, und spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde klar, dass er trotz der Gönnerschaft

PAULS AUFSTIEG

der Familie Wittgenstein zu Lebzeiten keine internationale Berühmtheit mehr werden würde. Auch die Kraft zum Komponieren nahm immer mehr ab, und für Paul wurde es immer dringlicher, sich andere Quellen zu erschliessen. Der Name Josef Labor auf dem Programmzettel führte schon damals zu enttäuschendem Kartenvorverkauf, und obwohl Paul seine Musik mit grösster Leidenschaft spielte, stiess er beim Publikum oft auf Unverständnis. Ludwig erklärte es mit der besonderen «Subtilität» der Laborschen Musik, die zum «guten Österreichischen» gehöre und «besonders schwer zu verstehen» sei.

Als schon alle glaubten, der blinde alte Meister liege im Sterben, tauchte ein Homöopath auf, der ihm riet, seine Ernährung zu ändern, worauf sich sein Zustand plötzlich besserte. Die Wittgensteins waren überglücklich. «Labor geht es wieder gut!», schreibt Hermine, und ihre Mutter schwärmt: «Das Wunder, das in diesem Falle dem Homöopathen gelungen ist, kann man nicht genug preisen. Die vollständig veränderte Ernährung hat sofort das physische und moralische Befinden gehoben und Labor ist wieder der alte, der jugendliche Musiker geworden.»

Tatsächlich tat Labor die neue Diät so gut, dass er unverzüglich begann, ein weiteres Klavierkonzert für Paul zu schreiben.

«Hochverehrter, lieber Herr Labor!

Die Freude darüber, dass Sie wieder im Begriffe sind etwas für mich zu schreiben, muss sich irgendwie äussern, und ich möchte Ihnen gerne irgendeine kleine Freude bereiten. Nehmen Sie daher das beiliegende Paket gütigst an von Ihrem stets treu ergebenden alten Schüler

Paul Wittgenstein»

Das Päckchen soll eine Locke von Beethovens Haar enthalten haben, doch diesem generösen Akt zum Trotz hegte der blinde Komponist eifersüchtige Gefühle. Wenn es stimmt, dass die Familie Wittgenstein das Gefühl hatte, Labor gehöre ihnen, so galt dies gewiss auch umgekehrt.

DIE NEUE UNORDNUNG

Paul war und blieb Labors Wunderkind, und der alte Mann hielt gar nichts davon, dass sein ehemaliger Schüler vorhatte, bei einer Reihe von Komponisten, die bedeutender waren als er selbst, neue Stücke in Auftrag zu geben. Es dauerte einige Zeit, bis er diese Haltung überwand; erst als er sein letztes Konzert für Paul schrieb, räumte er ein, dass es wohl sein letztes grosses Stück für die linke Hand sein würde, und gab Paul die feierliche Erlaubnis, bei anderen Tonkünstlern seiner Wahl weitere Werke zu bestellen.

Zwischen Dezember 1922 und Ostern 1923 wurde Paul bei drei prominenten und einem weniger bekannten Komponisten vorstellig und lud sie ein, gegen höchst kostbare US-Dollars Klavierkonzerte für die linke Hand zu schreiben. Im späten Frühjahr des Jahres 1923 hatten sich alle vier (Paul Hindemith, Erich Wolfgang Korngold, Franz Schmidt und Sergej Bortkiewicz) schon fleissig ans Werk gemacht. Da es bei allen vier Aufträgen darum ging, Pauls Karriere zu fördern, mussten die Komponisten sorgfältig ausgewählt werden. Seine Lieblingsmusik war die der frühen Romantik und der späten Klassik. Auf diesem Gebiet galt er als anerkannter Fachmann. Er hasste die sogenannte moderne Musik, und obwohl er Arnold Schönberg (einen weiteren Protégé Labors) und andere Mitglieder der Neuen Wiener Schule persönlich kannte, hätte er nie daran gedacht, bei ihnen Kompositionen in Auftrag zu geben.

Erich Korngold, der Sohn des wichtigsten Musikkritikers der *Neuen Freien Presse*, Julius Korngold, war noch keine dreissig Jahre alt, als Paul ihn bat, ein Concerto für ihn zu schreiben. Doch das Wiener Publikum betrachtete ihn bereits als das grösste musikalische Talent seiner Zeit seit Mozart. Als er zehn war, hatte Mahler ihn zum Genie erklärt; mit vierzehn hatte er zwei Stücke komponiert, über die Richard Strauss sagte, sie erfüllten ihn mit Furcht und Respekt. Mit seiner Oper *Die tote Stadt* (1920 erstaufgeführt) errang Korngold Weltruhm. Seine Musik mag etwas moderner gewesen sein, als Paul es sich wünschte, doch für

PAULS AUFSTIEG

dreitausend Dollar konnte er wenigstens sicher sein, dass das Werk breite Zuschauerkreise erreichte, denn wie der frühreife Komponist selbst ihm bestätigte, würden «alle Dirigenten in Deutschland ein neues Stück von mir automatisch aufführen».

Franz Schmidt war und ist ein hochgeschätzter Komponist in Österreich, und es ist schade, dass seine schöne, natürliche, persönliche und intuitive Musik anderswo auf der Welt so selten zu hören ist. Als Paul ein neues Werk bei Schmidt in Auftrag gab (Preis \$ 6'000), konnte er ebenfalls damit rechnen, dass es in den wichtigsten Konzerthäusern der deutschsprachigen Länder Aufführungen geben würde.

Bei Hindemith, einem aufsteigenden jungen Deutschen, der zur Avantgarde gehörte, lag der Fall anders, seine Wahl war mit grösseren Risiken verbunden. Paul war der Überzeugung, dass Musik zu Herzen gehen sollte, doch Hindemiths Arbeiten dieser Periode waren in höchstem Mass intellektuell. Paul lernte ihn im Dezember 1922 bei einem Konzert kennen, bei dem der Deutsche selbst die Bratschenstimme seines Zweiten Streichquartetts spielte. Es überrascht, dass dieses dichte, gequälte Werk den musikalisch konservativen Paul beeindruckte. Mit dem Geld, das er ihm bot, plante Hindemith den Kauf eines alten Wehrturms in Frankfurt am Main, den er instand setzen lassen wollte, um darin zu wohnen. Er verwirklichte sein Vorhaben auch, aber der Turm wurde 1943 von alliierten Bombern schwer beschädigt.

Der vierte Komponist auf Pauls Liste, Sergej Bortkiewicz, schrieb reizvolle Musik im melodiosen romantischen Idiom von Tschaikowski, Liszt und Rachmaninow. Er stammte aus einer Familie des ukrainischen Landadels in Charkow, und nach bewegten Zeiten in Berlin, Russland und der Türkei liess er sich im Sommer 1922 in Wien nieder. Seit seinem Tod 1952 spricht man nur noch in einer kleinen Gruppe glühender Veteranen von Bortkiewicz' Musik. Das breite Publikum kennt seinen Namen nicht mehr.

Sobald die vier Komponisten sich an die Arbeit gemacht hatten, ging Paul mit gleicher Energie daran, die Uraufführungen zu organisieren.

DIE NEUE UNORDNUNG

Hindemiths Klavierkonzert sollte zu Beginn der neuen Saison in Weimar und Wien der Öffentlichkeit vorgeführt werden, Bortkiewicz' Werk im November 1923 in Wien, Schmidts Variationen über ein Thema aus Beethovens *Frühlingssonate* drei Monate später, im Februar 1924, und Korngolds Concerto im September 1924. Die Vorbereitungen waren getroffen, und Pauls Vorfreude war gross, doch zunächst musste er sich auf die Welturaufführung des Dritten Klavierkonzerts von Josef Labor konzentrieren, die am 10. November 1923 im erst kürzlich fertiggestellten Grossen Konzerthausaal mit dem Wiener Sinfonieorchester unter Rudolf Nilius stattfinden sollte. Es war das letzte Werk, das Pauls blinder Mentor in seinem einundachtzigsten Lebensjahr vollendete, und Paul hielt es für sehr gelungen.

Als die vier Auftragskomponisten ihre Werke beendet hatten, brachen Streitereien aus. Hindemith hatte Probleme vorausgesehen, bevor er die erste Fassung seines Werkes präsentierte. In einem Brief vom 4. Mai 1923 schrieb er an Paul: «Ich glaube, dass ich bis zum Ende der nächsten Woche alles fertig habe. Es würde mir leid tun, wenn Ihnen das Stück keine Freude machen würde – vielleicht ist es Ihnen anfänglich ein wenig ungewohnt zu hören – ich habe es mit grosser Liebe geschrieben und habe es sehr gern.» Im gleichen Brief bat er Paul um einen Vorschuss von mindestens der Hälfte des vereinbarten Honorars, damit seine Handwerker mit der Renovierung des von ihm gekauften alten Turms beginnen konnten. Paul erwiderte, er fürchte, das Werk nicht verstehen zu können. Bald darauf schickte ihm der Komponist die gesamte Erstfassung des Stücks mit der Bemerkung:

«Ich hoffe, dass sich nach Durchsicht der Partitur Ihr Schrecken wieder legen wird. Es ist ein einfaches, vollkommen unproblematisches Stück, und ich glaube sicher, dass es Ihnen nach einiger Zeit Freude machen wird. (Vielleicht sind Sie am Anfang ein wenig entsetzt, aber das macht nichts.) Verstehen werden Sie das Stück auf jeden Fall.»

PAULS AUFSTIEG

Paul verhielt sich, was die Geldzahlungen betraf, ehrenhaft. Er bezahlte pünktlich die gesamte Summe, die sie vereinbart hatten, und erhielt im Gegenzug das Manuskript, die Orchesterauszüge und die exklusiven Aufführungsrechte auf Lebenszeit. Doch als er die Partitur las, war er bestürzt, und nach vielen Stunden rastlosen Übens legte er das Stück als schlicht unverständlich beiseite und sagte die Uraufführung ab. So blieb Hindemiths *Klaviermusik mit Orchester* bis Dezember 2004 unentdeckt und unaufgeführt.

Mit Korngold und Schmidt gab es ebenfalls Probleme. Paul war der Meinung, die Stücke seien überinstrumentiert und das Klavier sei neben dem Orchester kaum zu hören. Josef Labor hatte es nie gern gesehen, wenn Paul seine Kompositionen veränderte, doch es war auch nie zu ernstesten Schwierigkeiten gekommen, weil er immer nur für ein Kammerorchester komponiert hatte. Schmidt wollte Paul gefallen und akzeptierte viele Eingriffe. Nur Korngold zeigte sich verstimmt. Sein Concerto war für grosses Orchester geschrieben, zu dem vier Hörner, drei Trompeten, Kontrafagotte, Harfe, Celesta, Glockenspiel und Xylophone gehörten. Paul beklagte sich, dass das Klavier sich vor diesem Hintergrund anhöre «wie eine zirpende Grille» und strich die Teile, die ihm nicht gefielen, mit dickem Rotstift durch. Korngold war empört über die Streichungen, worauf Paul versuchte, ihn zu beruhigen:

«Lieber Herr Korngold!

Beifolgend die zweite Partitur Ihres Konzertes. Was die von mir hineingeschriebenen Klammern betrifft, so möchte ich Sie bitten, wenn es Ihnen auch sehr gegen den Strich geht, sie auch mit abschreiben zu lassen. Spiele ich das Werk unter Ihrer Direktion, so können Sie immer noch nach Gutdünken die eingeklammerten Stellen trotzdem spielen lassen. Und spiele ich das Werk hinter Ihrem Rücken, so lasse ich die eingeklammerten Instrumente doch fort. Erschrecken Sie nicht zu sehr über die Verwüstungen und ärgern Sie sich nicht über Ihren ergebenen

Paul Wittgenstein»

DIE NEUE UNORDNUNG

Die Premiere von Franz Schmidts Beethovenvariationen am 2. Februar 1924 war ein grosser Erfolg. Der Kritiker des *Neuen Wiener Tagblatts* lobte die «Spielarabesken eines hochmusikalischen Temperaments» und fügte hinzu: «Paul Wittgenstein, der mit einer Hand die Polyphonie von zweien leistete, wurde mit dem Dirigenten gerufen und in Stürmen gefeiert, die er selbst hervorrief.»

Das Stück von Korngold, ein dicht gewebtes Klanggebilde aus gehaltvollem Lärm und bewusst abstossender Erotik, war sogar noch erfolgreicher. Bei der Uraufführung im Goldenen Saal stand der Komponist selbst am Pult. Es gab an diesem Abend weitere Uraufführungen von Karl Prohaska, Hugo Kauder und Alma Mahler, doch nur das Korngold-Concerto erschien in den Schlagzeilen. In der *Neue Freien Presse* hiess es: «Korngolds Gestaltungskraft feiert in diesem bewundernswürdig konzis geformten und wahrhaft inspirierten Werke einen ihrer stärksten Triumphe.» Der Kritiker des *Neuen Wiener Tagblatt* überschlug sich vor Begeisterung. Seine Besprechung erschien acht Tage nach dem Konzert:

«(...) dem Pianisten raubte ein idiotischer Schuss im Weltkrieg den rechten Arm, man kann sagen: mehr als sein Leben; aber in künstlerischem Heroismus das Schicksal überwindend, wurde er Virtuose der ihm gebliebenen Linken und erhob seine Einseitigkeit zur Vollendung, ja zur Unerreichbarkeit. Und nun kommt ihm noch Hilfe aus der grossen Bruderschaft des Künstlerherzens: Korngold widmet ihm dieses Konzert. (...) Paul Wittgenstein spielte ‚sein‘ Werk mit einer von der Freude beflügelten Technik: nicht hinsehend, hätte man bei den Doppelakkorden auf zwei Hände geraten. Die Heiterkeit eines Könners erfüllte uns alle, und man glaubte sich dem besten Werk des Komponisten gegenüber (...)»

Paul hatte dafür gesorgt, dass die Partituren und Einzelauszüge ihm gehörten, und hatte Exklusivrechte für all diese Werke ausgehandelt. Die Konzertagenturen brannten darauf, sie aufzuführen, und bald war Paul

PAULS AUFSTIEG

in ganz Europa ein gefragter Pianist. Er konnte es sich nun leisten, Richard Strauss, den erfolgreichsten lebenden Komponisten der damaligen Welt, zur Korngold-Uraufführung einzuladen und ihn zu fragen, ob vielleicht auch er sich vorstellen könne, ein Klavierkonzert für die linke Hand zu schreiben.

Paul kannte Strauss oberflächlich, weil Letzterer bei seinen gelegentlichen Wienbesuchen vor dem Krieg mit seinen Eltern im Palais in der Alleegasse gewohnt hatte. Doch ein billiger Handel kam für Strauss nicht in Frage. «Strauss ist sehr habgierig», berichtet Paul seiner vertrauten Freundin Marga Deneke, «er denkt ganz gewiss ans Geldverdienen, doch nur *vor* und *nach* dem Komponieren, nicht *währenddessen*. Und das ist das Wichtigste.» Am Ende nahm Strauss den Auftrag an. Er erhielt einen sensationellen Vorschuss von fünfundzwanzigtausend Dollar und komponierte ein ernstes, schwerblütiges Konzert, das er *Parergon zur Sinfonia Domestica* nannte, womit er eine Ergänzung oder ein Beiwerk zu einer Sinfonie meinte, die er zwanzig Jahre zuvor geschrieben hatte. Die *Sinfonia Domestica* von 1903 und das neue *Parergon* verwendeten das gleiche thematische Material, und bald hiess es in Musikzirkeln, dass Strauss von Paul Wittgenstein ein Vermögen bekommen hatte und nichts weiter dafür getan hatte, als ein altes Stück umzuarbeiten. Paul verteidigte den Komponisten. Die Kritik an ihm sei ungerecht, sagte er, und das Konzert besitze grosse Schönheiten. Das hielt ihn allerdings nicht davon ab, Strauss für Unausgewogenheiten in der Partitur zu tadeln. Auch diesmal beharrte er darauf, dass das Orchester zu dominant sei und das Klavier übertöne. Nach vielen ärgerlichen Diskussionen liess sich Strauss endlich dazu bewegen, ein wichtiges Thema vom Orchester auf die Klavierstimme zu übertragen; ausserdem erlaubte er Paul, die Instrumentierung zu verändern, wo es ihm nötig erschien. Der Klavierpart des *Parergon* ist von furioser Vielfalt und steckt voller technischer Schwierigkeiten, doch Paul fand ihn nicht brillant genug. Er wollte etwas viel Glänzenderes, Sensationelles, und drängte Strauss dazu, seine Stimme zu überarbeiten. Später schrieb er einmal, dass das

DIE NEUE UNORDNUNG

Parergon «*de fond en comble*, wie man auf Französisch sagt, geändert werden musste, damit ein brauchbareres Konzert daraus wurde».

Strauss scheint sich Pauls Kritik zu Herzen genommen zu haben, obwohl einige der von ihm geforderten Veränderungen viel zu kompliziert waren, als dass man sie in der kurzen Zeit vor der für den 6. Oktober 1925 geplanten Dresdner Uraufführung hätte ausführen können. Stattdessen bot er ihm an, ein zweites Konzert für die linke Hand zu komponieren, das sich für Paul womöglich besser eignete, den *Panathenzug*. Ob der Komponist weitere fünfundzwanzigtausend Dollar dafür verlangte, wissen wir nicht, doch es spricht alles dafür, dass er es tat, denn kurz nach der Berliner Uraufführung begann Strauss mit dem Bau einer Villa in der Wiener Jacquingasse, die später auch als Richard-Strauss-Schloss bezeichnet worden ist.

Der *Panathenzug*., ein bezauberndes, humorvolles, fast jazziges Stück, litt nach Pauls Meinung wieder unter der ungeschickten Instrumentierung. «Wie kann ich mit einer einzigen armen Hand darauf hoffen, gegen ein vierfach besetztes Orchester anzukommen?», fragte er. Die Uraufführung am 15. Januar 1928 mit Bruno Walter und den Berliner Philharmonikern war im Urteil der Zeitungen ein Flop. Paul wurde spöttisch als «die linke Hand des Dr. Strauss» bezeichnet, und die Berliner Kritiker behaupteten, die Musik beweise, was sie längst vorausgesehen hatten: dass der vierundsechzigjährige Komponist unter Vergreisung leide und dass der Pianist nichts anderes sei als ein reicher Dilettant. Adolf Weissmann, der Kritiker der *Berliner Zeitung*, war besonders feindselig: Es sei verständlich, schrieb er, dass dieser Pianist, der das Unglück gehabt hatte, im Krieg seinen Arm zu verlieren, alles tue, um weiterhin im Rampenlicht zu stehen. Schwerer verständlich sei es allerdings, wie Strauss etwas habe schreiben können, was so missglückt sei. «Dieser *Panathenzug* ist unerträglich», lautete sein Fazit.

Achselzuckend tat Paul diese Besprechungen als «uninteressante

PAULS AUFSTIEG

Meinungen uninteressanter Leute» ab; die Berliner Kritiker seien anmassend und arrogant und «päpstlicher als der Papst». Um ihn zu trösten, schrieb ihm Strauss, die Verrisse in der Berliner Presse täten ihm leid. «Ich weiss», setzte er hinzu, «dass der Panathenäenzug nicht schlecht ist, aber für so gut, dass er die Ehre einer einstimmigen Ablehnung erfährt, habe ich ihn nicht gehalten». Zwei Monate später wurde das Werk in Wien aufgeführt, wo es bei Kritikern und Publikum wesentlich besser ankam. Im *Neuen Wiener Tagblatt* wurde Paul für seine «unheimliche Bravour» gelobt, und in der *Neuen Freien Presse* schrieb Julius Korngold ekstatisch:

«Paul Wittgenstein findet reiche und anstrengende Beschäftigung für seine ins Märchen gehörige Linke. Sie herrscht über die Tasten, herrscht über das Orchester. Erstaunliche Energie und Können des Künstlers, die uns, wenn wir die Augen schliessen, einen zweihändigen Pianisten vortäuschen. Er trug nun auch bei dem Publikum der philharmonischen Konzerte rauschenden Erfolg davon.»

Der Preis für die Auftragswerke mag aussergewöhnlich hoch gewesen sein, doch er zahlte sich aus. Genau wie er es geplant hatte, gehörte Paul fünf Jahre danach zu den wichtigen, ernstzunehmenden und hochbegehrten Künstlern der internationalen Konzertszene. Die Zeitungen der ganzen Welt berichteten über die Kompositionen, die Strauss ihm gewidmet hatte, und am Ende der Dekade war er u.a. mit den Dirigenten Erich Kleiber, Bruno Walter und Wilhelm Furtwängler in Berlin, Fritz Busch in Dresden, Pierre Monteux in Amsterdam, Sir Henry Wood in London, Adrian Boult in Birmingham, Felix Weingartner in Basel, Rhené-Baton in Paris und mit Richard Strauss selbst in Triest, Turin und Prag aufgetreten. Für den Oktober 1928 wurde eine Tournee in Amerika angesetzt. Die *New York Times* berichtete, Paul Wittgenstein sei «bei seinem amerikanischen Debüt ein vielbegehrter Mann» gewesen. Wenn er leise spielte, schmolzen die Herzen seiner Zuhörer dahin, und seine

DIE NEUE UNORDNUNG

explosiven, hämmernden *fortissimi* – mit denen er beim Üben die ganze Familie gegen sich aufgebracht hatte – fühlten sich in einem grossen Konzertsaal mit feierlicher Atmosphäre aufregend anarchistisch an. Allein die Geschwindigkeit, mit der seine Finger über die Tastatur glitten, war atemberaubend. Es mag stimmen, dass Paul sich seinen Weg zum Ruhm mit Geld gebahnt hatte, doch am Ende hatte er sich mit seiner Hingabe, seinem technischen Geschick und seiner künstlerische Meisterschaft das Recht darauf erworben. Sein Können stand dem der grossen Pianisten der Epoche in nichts nach. 1928 war er mit der linken Hand zur Spitze emporgeklettert; er lebte seinen Traum, und in dieser Zeit schien er tatsächlich glücklich zu sein. «Arbeiten zu müssen», schrieb er im September 1927, «und ausserdem Geld zu verdienen – noch dazu für einen guten Zweck –, ist das Beste, was es auf der Welt gibt.»

44 *Leopoldines Tod*

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Wittgensteins manches Leid zu tragen. Karls Schwager, General von Siebert, der ein freudiger Zecher gewesen war, starb 1920. Bald darauf steckte seine Frau, Tante Lydia, den Kopf in den Gasofen, weil die alleinige Verantwortung für ihre taubstumme Tochter zu viel für sie geworden war. Im folgenden Jahr, im Juli 1921, starb Fritz Salzer, Helenes zwanzigjähriger Sohn, an Kinderlähmung; in den Tagen vor dem Ende führte die Krankheit zu einer totalen Paralyse der Extremitäten, des Herzens und der Lunge – es war ein elender Tod. Am 26. April 1924 – ausgerechnet Ludwigs Geburtstag – starb der alte und vielgeliebte Josef Labor nach einer Woche mit hohem Fieber in seinem Haus in der Kirchengasse. Als Hermine ihn auf dem Totenbett zeichnete, konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten. Auf seinem Arbeitstisch lag ein unvollendetes Septett, das er für Paul komponiert hatte. Wenige Monate darauf tat Onkel Louis seinen letzten Atemzug, und etwas später starb einer von Leopoldines Neffen beim

LEOPOLDINES TOD

Bergsteigen. Alle diese Ereignisse, besonders der Tod Labors, drückten auf Leopoldines Stimmung; doch in Wahrheit hatte sie sich vom Schock des Selbstmords ihres Sohnes Kurt im Jahr 1918 nie erholt.

Drei Söhne durch Suizid zu verlieren muss auch die hartherzigste Mutter im Innersten erschüttern. Der Tod von Hans und Rudi hatte schweren und unauslöschlichen Kummer gebracht; dazu kamen Schuldgefühle. Doch Kurts Tod wog noch schwerer, weil sie ihn ausdrücklich dazu ermutigt hatte, nach Österreich zurückzukehren und wie seine Brüder für die Ehre des inzwischen untergegangenen Reiches zu kämpfen. Als sie die Todesnachricht bekam, brach ihr Herz; von diesem Augenblick an schien sie geistig und körperlich immer schwächer zu werden und sich auf dem Weg eines langsamen, aber irreversiblen Niedergangs zu befinden. In den folgenden vier Jahren verlor sie die Herrschaft über ihre Beine; sie wurde fast blind, und ihr Geist verfiel immer mehr. Das Interesse am Leben schwand. Man versuchte, den Funken des alten Lebens wieder zu entfachen, indem man dafür sorgte, dass eine einst berühmte, inzwischen (laut Hermine) «brummige» und leicht verrückte Sopranistin namens Marie Fillunger viel Zeit mit ihr verbrachte. Zu diesem Zweck mietete man der betagten Sängerin eine Wohnung in der Landstrasse/Hauptstrasse, von der aus sie Leopoldine jeden Morgen besuchen und mit ihr plaudern konnte – über Brahms und Joachim und die gute alte Zeit. Die beiden Damen hatten sich erst nach Karls Tod kennengelernt, doch es ist möglich, dass Ludwig die Sopranistin aus seiner Studentenzeit in Manchester kannte, wo sie Musik unterrichtete und nicht weit von Ludwigs Unterkunft in der Wilmslow Road mit ihrer lesbischen Geliebten Eugenie Schumann (der Tochter des Komponisten) zusammenlebte.

Tatsächlich wirkte sich die Gesellschaft von Marie Fillunger belebend auf die Kranke aus. Ihre fast erloschenen Augen glänzten wieder, wenn Marie Lieder von Schumann und Brahms sang – Brahms hatte einige seiner schönsten Lieder für sie geschrieben – und sie sie auf dem Flügel

DIE NEUE UNORDNUNG

begleiten konnte. Ihr Klavierspiel war nicht mehr präzise, und die robuste Stimme von Fräulein Fillunger hatte ihren Schmelz verloren. Dennoch war die Freundschaft für beide Frauen durchaus erfreulich. Hermine schreibt, dass ihre Mutter «sich mit Freundlichkeit und Humor [bemühte], die arg rauhe Oberfläche [dieses] Diamanten zu glätten, und dieser lohnte es ihr durch die unsentimentalste Liebe».

Im Frühjahr 1926, als Ludwig sich als Lehrer in Trattenbach durch K.o.-Schläge blamierte, war Leopoldine geistig schon nicht mehr fähig, diese Schande zu empfinden. Ihre Augen starteten mit verstörender Teilnahmslosigkeit durch die Gesichter von Ärzten, Freunden und Familienangehörigen hindurch, die sie besuchten. Ihre regelmässig auftretenden Erregungszustände versuchte man zu dämpfen, indem man ihr Schallplatten vorspielte. Sanfte Musik übte tatsächlich zunächst eine beruhigende Wirkung auf sie aus, aber in ihrem späteren verwirrten Zustand konnte sie nicht mehr zwischen einem an Ort und Stelle gespielten Kammerkonzert und Musik vom Grammophon unterscheiden. Sie stand auf und wollte den ausführenden Musikern danken, die sie im Zimmer währte, dankte ihnen für den grossen Genuss und bat «auf das Rührendste um Entschuldigung, wenn sie nicht mehr hören wollte. Sie sei krank und alt, sagte sie, und ermüde leicht, die Herren möchten es ihr um Gotteswillen nicht übelnehmen, wenn sie sie bäte, jetzt aufzuhören».

Mitte Mai hielt sie sich in dem weissen, hellen und luftigen Wittgensteinschen Palais in Neuwaldegg auf, als sich ihr Zustand erneut verschlimmerte. Am 22. Mai war sie leidend und unruhig, und Hermine musste den ganzen Nachmittag ihre Hand halten; am 26. ging es ihr den ganzen Tag sehr schlecht – sie rief immer wieder, dass jemand versuche, sie umzubringen, grummelte und jammerte und flehte um Gnade. Die Familie sammelte sich um sie. Zwei Tage später schlief sie spätnachmittags ein und erwachte am nächsten Morgen mit Fieber. Drei Tage lang lag sie im Koma. «Die nächsten Tage haben mir unendlich wohlgetan»,

FINANZIELLE TURBULENZEN

schreibt Gretl an ihren ältesten Sohn. «Es war sehr sehr merkwürdig. Mama schlief fast ununterbrochen einen tiefen, fast totenähnlichen Schlaf mit hörbaren Athemzügen. Ihre Seele schien ungeheuer weit fort zu sein. Wir sassen gewöhnlich zu zweien bei ihrem Bette + die Nähe des Todes schien mir nur schön + herrlich, weil mir durch die Berührung mit ihr gute und erhebende Gedanken kamen.» Am 2. Juni beschleunigte sich der Puls. Alle Kinder sassen nachts bei ihr. Um sieben Uhr am folgenden Morgen hörte Leopoldine auf zu atmen, und die Hinterbliebenen gingen erschöpft zu Bett. Im Moment des Todes seiner Mutter gelobte Paul, das Gut auf der Hochreit nie mehr zu besuchen – und er sollte sich an sein Versprechen halten. Ludwig schrieb an einen Freund: «Heute früh ist meine Mutter gestorben. Es war ein sanfter Tod», und Gretl berichtet ihrem Sohn: «Es war eine sehr schöne Nacht.»

Hermine schreibt in ihren Erinnerungen:

«Ja, meine Mutter hatte in vielen Stücken fast etwas von einer Heiligen an sich, und sie wurde auch so geliebt, verehrt und betrauert von unzähligen Menschen! Und doch wäre dieses Bild nicht vollständig und nicht einmal ganz ähnlich, wenn nicht noch einige sonderbare Eigentümlichkeiten erwähnt würden, die meiner Mutter das Leben schwermachten, und die es auch für uns Kinder oft schwermachte, ihr gerecht zu werden.»

45 Finanzielle Turbulenzen

Leopoldine Wittgenstein war sechsundsiebzig, als sie starb. Zwei Tage nach ihrem Tod, am 5. Juni 1926, wurde sie an einem warmen Nachmittag zu Grabe getragen und neben ihrem Mann und Rosalie Hermann beerdigt. Das Familiengrab der Wittgensteins befindet sich in Gruppe 32b, Nr. 24 auf dem Wiener Zentralfriedhof. Ganz in der Nähe (Gruppe 15e, Nr. 7) ist Josef Labor begraben, der in Leopoldines Leben eine so grosse Rolle gespielt hatte.

DIE NEUE UNORDNUNG

Im September spielte Paul Franz Schmidts Beethoven-Variationen mit den Wiener Philharmonikern. Der Komponist stand selbst am Pult. Eine ZuhörerIn, die Pianistin Marie Baumayer, schrieb einen begeisterten Brief an Hermine, in dem sie bedauert, dass Leopoldine nicht im Publikum sass. Doch in Wahrheit war Pauls Mutter in ihren letzten Jahren viel zu hinfällig gewesen, als dass sie sich über Pauls Erfolge im Konzertsaal noch hätte freuen oder sich über Ludwigs blamables Verhalten hätte ärgern können. Ein Brief von Hänsel an Ludwig zwei Monate nach ihrem Tod zeigt, dass das Verfahren gegen ihn wegen seines Verhaltens in Otterthai im April noch im Gang war. Danach verliert sich die Spur des Prozesses. Entweder das Verfahren wurde eingestellt, oder alle weiteren Hinweise darauf sind zu einem späteren Zeitpunkt sorgfältig getilgt worden. In jedem Fall muss es im Interesse von Paul, Gretl, Hermine, Helene und dem Wittgensteinschen Vermögen gelegen haben, die Erinnerung daran auszulöschen. Josef Haidbauer, der Hauptzeuge, der nach Ludwigs Schlag ohnmächtig geworden war, starb kurz danach an Hämophilie. Selbst wenn Ludwig noch einmal als Lehrer hätte arbeiten wollen, ist es unwahrscheinlich, dass er eine neue Stelle bekommen hätte.

Leopoldine hinterliess ihrem jüngsten Sohn Geld, doch Ludwig weigerte sich wie gewöhnlich, etwas davon anzunehmen. Nachdem er die Schule in Otterthai verlassen hatte, arbeitete er wieder als Hilfgärtner, diesmal im Kloster des Johanniterordens in Hütteldorf bei Wien, wo er über zwei Lebensmöglichkeiten nachdachte: Mönch zu werden oder Selbstmord zu begehen. Gretl, die seinen selbstquälerischen Zustand wahrnahm, bot ihm an, mit den Architekten Paul Engelmann und Jacques Groag zusammen am Bau eines luxuriösen modernen Wohnpalais für sie selbst in der Kundmannngasse zu arbeiten. Aus Angst, mit ihr und seinen Kollegen in Streit zu geraten, sagte Ludwig zunächst ab; etwas später änderte er seine Meinung. Stolz bezeichnete er sich nun als «Ludwig Wittgenstein, Architekt». Er stellte die strengsten Ansprüche an sich und die anderen, kümmerte sich mit pedantischer Strenge um die Form

FINANZIELLE TURBULENZEN

Fensterriegels und jedes Heizkörpers, bestand darauf, dass die bereits verputzte Decke wieder heruntergenommen und um ein paar Zentimeter erhöht wurde, und versetzte die Handwerker in Angst und Schrecken. Bei Fertigstellung des Hauses war der Zeitplan weit überschritten und dazu viel mehr Geld verbraucht worden als geplant; alle Beteiligten waren am Ende ihrer Kraft, niedergeschlagen und erschöpft. Jacques Groag schreibt in einem Brief, er komme «nach einem Tag bösester Streitereien, Diskussionen, Quälereien ganz zerdrückt mit Schädelweh heim», und es sei nicht der einzige Tag gewesen, der so verlief. Als Gretl sich weigerte, eine weitere Änderung, die Ludwig in letzter Minute verlangte, zu bezahlen, kaufte er sich ein Lotterielos («eine Steuer für unglückliche Narren, die sich selbst belügen», wie Sir William Petty einmal bemerkte). Hermine erzählte er später, dass er, wenn er gewonnen hätte, selbst für jene bauliche Verbesserung bezahlt hätte.

Von aussen gesehen besteht das Haus aus drei schlichten, ornamentlosen Blöcken. Hermine, die es nie mochte, schreibt in ihren Erinnerungen: «Zwei grosse Menschen [Gretl und Ludwig] waren da als Architekt und Bauherr zusammengekommen und so konnte bei diesem Bau etwas in seiner Art Vollendetes geschaffen werden.» Sie behauptete, das Haus sei den Bedürfnissen ihrer Schwester perfekt angepasst gewesen, doch als Tommy Stonborough, ihr Neffe, es nach Gretls Tod verkaufte, tat er es mit der (allerdings oft angezweifelte) Begründung, sie habe sich nie darin wohl gefühlt.

Die klaren, rechteckigen Umrisse von Gretls neuem Haus waren ganz gewiss nicht nach jedermanns Geschmack. Paul fand das Gebäude miserabel, und Jerome dachte nicht viel anders. 1928 waren die Bauarbeiten abgeschlossen, und am Weihnachtsabend des Jahres 1928 versammelte sich die ganze Familie in dem neuen Haus, um zu feiern. Gretl berichtet ihrem Sohn, das Fest sei «völlig misslungen» gewesen. Jerome verteilte ostentativ an alle Geschenke, nur an die Zastrow-Jungen nicht, die er noch immer nicht anerkannte.

DIE NEUE UNORDNUNG

Am nächsten Tag nahm man Pauls Einladung zum Abendessen in der Alleegasse an (die inzwischen in Argentinierstrasse umbenannt worden war). Gretl ahnte, dass die Atmosphäre gespannt sein würde, da Jerome sich von den anwesenden Verwandten immer gereizt fühlte, und ihre Vorahnungen sollten sich bewahrheiten. Während des ganzen Abendessens schimpfte ihr Mann auf ihr neues Haus; «Ludwig Wittgenstein, Architekt,» sass ihm direkt gegenüber, und Gretl war die ganze Sache höchst peinlich. Auf dem Heimweg warf sie Jerome sein Verhalten vor. Daraufhin «war natürlich der Teufel los + sein Zorn über sich selbst ergoss sich über mich + alle. Und ich fühlte (...) meine Dummheit, war aber zu exasperated, um mich zurückhalten zu können. Der Ji hatte auch den ganzen Abend mit den Thränen gekämpft.»

Ludwig war feinfühlig. Die Abneigung gegen familiäre Streitereien (deren Grund nicht selten er selbst war) und der Sirenenruf der philosophischen Bruderschaft bewogen ihn schliesslich zur Rückkehr nach Cambridge, wo er über «visuellen Raum und andere Dinge» arbeiten wollte. Anfang Januar 1929 verliess er Wien. Zur gleichen Zeit fuhr Paul nach München, um dort das Bortkiewicz-Concerto zu spielen. Gretl blieb in Wien, bewegte sich in eleganten Kreisen, lernte wichtige Leute kennen, plante private Konzerte und Empfänge in ihrem neuen Palais. Zehn Monate lang gab es keine grossen Erschütterungen, bis sie Ende Oktober ein Telegramm aus New York erhielt, in dem man sie davon unterrichtete, dass sie den grössten Teil ihres Vermögens beim Börsenkrach der Wall Street verloren hatte.

Natürlich war Jerome daran schuld – das sagten jedenfalls ihre Geschwister. Er konnte nicht mit Geld umgehen, und man hätte ihm nie erlauben dürfen, sich in ihre Vermögensangelegenheiten zu mischen. Nun erwarteten alle von ihr, dass sie ihren Mann mit der gebotenen Strenge zur Ordnung rief. Doch sie zeigte sich ihm gegenüber loyal: «Er ist mein Mann, und ich kann nicht um Geld das Menschliche zerstören.» Nach ihren Berechnungen blieben ihr nun etwa dreissigtausend Dollar

FINANZIELLE TURBULENZEN

im Jahr zum Leben übrig. Sie plante, das neue Haus in Wien zu vermieten und alle Dienstboten, bis auf drei, zu entlassen. Einige ihrer Gemälde wollte sie an Paul und Hermine verkaufen, um den entlassenen Leuten Abfindungen zu zahlen. Zudem wollte sie in eine kleinere Wohnung ziehen. Als ihre Geschwister ihr Hilfe anboten, weigerte sie sich zunächst, sie anzunehmen, doch am Ende akzeptierte sie, dass Paul, Hermine und Helene jeweils einen Teil jenes Vermögens an sie abtraten, das Ludwig ihnen 1919 überschrieben hatte.

Zu dieser Zeit betonte Gretl, sie sei «*gar nicht* unglücklich». Sie habe ohnehin mehr Geld, als sie brauche, und betrachte das Ganze als eine Herausforderung, die sie zu meistern hatte. Man solle kein einfacheres Leben verlangen, wenn man fähig sei, stark zu sein. Doch Jerome war aus anderem Holz geschnitzt. Er war nicht fähig, die Kraft aufzubringen, die Gretl von sich forderte, und der Verlust des Vermögens seiner Frau – der mit dem drohenden Verlust seines luxuriösen Lebens in Paris verbunden war – brachte seinen Geist erneut in Unordnung. Gretl brachte ihn in das «Cottage Sanatorium» in der Sternwartestrasse, wo er von Professor Wagner-Jauregg einige Wochen mit Elektroschocks behandelt wurde. Danach unternahm das Ehepaar eine Erholungsreise nach Ägypten.

Als das Weihnachtsfest 1929 bevorstand, wurden bei den Geschwistern böse Vorahnungen wach. Im vorangegangenen Jahr war Weihnachten für alle schlimm gewesen. Schon im November schrieb Ludwig an Hermine und Paul und schlug vor, jeder solle einen Freund oder eine Freundin mitbringen, um die Atmosphäre zu entkrampfen. Niemand wünschte, dass Jerome an der Familienfeier teilnahm. Er war auf doppelte Weise in Ungnade gefallen, zuerst, weil er das Vermögen seiner Frau schlecht verwaltet hatte, und dann, weil er sich im letzten Jahr so schlecht benommen hatte. Gretl war tief gekränkt von der nackten Feindseligkeit ihrer Geschwister Jerome gegenüber, doch am Ende konnte sie Ludwig doch noch dazu überreden, ihn einzuladen. Sie schärfte Jerome ein, sich im Zaum zu halten, und er tat ihr den Gefallen und brachte es

DIE NEUE UNORDNUNG

sogar fertig, zum ersten Mal in seinem Leben freundlich zu den Zastrow-Jungen zu sein. So sass man lange und friedlich im vertrauten Kreis zusammen und genoss das Fest.

46 Weiteres über Paul

Ein- bis zweimal im Jahr besuchte Paul Marga Deneke, seine gute Freundin in England. Sie waren eng miteinander vertraut, doch wahrscheinlich nie Liebende gewesen. Auf ihrem Schreibtisch stand ein gerahmter Scherenschnitt von Paul, den er ihr mit der Bemerkung geschickt hatte: «Ich glaube, ich sehe sehr dumm aus.» Marga war fünf Jahre älter als Paul, hatte deutsche Wurzeln und war in England aufgewachsen. Sie war Musikwissenschaftlerin, aber auch eine gute Pianistin. In ihrer Jugend hatte sie vor Clara Schumann gespielt und mit Eugenie Schumann (der Freundin Marie Fillingers) zusammen studiert. Ihr Vater hatte ihr und Helena, ihrer Schwester, die ebenfalls Wissenschaftlerin geworden war, ein bescheidenes Vermögen hinterlassen. Beide Schwestern lebten in einer gotischen Villa namens Gunfield unweit der Lady Margaret Hall in Oxford. In ihrem geräumigen Musiksaal veranstalteten sie die Konzerte der Oxford Chamber Music Society.

Es gab viele Verbindungslinien zwischen den Denekes und den Wittgensteins und viele Gelegenheiten, wie sich Paul und Marga kennengelernt haben konnten. Marga sammelte wie Paul Autographen von Mendelssohn, ihre Mutter war eine Freundin des Violinisten Joachim (Karl Wittgensteins Onkel); ausserdem war Marga mit dem Klarinettenisten Richard Mühlfeld und der Geigerin Marie Soldat-Roeger befreundet, die als Gäste und als konzertierende Musiker auch im Palais Wittgenstein verkehrten.

Eine kleine Gruppe von Margas engeren Freunden verbrachten Ferientage mit Musik und Wanderungen in der Natur, in der Nähe von Dover und in Southwold an der Nordseeküste. Paul stiess viele Jahre lang regelmässig zu ihnen. Er war empfänglich für alles, was er in der Natur



Karl Wittgensteins Grosseltern väterlicherseits: *links* Moses Meyer Wittgenstein; *rechts* seine Frau Breindel (oder Bernardine) Wittgenstein geb. Simon, um 1802.



Karl mit Anfang zwanzig, um 1868.



Karls Vater Hermann Christian Wittgenstein als junger Mann, um 1834.



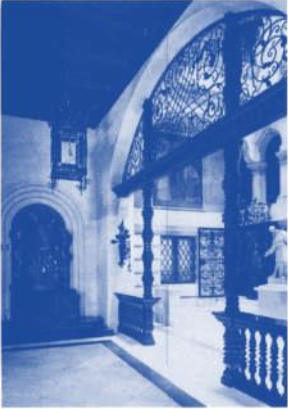
Die Geschwister Wittgenstein, um 1890:
(von links) Helene, Rudi, Hermine, Ludwig,
Gretl, Paul, Hans und Kurt.



Karl und Leopoldine im Jahr ihrer
Silberhochzeit, 1899.



Die Feier der Silberhochzeit in Neuwaldegg, Sommer 1899. In Matrosenanzügen: Paul (*erste Reihe, ganz rechts*) und Ludwig (*erste Reihe, Mitte*). Hermine hält ein kleines Mädchen auf dem Schoß. Rechts hinter ihr steht Mine Salzer. Gretl steht direkt hinter Ludwig. Rudi ist der Vierte von links (sein Gesicht zwischen den Schultern zweier Cousins). Links neben ihm steht Kurt (oder Hans).



Eingangshalle des Palais Wittgenstein in Wien.



Front des Palais in der Alleegasse (später Argentinierstrasse). In den fünfziger Jahren abgerissen.



Der Musiksaal. Hier waren Brahms, Strauss und Mahler zu Gast.



Gretl, Jerome und Sohn Thomas Stonborough mit Aimée Guggenheim (Jeromes Schwester) und Delia Steinberger (Jeromes Mutter) in St. Moritz, 1906.



Karl Wittgenstein, um 1910.



Ludwig, Helene und Paul
auf der Hochzeit kurz vor
Kriegsausbruch, Juli 1914.



Die Soldaten auf Urlaub
in Neuwaldegg, Sommer
1917: (von links) Kurt,
Paul und Hermine Witt-
genstein, Max Salzer,
Leopoldine Wittgenstein,
Helene Salzer und Ludwig
Wittgenstein.



Kurt Wittgenstein, kurz
vor seinem Tod 1918.



Der Mentor der Wittgensteins, der blinde
Komponist Josef Labor, an der Orgel.



Paul, einhändiger Pianist, um 1921.



Ludwig als
Volksschullehrer,
um 1922.



Die Villa Toscana, das elegante Sommerhaus der Stonboroughs bei Gmunden am Traunsee.



Leopoldine Wittgenstein mit der Gefährtin ihrer letzten Lebensjahre, der ehemaligen Sopranistin Marie Fillunger, auf der Hochzeit, um 1925.



Gretl's neues Haus in der Kundmannsgasse in Wien, Frühjahr 1929.



Weihnachten in der Kundmannsgasse: (von links) Delia Steinberger (Stonborough), Jerome, Thomas, Gretl und Ji, um 1929.



Pauls Freundin Marga
Deneke mit ihrem Hund in
ihrem Garten in Oxford,
um 1928.



Gretl Stonborough, um 1930.

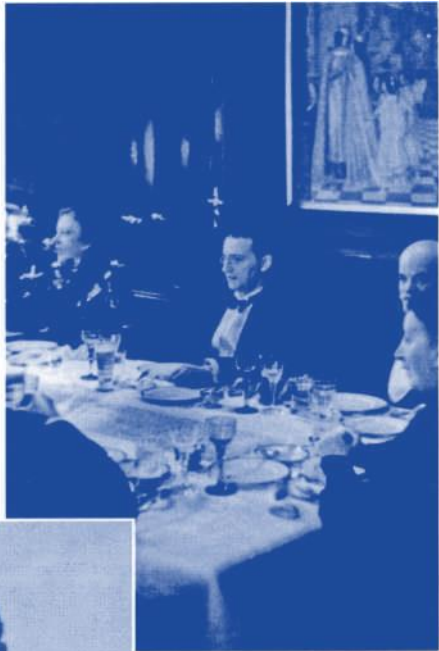


Hermine Wittgenstein,
um 1934.



Beim Picknick: (von links) John Stonborough, Arvid Sjögren und Marguerite Respinger, um 1930. Ludwig machte Marguerite (ursprünglich eine Freundin Thomas Stonboroughs aus Cambridge) einen Heiratsantrag, unter der Bedingung, dass sie auf Sex verzichteten.

Weihnachten im Palais Wittgenstein, 1934. In der Mitte Paul, zu seiner Rechten Helene; Hermine am Kopf der Tafel.



Paul auf der Fotografie für seinen kubanischen Pass, 1941.

Paul bei der Uraufführung des Klavierkonzerts von Schmidt. Der Komponist dirigiert die Wiener Philharmoniker im Grossen Musikvereinsaal, Wien, 9. Februar 1935.





Hilde Schania, um 1936.



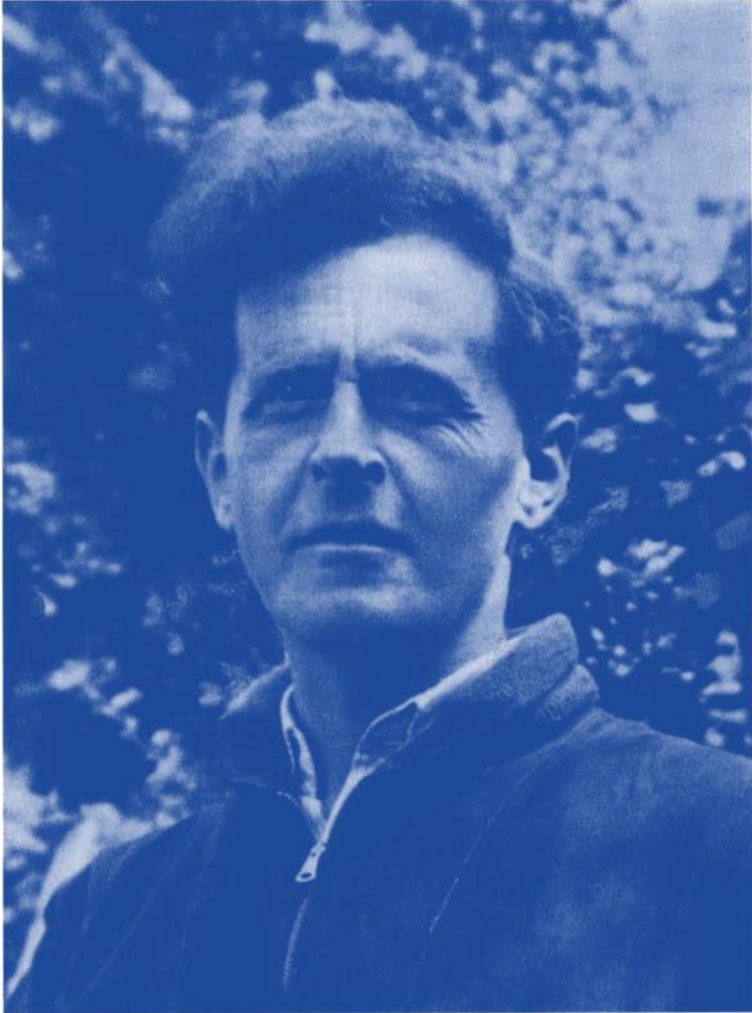
Hilde mit ihren Töchtern Elisabeth und Johanna, Wien, 1938.



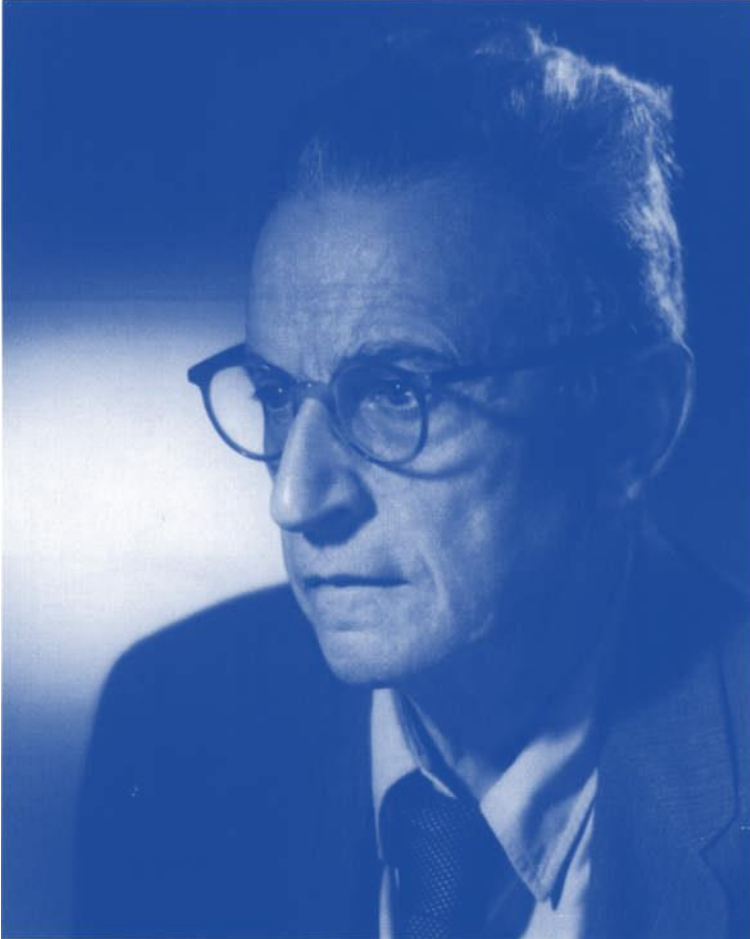
Paul mit Johanna und Elisabeth auf Kuba, 1941.



Paul mit seinem Sohn Paul junior, um 1950.



Ludwig in Cambridge, 1946.



Ein spätes Porträt Pauls, um 1960.



Ludwig auf dem Totenbett im Haus der Familie Bevan in Cambridge, April 1951.



Das Familiengrab der Wittgensteins auf dem Wiener Zentralfriedhof, die letzte Ruhestätte von Karl, Leopoldine, Hermine und Rudolf Wittgenstein und von Rosalie Hermann.

WEITERES ÜBER PAUL

beobachten konnte, und wusste sehr viel über Pflanzen und Tiere, die er mit deutschen, englischen und französischen Namen bezeichnen konnte. Während des Sonnenuntergangs sass er oft am Strand. Die langen Spaziergänge beruhigten seine Nerven. (Das war jedenfalls Margas Einschätzung.) In dieser Hinsicht unterschied er sich von seinem Bruder Ludwig, der zwar auch spazieren ging, aber nicht aus Gründen der Erfrischung oder weil er die Natur liebte, sondern nur, um im Gehen über seine Gedanken zu sprechen. Diejenigen, die ihn dabei begleiteten, sollten ihm nicht nur zuhören, sondern mit ihm debattieren. «Ich erinnere mich», schreibt einer von ihnen, «wie sehr mich diese Spaziergänge geistig ermüdeten.» Paul war ganz anders. Er wollte sich sein Vergnügen an der Natur nicht mit müssigem Geplauder verderben lassen und weigerte sich, mit mehr als einem Menschen zusammen zu gehen. Mit drei Leuten sprechen zu müssen sei lästig, sagte er.

«Regen machte ihm nichts aus [berichtet Marga Deneke]. Er verachtete jeden Gesunden, der sich von schlechtem Wetter beirren liess. Also marschierten wir in Richtung Dover Castle, und als wir völlig durchnässt die windgepeitschten Klippen erreichten, weit von zu Hause entfernt, erklärte er, wir hätten jetzt genug geredet. Es lag noch ein langer Weg vor uns. Er setzte sich an die Spitze, und ich folgte ihm wie ein tropfender Hund'»

Paul bestand darauf, dass man jeden Tag eine Wanderung unternahm. Wer immer den Mut hatte, ihn zu begleiten – sei es in England oder später auf einem fünf Kilometer langen Marsch zu einem Restaurant in Manhattan, auf einer Bergtour in den White Mountains von New Hampshire oder zum Zweitausendmeter-Gipfel der Schmittenhöhe in Zell am See –, er musste Schritt halten und schweigen. Wenn es Gelegenheit dazu gab, ging Paul morgens schwimmen. Dienstags fastete er und ging gewöhnlich ins Kino, ins Theater oder in ein Konzert, um sich von Hun-

DIE NEUE UNORDNUNG

gergefühlen abzulenken. Wenn er einen Film sah, blieb er immer nur bis kurz vor dem Ende. Er war weltfremd, lebte ganz für sich und hatte kaum eine Vorstellung vom alltäglichen Leben um ihn herum.

«Er war anders als alle Leute, die ich je kennengelernt habe [erinnert sich eine seiner Schülerinnen]. Kurz nachdem er nach New York kam, hatte ich bei ihm im Hotel Unterricht. Nach der Stunde verliessen wir gemeinsam den Übungsraum. Im Aufzug sagte er mir, er sei verzweifelt, weil er Schuhe brauche und man ihm aus Wien noch keine geschickt hatte. Als ich ihn fragte, warum er sich hier auf der 5th Avenue keine kaufte, sah er mich völlig entgeistert an und erwiderte: ‚Das ist eine wunderbare Idee. Ich hätte nie daran gedacht»

Es gibt viele Geschichten darüber, wie unpraktisch und zerstreut Paul war: Immer wieder versuchte er, mit seinem Hausschlüssel den Lift in Bewegung zu setzen, und begriff nicht, warum das nicht funktionierte; er verhedderte sich oft in allen möglichen Kordeln und Schnüren; und einmal wurde er von Bernard Laberge, seinem amerikanischen Agenten, begrüsst, verwechselte ihn jedoch einen Moment später mit einem wildfremden Passanten, mit dem er über ein eben gehörtes Konzert zu plaudern begann. Bei einer Dinnerparty zu seinen Ehren kam die Gastgeberin mit einem grossen Topf Gulasch in Händen ins Esszimmer. «Das habe ich extra für Sie gekocht», sagte sie stolz. Paul dankte ihr freundlich, stellte den Topf vor sich und begann zu essen, während der Rest der Gesellschaft – zu höflich, um zu protestieren – das sonderbare Geschehen konsterniert verfolgte. Paul war ein ernster Mensch, doch er hatte durchaus auch Humor. Er hatte eine Begabung dafür, bei unerwarteten Gelegenheiten Nonsense-Sätze zu äussern, die jeden Zuhörer zum Lachen brachten. Leonard Kastle, in den späten vierziger Jahren einer seiner amerikanischen Schüler, sagt über ihn, er sei «ein reizender Mensch gewesen (...), er war mein künstlerischer und geistiger Vater und zweifellos der einflussreichste Mensch in meinem Leben».

WEITERES ÜBER PAUL

Paul konnte sich nicht verstellen. Er sagte immer, was er dachte, und das führte oft zu Problemen. Marga, die keine Angst vor ihm hatte und auch seine exzentrischen Seiten nicht ablehnte, räumt ein, er sei «schwierig» gewesen, «doch unsere Bekanntschaft vertiefte sich schon bald, und wir wurden Freunde. Er war seinen Freunden immer treu. Ich war älter als er und konnte den Mund halten, wenn er die Beherrschung verlor.» Es war meist nicht vorhersehbar, wann Paul die Beherrschung verlor, doch es ging nicht selten stürmisch zu in seinem Umkreis, und es war nicht leicht für Marga, ihn zu besänftigen. Es gelang ihr jedoch immer wieder, Missverständnisse zu klären – zwischen Paul und dem Hotelmanager, Paul und einem Busfahrer, Paul und ihren anderen Freunden. Eine solche Begebenheit erzählt sie augenzwinkernd:

«Eines Abends bat ich Paul in Southwold, dem Gemeindepfarrer etwas vorzuspielen. (...) Als er mit seiner Frau hereinkam, sah Paul nicht von seinem Buch auf, so wenig Lust hatte er, meinen Wunsch zu erfüllen. Mit Zornesmiene stürzte er dann zum Klavierhocker und spielte wild und rasant die Warschauer Chopin-Godowsky-Etüde. Dann verliess er abrupt den Raum. Meine Schwester war entsetzt über sein unhöfliches Benehmen. Am nächsten Tag antwortete Paul auf meinen Vorwurf, er habe doch wie verlangt gespielt und nie versprochen, sich an unserem oberflächlichen Geschwätz zu beteiligen. In meiner Rolle als Vermittlerin kaufte ich in Pauls Namen einen Strauss Nelken und ging zum Pfarrhaus, wo man mich äusserst freundlich empfing, aber keine Entschuldigung annehmen wollte. Der Abend sei so vergnüglich gewesen, und Paul habe wunderbar gespielt. Sie nahmen an, dass sein Verhalten einem eingebildeten Pianisten angemessen gewesen sei.»

Paul war sich bewusst, dass er kein einfacher Mensch war, und das führte dazu, dass er, der so charmant, gelehrt und lebendig sein konnte, die Einsamkeit suchte. Er pflegte nie in den Privathäusern seiner Be-

DIE NEUE UNORDNUNG

kannten zu übernachten, sondern wohnte stattdessen mit seinem Kammerdiener Franz Kalchschmidt in einem Hotel in der Nähe, wohin er sich stets ein Klavier bringen liess. Auf diese Weise hatte er die Möglichkeit, seine Freunde nur dann zu sehen, wenn es ihm beliebte. Wenn er – allein oder mit seiner Familie – mit dem Zug verreiste, mietete er stets einen privaten Waggon für sich. Einer seiner Schüler, der Dirigent Steve Portman, erinnert sich, dass Paul einen «Panzer» um sich herum gehabt habe, der ihn daran hinderte, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. «Aber niemand kritisierte ihn dafür, denn er hatte eine natürliche Autorität, die nur wenigen Menschen gegeben ist.» Portman kam aus einer armen New Yorker Familie. Der Unterricht bei Paul war kostenlos. Einmal bekam er als Weihnachtsgeschenk eine teure Krawatte von ihm. «Oh, so etwas hatte ich noch nie!», rief Portman aus, worauf Paul trocken antwortete, er pflege keine billigen Geschenke zu machen. «Meine Erinnerungen an Paul Wittgenstein sind absolut positiv», sagt Portman. «Mir gegenüber hätte er gar nicht entgegenkommender und hilfreicher sein können.»

Im April 1929 lud Paul Marga ein, ihn auf einer Tournee durch Holland zu begleiten. Sie wollte mit einem Freund reisen, Michael Lindsay (später Lord Michael Lindsay), Rektor eines bekannten Colleges, was Paul akzeptierte. Sie verlebten eine vergnügliche Zeit, bis Marga den Einfall hatte, Pauls Kammerdiener ins Kino einzuladen. Paul reagierte empört:

«Er sah mich zornig an und sagte, es sei lästig genug, dass ich Michael mitgenommen hatte, aber dass ich mich jetzt noch mit seinem Kammerdiener anfreunden wollte, sei einfach unmöglich. ‚Du kannst dich zwischen Franz und mir entscheidens schrie er. Ich nahm ihm den Wind aus den Segeln, indem ich ihm versicherte, dass ich ihn wählen würde.»

Es ist nicht schwer zu begreifen, warum viele Leute etwas gegen die unverblünte Art der Meinungsäußerung hatten, die sowohl für Paul wie

WEITERES ÜBER PAUL

für Ludwig charakteristisch war. Doch die faszinierende Persönlichkeit der beiden Männer entschädigte für manche Grobheit. In einem Brief des prominenten Komponisten und Kritikers Donald Francis Tovey, in dem er einem Freund empfiehlt, anlässlich eines Wienbesuchs bei Paul und Ludwig vorzusprechen, heisst es:

«Beide Brüder sind, wie ich glaube, wirklich grosse Männer, von einer sprühenden Lebendigkeit, wie sie auch Dickens auszeichnete (dessen gesammelte Werke Paul Wittgenstein wahrscheinlich auswendig zitieren könnte). Ludwig habe ich nur einmal getroffen. Von Paul glaube und hoffe ich sagen zu können, dass er ein echter Freund ist. Ich sage das mit aller Vorsicht, weil Leute meines Alters bei allzu viel Vertrauensseligkeit der jüngeren Generation misstrauisch werden sollten.»

All jene, die wirklich mit Paul befreundet waren und die Verletzlichkeit hinter seinem neurotischen Verhalten und seinem Jähzorn erkannten, wussten, dass er ein loyaler, grosszügiger und warmherziger Mensch war. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinen Freunden Überraschungspakete zu schicken. Diese Geschenksendungen enthielten Musikinstrumente, wertvolle Autographen, Nahrungsmittel und Geld. Seine Schüler unterrichtete er kostenlos, und in einem Fall schenkte er einem mittellosen Musikstudenten mehrere tausend Dollar, damit dieser das Festival von Spoleto besuchen konnte.

1944 schrieb sein damals bester Schüler Leonard Kastle: «Ich fahre immer noch zusammen, wenn ich vor ihm spiele und merke, dass ich auch nur den kleinsten Fehler gemacht habe. Aber hinter seinem Zorn steckt das gütigste Herz, das es gibt.» Philippa Schuyler, die Paul ebenfalls unterrichtete, schreibt: «Ich weinte ein bisschen, weil er eine so laute Stimme hatte. Dann sagte er: ‚Es soll dir nichts ausmachen, wenn dein Lehrer manchmal laut ist. Er kann nichts dafür!‘ Später, wenn man schon gehen will, kommt er und küsst einen.»

DIE NEUE UNORDNUNG

In ihren liebenswerten Erinnerungen an Paul, die Marga kurz nach seinem Tod verfasste, heisst es abschliessend:

«Paul ist ein unvergesslicher Mensch. Wer ihn kennenlernte, war sofort von ihm beeindruckt – häufig verhinderte gerade das eine tiefergehende Verbindung. Da er seine körperliche Behinderung nie überwinden konnte, strebte er nach absoluter Unabhängigkeit in allen Dingen des Lebens und trat kleinen und grossen Katastrophen mit Festigkeit entgegen. Für jene, die er als seine Freunde akzeptierte, war er von unbedingter Verlässlichkeit.»

47 Russland und Ravel

Im September 1927 reiste Marga nach New York, wo sie sich nach Sponsoren für die Lady Margaret Hall in Oxford umsehen wollte. Sie nahm einige Schallplatten mit, auf denen Paul zusammen mit der Geigerin Marie Soldat-Roeger Musik von Josef Labor spielte. Dass diese Aufnahmen entstanden, war Clara Wittgenstein zu verdanken, einer unverheirateten Tante von Paul (sie war drei Jahre jünger als Karl Wittgenstein), die sich in ausserordentlicher Weise um ihre Neffen und Nichten kümmerte. Wie Gretl unterstützte sie mit ihrem Geld Komponisten und Künstler und veranstaltete private Konzerte in ihrer geräumigen Wohnung in der Wiener Salesianergasse, in einem kaiserlichen Jagdhaus in Laxenburg und in ihrem Sommerhaus in Thumersbach. Sie wusste, wie wichtig Schallplattenaufnahmen für die Karriere eines Musikers waren.

In New York gelang es Marga, die nötigen Verträge für eine Tournee Pauls durch die USA zu schliessen. Der Höhepunkt sollte eine Aufführung von Richard Strauss' *Panathenäenzug* in der Carnegie Hall sein, mit dem Beethoven Symphony Orchestra unter George Zaslavsky. Am 31. Oktober 1928 spielte Paul das Bortkiewicz-Concerto in Bukarest. Zwei Tage später wollte er nach Amerika aufbrechen, aber dann erreich-

RUSSLAND UND RAVEL

te ihn die Nachricht, das ausverkaufte Konzert in der Carnegie Hall sei überraschend abgesagt worden, und er beschloss, von der Reise zurückzutreten. Für die Absage des Konzerts wurden zwei Gründe angegeben: Zaslavsky hatte angeblich einen Herzinfarkt gehabt; und der angekündigte Sologeiger Paul Kochanski hatte sich zu spielen geweigert, weil er die vereinbarte Gage nicht bekommen haben sollte. Vielleicht hingen die beiden Gründe zusammen. In jedem Fall wollte Zaslavsky das Geld der bereits verkauften Eintrittskarten nicht zurückgeben, und binnen weniger Wochen meldete sein Orchester Konkurs an.

Die Erfolge der von Paul in Auftrag gegebenen Kompositionen hatten viele junge Komponisten dazu bewogen, ihm unaufgefordert Klavierwerke für die linke Hand zuzusenden. Auch berühmtere Tonkünstler meldeten sich. Im Juni 1924 unterschrieb Leopold Godowsky einen Vertrag, der ihm sechstausend Dollar für ein Klavierkonzert für die linke Hand sicherte. Weil er wenig Erfahrung bei der Instrumentierung hatte, geriet er bald darauf in Panik und lieferte am Ende kein Konzert ab, sondern ein – allerdings meisterliches – Capriccio über Themen aus dem *Zigeunerbaron* von Johann Strauss, für das er dreitausend Dollar erhielt. Godowsky schrieb an seine Frau: «Es ist gute Musik, sehr wahrscheinlich zu gut für Wittgenstein.» Paul führte es nur einmal auf.

In seinen Verträgen mit Korngold, Schmidt, Strauss und Bortkiewicz hatte Paul immer darauf bestanden, dass die Einzelheiten des Vertrags geheim gehalten werden sollten. Die Musikwelt ahnte wahrscheinlich, dass grosse Summen geflossen waren, aber junge Komponisten, die nichts davon wussten, waren auch ohne finanzielle Anreize begierig darauf, mit Paul Wittgenstein zu tun zu haben. Tatsächlich führte er einige ihrer Werke auf: Im Februar 1925 eine Paraphrase der *Geschichten aus dem Wienerwald* für Klavier und Orchester von Eduard Schütt im Musikvereinsaal; eine *Serenade* und *Perpetuum Mobile* des blinden Rudolf

DIE NEUE UNORDNUNG

Braun; im März 1928 ein Quartett von Hans Gal. Paul schätzte all diese Komponisten nicht besonders hoch ein und hoffte auf Besseres.

Am 24. Februar 1929 sollte er in Paris den *Panathenäenzug* spielen und gab seinem Agenten Georg Kugel den Auftrag, an Maurice Ravel – der sich in diesen Jahren auf der Höhe seines Ruhms befand – zu schreiben und ihn einzuladen, das Konzert zu besuchen – in Hinblick auf eine Komposition Ravels für Paul. Ravel arbeitete zu dieser Zeit an einem anderen Klavierkonzert und schrieb zurück, er bedaure, nicht kommen zu können. Gleichzeitig lud er Paul ein, ihn in seiner kleinen, reich verzierten Villa La Belvédère in Montfort-l’Amaury, vierzig Kilometer westlich von Paris, zu besuchen. Ravel wollte einige Klavierwerke für die linke Hand studieren, auch die Stücke von Saint-Saëns und Godowsky. Er zeigte sich äusserst interessiert. «*Je me joue de difficultés*», schrieb er, wollte sich aber auf einer Reise nach Wien im März des kommenden Jahres Pauls Darbietung des *Panathenäenzugs* unbedingt anhören. Das erste Treffen der beiden scheint dennoch bereits am 25. oder 26. Februar 1929 in Wien stattgefunden zu haben.

Im Sommer 1930 tourte Paul durch die Sowjetunion. Er spielte in Moskau, Leningrad, Baku, Kiew und Charkow (Sergej Bortkiewicz’ Geburtsstadt), wo er Bortkiewicz’ Klavierkonzert vor einem begeisterten Publikum spielte. In Kiew hatte er einen solchen Erfolg, dass er sein Programm zwei Tage nach dem ersten Konzert wiederholen musste. Paul sprach zwar ein wenig Russisch, aber die Russen und ihre Kultur waren ihm seit den Tagen seiner Kriegsgefangenschaft herzlich zuwider. Als man ihn in den fünfziger Jahren einmal höflich bat, eine bedeutende Sammlung russischer Antiquitäten zu besichtigen, lehnte er mit den Worten ab: «Ich hasse alles Russische.»

Vor allem lehnte er das neue kommunistische Regime ab, ihre allgegenwärtige Propaganda und die Armut des Volkes, die sie mit sich gebracht hatte. «Als Gleichheit brüstet sich der dunkle Neid» – mit diesem Zitat seines Wiener Lieblingsdichters Grillparzer pflegte er die politischen Vorgänge zu kommentieren. In den Erinnerungen, die er später

RUSSLAND UND RAVEL

über seine russischen Erlebnisse aufschrieb, heisst es: «Die ewige russische Warterei trieb mich zur Verzweiflung, und ich fluchte heftig.» In Charkow musste er einen Stuhl aus seinem Hotelzimmer in den Frühstücksraum hinuntertragen, weil es dort nicht genug Sitzgelegenheiten gab. Die Mahlzeit dauerte fast zwei Stunden, es gab nichts, und das Bestellen glich einem Alptraum:

«‚Café au lait.‘ Es gibt keine Milch. ‚Dann Tee mit Zitrone!‘ Es gibt keine Zitronen. ‚Ein Omelett mit zwei Eiern!‘ Es gibt keine Eier. ‚Dann Brot und Butter!‘ Es gibt keine Butter, nur Käse. Ein Regierungsbeamter sagte mir, er könne sich nicht mehr daran erinnern, wie Butter schmeckt. Und das in der Hauptstadt eines Agrarlandes wie der Ukraine!»

Auch in Russland hielt Paul mit seiner Meinung über die neue Regierung nicht hinterm Berg. In Moskau stiess er einen Konzertagenten vor den Kopf, als er sagte: «Wenn ihr den Zaren behalten hättet, würde es dem Land unendlich viel besser gehen als jetzt!» Der Agent tippte sich an die Stirn und verliess den Raum. Selbst als ausländischer Gast konnte man sich im stalinistischen Russland der 1930er Jahre solche Bemerkungen kaum erlauben, doch Paul zeigte sich nicht ängstlich. Aus Leningrad berichtet er:

«Im Grossen Saal hängen, wie überall in öffentlichen Gebäuden, Theatern, Konzertsälen und Banken, rote Fahnen. Oft hängen sie über die ganze Länge des Raumes von der Decke, und darauf steht: ‚Wir werden die kapitalistischen Länder erobern und übertreffen!‘ Ich dachte, wenn man statt dieses Geredes, dieser Verschwendung von Geld und Fahnentuch, statt dieser zahllosen Büsten und Bildern von Lenin, statt alles dessen nur eine einzige saubere öffentliche Toilette bauen würde, dann wäre zum Wohl des Volkes viel mehr erreicht als dadurch, dass man die Kapitalisten erobert und übertrifft.»

DIE NEUE UNORDNUNG

Kurz vor seiner Abreise nach Russland hatte Pauls Agent Georg Kugel ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass Sergej Prokofjew, der in Frankreich lebende berühmte russische Pianist und Komponist, sich im Prinzip dazu bereit erklärt hatte, ein Konzert für ihn zu schreiben. Kugel hatte ohne Pauls Wissen Prokofjews Agent Michel Astroff schon Anfang Juni geschrieben, weil er hoffte, von beiden Seiten Honorar zu bekommen. In seinem Brief hiess es:

«Herr Wittgenstein ist im Augenblick in Russland auf Tournee, er wird im Juli nach Wien zurückkehren. Ich werde dann die ganze Sache mit ihm besprechen und Ihnen Bescheid geben. In der Zwischenzeit bitte ich Sie, mir ungefähr anzugeben, wie lange Herr Prokofjew für ein Konzert der linken Hand mit Orchester brauchen wird.

Herr Wittgenstein wünscht die exklusiven Aufführungsrechte für fünf Jahre. Die Art der Komposition – ob es nur einen Satz gibt oder drei oder ob es sich um Variationen handelt – ist selbstverständlich allein Sache von Herrn Prokofjew. Ich hoffe auf eine Vereinbarung über 5'000 Dollar und bekäme dann die übliche Vermittlungsgebühr von 10 Prozent.

In der Hoffnung auf eine zustimmende Antwort verbleibe ich hochachtungsvoll,
Georg Kugel»

Als er nach Wien zurückgekehrt war, weigerte sich Paul standhaft, seiner neugierigen Familie irgendetwas von seiner Russlandreise zu erzählen. Bei einem Abendessen, das anlässlich seiner Rückkehr gegeben wurde, instruierte er seine betagte Tante Clara, bei der geringsten Erwähnung seiner Konzerte und seiner Musik sofort das Thema zu wechseln. Von Wien aus reiste er nach London, dann wohnte er im Overstrand Hotel bei Cromer in Norfolk, wo er mit Marga zusammen einen kurzen Urlaub am Meer verlebte. Dort erreichte ihn die Nachricht, dass Prokofjew mit ihm einen Vertrag schliessen wollte. «Verehrter Meis-

RUSSLAND UND RAVEL

ter», schrieb er ihm daraufhin, «erlauben Sie mir, meiner immensen Freude darüber Ausdruck zu verleihen, dass ich eines Tages das Konzert spielen werde, das Sie für mich komponieren.» Am 29. August flog er, noch immer freudig erregt, nach Paris, um Prokofjew persönlich kennenzulernen und um nachzufragen, wie Ravel mit seiner Komposition vorankam.

In Montfort-l'Amaury führte ihn Ravel in sein Musikzimmer, das vollgepackt war mit sorgfältig arrangierten Nippfiguren. Dort setzte er sich ans Klavier, aber er hatte Mühe, den Orchesterpart und die Solostimme mit zwei Händen zu spielen. Paul war von der Komposition sehr wenig begeistert und sagte sofort, was er dachte. Unglücklich war er zum Beispiel mit der langen unbegleiteten Kadenz, mit der der Klavierpart begann. «Wenn ich ohne Orchester spielen wollte, hätte ich doch kein Konzert bestellt!», sagte er. Später äusserte er über die Situation: «Ich nehme an, Ravel war enttäuscht, und mir tat es leid, aber ich habe nicht gelernt, wie man in einer solchen Situation lügen kann.» Er verlangte etliche Änderungen, doch als er das Haus des Komponisten verliess, war er nicht sicher, ob sie ausgeführt würden oder nicht. Als er am 2. September in der Rue Valentin Haüy in Paris Prokofjew traf, wollte dieser wissen, was es von Ravel Neues gebe, doch Paul schwieg. Erst Ende des Monats, als Ravel ihm versichert hatte, dass er die gewünschten Änderungen ausführen werde, erklärte er Prokofjew brieflich: «Ravels Konzert wird wahrscheinlich in ein paar Wochen vollendet sein. Als ich Sie traf, war ich noch nicht sicher. Aber ich hatte nicht vor, Ihnen irgendetwas zu verheimlichen.»

In dem Vertrag, den er mit Ravel schloss, wurden dem Komponisten sechstausend Dollar garantiert. Der Pianist erhielt für fünf Jahre die exklusiven Aufführungsrechte an dem *Concerto pour la main gauche*. Aber es gab Probleme. Die französische Premiere sollte im April 1932 in der Salle Pleyel in Paris stattfinden; Ravel sollte selbst dirigieren. Die Weltpremiere sollte im Grossen Musikvereinssaal in Wien stattfinden, und zwar im Januar dieses Jahres, mit den Wiener Symphonikern unter

DIE NEUE UNORDNUNG

Rober Heger. Wie üblich, fand die erste Aufführung (am 27. November 1931) jedoch anlässlich eines privaten Konzerts im Palais Wittgenstein in Wien statt; der Orchesterpart wurde auf einem zweiten Flügel gespielt. Schon wenige Monate nach der Bekanntgabe, dass das Konzert fertiggestellt sei, gab es Anfragen renommierter Musikveranstalter in Berlin, London, Warschau, Athen, Brünn, Lemberg und Poznan.

Bei der öffentlichen Uraufführung am 5. Januar befand sich Ravel nicht unter den Zuhörern. In der *Neuen Freien Presse* wurde berichtet: «Paul Wittgensteins virtuose Leistung entfesselte stürmischen Beifall.» Ravel kam erst am dreissigsten des Monats mit der Pianistin Marguerite Long aus Paris. Sie wohnten in der französischen Gesandtschaft. An einem der folgenden Abende gab Paul ein feierliches Essen zu Ehren Ravels und Marguerite Longs. Unter den Gästen befanden sich Franz Schmidt, der französische Gesandte Bertrand Cauzel und etliche Wiener Würdenträger. Paul beabsichtigte, nach dem Essen Ravels Konzert zu spielen, zusammen mit seinem Freund, dem Pianisten und Komponisten Walter Bricht, der auf einem zweiten Flügel den Orchesterpart übernehmen sollte. Während des Essens erzählte Paul Marguerite Long, dass er einige Veränderungen an der Partitur vorgenommen habe, worauf sie ihm riet, Ravel davon in Kenntnis zu setzen, bevor er zu spielen begann. Das tat er nicht. Als das Konzert begann, verfinsterte sich Ravels Gesicht. Paul hatte sein Meisterwerk zerstört. Er hatte einige Motive vom Orchester in die Solostimme transferiert, hatte Harmonien verändert, Teile angefügt, ganze Takte herausgenommen und in die Kadenz am Ende eine Reihe wirbelnder Arpeggien eingearbeitet. Der Komponist war ausser sich vor Empörung. Er war der Meinung, der Geist seines Konzerts sei vernichtet und seine Rechte seien verletzt worden. Marguerite Long erinnert sich später an die Szene:

«Nach dem Ende des Konzerts wollte ich als Ablenkung eine Unterhaltung mit dem Gesandten beginnen. Leider hatte ich keinen Erfolg damit. Ravel ging langsam zu Wittgenstein hinüber und sagte zu ihm:

RUSSLAND UND RAVEL

„Sie haben ja etwas ganz anderes gespielt!“ Wittgenstein verteidigte sich: „Ich habe genug Erfahrung als Pianist, und was Sie komponiert haben, klingt nicht richtig.“ Das war genau das, was er nicht hätte sagen sollen. „Ich habe genug Erfahrung als Komponist. Es klingt durchaus richtig!“ erwiderte Ravel. Stellen Sie sich die Peinlichkeit der Situation vor! Ich weiss noch, dass Ravel sich in einem dermassen angespannten und übernervösen Zustand befand, dass er den Wagen der Gesandtschaft wegschickte und wir zu Fuss zurückkehrten, weil wir hofften, dass ein Spaziergang in der bitteren Kälte seine Nerven beruhigen würde.»

Auf diesem Spaziergang versuchte Marguerite Long noch, Paul in Schutz zunehmen, weil sie spürte, dass er die Komposition trotz allem bewunderte, doch Ravel wollte nichts davon hören und war strikt dagegen, dass Paul das Stück in Paris spielte. In der Presse zirkulierten Gerüchte, dass Paul die Änderungen nur deshalb verlangt hatte, weil das Konzert sonst zu schwer für ihn zu spielen gewesen wäre. Im Februar wurde die Kluft zwischen Komponist und Interpret immer grösser. Paul schrieb an Ravel, dass Interpreten eine gewisse Freiheit geniessen müssten. Sie seien keine Sklaven. Ravel antwortete: Doch, sie seien Sklaven. Als der Geist des Komponisten sich zum Ende seines Lebens hin immer mehr trübte, wiederholte er diese letzte Bemerkung mantraartig, sobald der Name Paul Wittgenstein in seiner Nähe erwähnt wurde.

Am 7. März verfasste Ravel einen weiteren zornigen Brief, in dem er verlangte, dass Paul schriftlich einwilligte, das Stück in Zukunft nur noch so zu spielen, wie er es geschrieben hatte. Paul war äusserst erregt – was stets an seiner Handschrift abzulesen ist, die in Stresszeiten zu einem wilden, kaum noch lesbaren Gekritzel wurde. Er schrieb an den Komponisten Karl Weigl, dass er sich überlege, ob er überhaupt noch öffentlich auftreten solle, und Marga erklärte er: «Das Konzert in Paris

DIE NEUE UNORDNUNG

habe ich abgesagt. Es gab mehrere Gründe, die ich in diesem Brief nicht näher erläutern kann.» Im Antwortschreiben an Ravel vom 17. März 1932 sagt er mehr:

«Was die schriftliche Erklärung betrifft, Ihr Werk in Zukunft nur noch genau so zu spielen, wie es geschrieben ist: Das kommt nicht in Frage. Kein Künstler, der Achtung vor sich selbst hat, könnte so etwas akzeptieren. Alle Pianisten nehmen grosse oder kleine Veränderungen vor, in jedem Konzert, das sie spielen. Eine schriftliche Erklärung, wie Sie sie verlangen, hätte unabsehbare Folgen: Jede unpräzise gespielte Sechzehntel und jede Viertelpause, die ich nicht eingehalten habe, könnte mir zur Last gelegt werden. (...) Empört und ironisch schreiben Sie, ich wolle ‚im Rampenlicht stehen. Aber selbstverständlich, lieber Maître, da haben Sie vollkommen recht: Genau das ist der Grund, warum ich Sie bat, ein Konzert für mich zu schreiben! Tatsächlich wünsche ich, im Rampenlicht zu stehen und zu spielen. Was könnte ich sonst wünschen? Daher habe ich das Recht, die notwendigen Korrekturen zu verlangen, damit ich dieses Ziel erreiche (...) Wie ich Ihnen schon früher schrieb, fordere ich nur, dass *einige* der Veränderungen durchgeführt werden, nicht alle. Das Wesentliche Ihres Werks habe ich in keiner Weise verändert. Ich habe lediglich die Instrumentierung modifiziert. Inzwischen habe ich kein weiteres Konzert in Paris gegeben, da ich unmögliche Bedingungen nicht annehmen kann.»

Der Streit konzentrierte sich nun auf zwei Seiten in der Mitte der Komposition. Paul bestand darauf, es sei besser, dass dieser Teil vom Klavier gespielt würde, statt, wie von Ravel vorgesehen, vom Orchester. Ravels Meinung war, dass dadurch das ganze Konzert ruiniert würde. Nach längerem trotzigem Schweigen von beiden Seiten gab Paul am Ende auf und räumte ein, dass Ravel doch recht gehabt hatte. In den Monaten, in

PROKOFJEW

denen er das Werk eingehend studierte, habe er es mit anderen Augen zu sehen gelernt. Er sei nun «fasziniert» von dem Konzert, äusserte er einem Bekannten gegenüber. Es sei ein grosses Werk. «Es ist erstaunlich. Anfangs war ich gegen jegliche sogenannte moderne Musik, aber jetzt ist es gerade der 6/8-Teil, der dissonanteste von allen, der mir am besten gefällt!»

Ein neuer Uraufführungstermin wurde vereinbart: Am 17. Januar 1933 in der Salle Pleyel, mit dem Orchestre Symphonique de Paris, das Ravel selbst dirigieren wollte. Trotz anhaltender Spannungen zwischen dem Komponisten und seinem Interpreten war das Konzert ein überwältigender Erfolg, und offiziell war zu hören, dass die beiden Männer sich versöhnt hätten. «Mein Streit mit Ravel ist längst vorbei», sagte Paul im November 1934 einem Reporter der *New York Times*. «Wir verstehen uns glänzend.»

Das Ganze hinterliess bei beiden Männern allerdings einen bitteren Nachgeschmack. Im April desselben Jahres war Ravel in Monte Carlo. Dort lehnte er die Komposition eines zweiten Konzerts für Paul ab – angeblich aus gesundheitlichen Gründen. Im Sommer hielt er sich mit Freunden in Saint-Jean-de-Luz auf. Man zog ihn im letzten Moment aus einem Swimmingpool, nachdem er plötzlich seine Arme nicht mehr hatte bewegen können. Es waren die ersten Symptome einer seltenen Demenzerkrankung, die unter dem Namen Pick-Hirnatrophie bekannt ist. Sein allmählicher Niedergang beeinträchtigte die gesamte physische und mentale Koordination. Am Ende war er nicht mehr in der Lage, seinen eigenen Namen zu schreiben. Am 28. Dezember 1937 starb er nach einer missglückten Gehirnoperation in einem Pariser Krankenhaus.

48 Prokofjew

Paul war höchst erfreut darüber, Prokofjew kennenlernen zu können. Das Treffen fand in der Lobby des Hôtel Majestic in Paris statt. Prokofjew schlug vor, dass sie in Anwesenheit seines Agenten Michel Ast-

DIE NEUE UNORDNUNG

roff zunächst im Hotelrestaurant zu Mittag essen und sich danach in seinem Haus in der Rue Valentin Haüy weiter unterhalten sollten. Als Gäste beherbergte er zu dieser Zeit den Theaterregisseur Wsewolod Meyerhold und seine Frau, die Schauspielerin Zinaida Raikh bei sich. Paul muss gewusst haben, dass Meyerhold zur Theatersektion des sowjetischen Kommissariats für Erziehung und Aufklärung gehörte und eingeschriebenes Mitglied der Kommunistischen Partei war, denn als Prokofjew ihn zu sich einlud, zögerte er eine Zeit lang und rief dann aus: «Ich kann Bolschewiken nicht ausstehen!» Erst als Prokofjew ihm versicherte, dass Meyerhold ein aussergewöhnlicher Künstler sei und nur deshalb der Kommunistischen Partei angehöre, weil er seine Arbeit unbehelligt von den Behörden fortsetzen wolle, willigte Paul ein, ihn zu begleiten.

Prokofjews Agent war von Wittgensteins «unattraktivem Äusseren» enttäuscht. Die angebotene Summe von fünftausend Dollar für ein Konzert fand Astroff erstaunlich hoch. Prokofjew selbst war von Pauls Fähigkeit, mit nur einer Hand zu essen, beeindruckt und verteidigte ihn mit den Worten: «Was haben Sie erwartet? Dass er einen Gehrock mit lauter Orden am Revers trägt?» Abends bei Prokofjew zu Hause setzten sie sich gemeinsam an den Flügel. Paul demonstrierte seine Technik mit Stücken von Chopin, Mozart und Puccini, worauf ihn Prokofjew fragte: «Warum wollen Sie bei mir ein Konzert in Auftrag geben, wenn das die Musik ist, die Ihnen gefällt?» Paul antwortete, ihm gefalle auch Prokofjews Klaviermusik, und er hoffe auf ein technisch interessantes Stück. Daraufhin spielte ihm sein Gastgeber zwei Themen vor, die er in seinem Konzert verwenden wollte. Er bat Paul, intensiv zuzuhören, bevor er sein Urteil abgab, doch Paul rief schon nach dem ersten Hören: «Sie könnten noch zwei Monate weiterspielen und ich würde es doch nicht verstehen.»

Nach diesem heiklen Anfang beruhigte Paul den Tonkünstler. Was das Auftragswerk betreffe, könne er selbstverständlich komponieren, was er wolle. Meyerholds Frau war hingerissen von Pauls ausserordent-

PROKOFJEW

licher Musikalität und erklärte Prokofjew später, dass er «mit so viel Liebe gespielt hatte. Und dieser Mann hat auch noch den Arm im Krieg verloren. Das muss ihn sehr kränken.» Doch Prokofjew zeigte sich unbeeindruckt und erwiderte: «Ich sehe kein besonderes Talent in seiner linken Hand. Es kann sein, dass sein Pech in Wahrheit ein Glück für ihn war, denn als linkshändiger Pianist ist er einzigartig, während er mit beiden Händen vielleicht aus der Masse der mittelmässigen nicht herausgestochen wäre.»

Paul mochte Meyerhold und seine Frau, trotz seiner vorgefassten Meinungen über den Kommunismus; aber sie sollten sich nie wiedersehen. 1938 liess Stalin Meyerholds Theater in Moskau schliessen. Zinaida wurde ermordet. Meyerhold wurde verhaftet, gefoltert und wegen «trotzkistischer Umtriebe» im Gefängnis erschossen.

Im Januar 1931, vier Monate nach dem ersten Treffen mit Prokofjew, stolperte Paul auf der Strasse, brach sich bei dem Sturz den Oberschenkel und zog sich einen riesigen Bluterguss zu. Am 20. Januar führte er in Wien das Korngold-Konzert auf. Sein Bein war in Gips, und noch im März musste er eine Schiene tragen. In der Zeitung las er, dass Prokofjew nach Wien käme. Postwendend schrieb er ihm einen Brief, in dem er ihn bat, nicht im Hotel Imperial abzusteigen, sondern im Palais Wittgenstein:

«Sie werden Ihr eigenes Zimmer mit Ihrem eigenen Klavier bekommen, niemand wird Sie stören. Es gehört zu meinen Grundsätzen, dass Gäste dieses Hauses nur zu sagen brauchen, ob sie morgens geweckt werden wollen, Kaffee oder Tee wünschen, das Abendessen bei uns einnehmen möchten usw. Davon abgesehen, wohnen sie hier wie in einem Hotel oder einer Pension.»

Während Prokofjews Aufenthalt bei Paul vergnügten sich die beiden Männer damit, Schubertduette zu spielen. Gleich nach seiner Rückkehr nach Paris konzentrierte sich der Komponist auf die Arbeit an seinem

DIE NEUE UNORDNUNG

Klavierkonzert für die linke Hand. Paul hatte ihn um ein Stück gebeten, das «klarer» sei als das von Strauss und in technischer Hinsicht «weniger kindlich» als das von Franz Schmidt. Als Klavierkonzert Nr. 4 war es Ende Juli 1931 in den wesentlichen Zügen beendet, doch Prokofjew war noch nicht ganz glücklich damit. Es ist ein Werk, das distanziert wirkt, und man spürt, dass Prokofjew nicht mit ganzem Herzen bei der Sache war. Von Anfang an hatte er den Plan (den er ursprünglich vor Paul geheim hielt), es in ein zweihändiges Konzert umzuwandeln, sobald der mit dem Pianisten geschlossene Exklusivvertrag auslief. Am 11. September schickte er Paul die Partitur. Der beigelegte Brief zeigt, dass er durchaus nicht sicher war, wie Paul reagieren würde:

«Ich hoffe, das Konzert wird Sie zufriedenstellen, vom rein Pianistischen her gesehen, aber auch, was die Balance zwischen Klavier und Orchester betrifft. Es gelingt mir nicht, mir vorzustellen, was Ihr musikalischer Gesamteindruck sein wird. Ein schwieriges Problem! Sie sind ein Musiker des neunzehnten Jahrhunderts – ich einer des zwanzigsten. Ich habe versucht, es so geradlinig wie möglich anzulegen; andererseits dürfen Sie nicht zu rasch urteilen, und wenn Ihnen gewisse Passagen zunächst unverdaulich vorkommen, legen Sie sie beiseite, warten Sie ein Weilchen, bis Sie zu einem Schluss kommen. Wenn Sie Verbesserungsvorschläge haben, zögern Sie nicht, sie mir mitzuteilen.»

Wenn man Prokofjews Autobiographie Glauben schenken darf, schrieb Paul schroff zurück: «Ich danke Ihnen für das Konzert, aber ich verstehe keine einzige Note und werde es nicht spielen!» Der Brief ist leider nicht mehr aufzufinden. Es ist durchaus möglich, dass Paul diese Worte tatsächlich geschrieben hat, doch es können nicht die einzigen gewesen sein, denn die beiden Männer blieben weiterhin freundschaftlich miteinander verbunden.

Drei Jahre später fragte Prokofjew schriftlich an, ob Paul etwas dagegen habe, dass er das Konzert in ein Stück für zwei Hände umwandelte.

PROKOFJEW

«Angesichts des vertrauensvollen Verhältnisses zwischen uns, und weil ich nicht wünsche, irgendetwas zu tun, was Sie missbilligen würden, möchte ich Sie in dieser Sache zuerst um Ihre Zustimmung bitten.» Paul erwiderte, Prokofjew irre sich, wenn er glaube, das Konzert habe ihm nicht gefallen. «Das ist ungerecht», schrieb er. «Ihr Konzert, oder mindestens einen beträchtlichen Teil davon, kann ich zwar lesen, doch es gibt einen grossen Unterschied zwischen einem Gedicht, das mir nicht gefällt, und einem Gedicht, dessen Bedeutung ich nicht gänzlich erfassen kann.»

Nach der Lieferung des Werkes bestätigte Paul in einem Brief, dass er dem Komponisten wie vereinbart die zweite Rate von dreitausend Dollar überweisen werde. Prokofjew korrigierte ihn: «Sie schulden mir nicht 3'000, sondern 2'500 Dollar – das heisst, 2'500 minus den 10 Prozent, die [der Agent] Kugel bekommt.» Bis zu diesem Augenblick hatte Paul keine Ahnung davon gehabt, dass Prokofjew und Astroff mit Kugel eine Summe von nur fünftausend Dollar vereinbart hatten. Er hatte sich auf seinen Agenten verlassen, der von sechstausend Dollar gesprochen hatte, zahlbar in zwei Raten. Als er herausbekam, dass er um tausend Dollar hätte betrogen werden sollen, wurde er wütend und entliess Kugel sofort. Eine kurze Zeit lang liess er sich von dem Musikschriftsteller und Impresario Paul Bechert vertreten, und als Bechert im Dezember 1932 unter Hinterlassenschaft vieler unbezahlter Schulden nach Amerika floh, verzichtete Paul zeitweise überhaupt auf einen Agenten.

Viele Stunden sass er über Prokofjews Partitur, doch er begriff seine Musik nie und spielte sie daher auch nie vor Publikum. Die erste Aufführung – mit Siegfried Rapp als Pianist – fand im September 1956 in Berlin statt, dreieinhalb Jahre nach dem Tod des Komponisten. Über die Qualität seines Werks war Prokofjew selbst bis zuletzt im Zweifel: «Ich selbst habe mir keine bestimmte Meinung darüber gebildet», schreibt er in seiner Autobiographie. «Manchmal gefällt es mir, und manchmal gefällt es mir nicht. Ich denke, ich werde es einmal in eine Fassung für zwei Hände umarbeiten.» Dazu ist es jedoch nie gekommen.

DIE NEUE UNORDNUNG

49 Liebe

Aussenstehende hätten kaum erraten können, warum Paul sich zur Zeit des Ravel-Debakels in einem so gereizten Zustand befand. Seine Freundin war in ernstesten Schwierigkeiten. Bassia Moscovici, eine schöne junge Rumänin, soll Sängerin gewesen sein, doch es gibt heute keine Aufzeichnungen ihrer öffentlichen Auftritte mehr. Ihr Vater war ein bescheidener Uhrmacher und Juwelier aus Bukarest. Möglicherweise lernte Paul die junge Frau schon im November 1928 kennen, als er sich im Athenée Palace Hotel in Bukarest aufhielt und das Bortkiewicz-Konzert probte und aufführte. Im Herbst 1930 zog Bassia nach Wien. Dank Pauls Geld konnte sie in einer Villa in der Vegagasse im neunzehnten Bezirk wohnen. Es ist kaum denkbar, dass er je vorhatte, sie zu heiraten, da sie aus einer armen jüdischen Familie stammte und er sich mit seinem hitzigen Temperament für das Eheleben ganz und gar nicht eignete. Doch 1931 taucht ihr Name in den «Austrittsbüchern» der Israelitischen Kultusgemeinde auf: Danach legte sie am 25. Februar 1931 freiwillig ihren jüdischen Glauben ab. Es ist also möglich, dass ihre Konversion zum Katholizismus und die Annahme des Konfirmationsnamens Pauline dazu dienten, eine Heirat mit Paul in die Wege zu leiten. Eine grausame Wendung des Schicksals verhinderte diese Pläne.

Im Sommer 1931 entdeckte die einundzwanzigjährige Bassia, dass sie von Paul ein Kind erwartete. Paul war verzweifelt und suchte Hilfe bei seinen Schwestern. Gretl, mit ihrem grossen Herzen und ihrer Neigung, das Heft in die Hand zu nehmen, organisierte eine Abtreibung, die in aller Heimlichkeit vor sich gehen musste. Bassia wollte das Kind anfangs unbedingt behalten, doch Gretl schüchterte sie ein, so dass sie am Ende auch glaubte, eine Abtreibung sei die einzig mögliche und akzeptable Lösung des Problems. Es war eine gefährliche Operation, die zu spät und von inkompetenten Leuten durchgeführt wurde.

Bassia wurde sehr krank. Im Spätherbst 1931 – sie hatte sich von den

LIEBE

Folgen der stümperhaften Abtreibung noch immer nicht erholt – entdeckte sie eine Schwellung an ihrer Schulter, die von einem bösartigen Weichteiltumor herrührte. Die gesamte Muskulatur ihres Oberarms war betroffen. Anfang November wurde sie operiert. Danach versuchte Gretl sie davon zu überzeugen, dass sie sich irgendwo ausserhalb der Stadt erholen sollte. Bassia misstraute ihr und bestand darauf, in Pauls Nähe zu bleiben, aber wie üblich setzte Gretl ihren Willen durch. Sie arrangierte für sie einen Aufenthalt im Sanatorium Mauer bei Amstetten, fast hundert Kilometer westlich von Wien, und schickte eine Ambulanz in die Vegastrasse, die Bassia abholen und fortbringen sollte. Es handelte sich um eine bekannte Klinik für Nervenranke und Geistesgestörte, die Kaiser Franz Joseph im Jahr 1902 eröffnet hatte. Bassia gefiel es dort nicht. Nach einigen Tagen verliess sie die Anstalt und kehrte in die Stadt zurück. Zu Paul sagte sie, Gretl sei ein böser Geist. Der Krebs hatte sich zu dieser Zeit schon bis in ihre Lunge gefressen; die Operationswunde entzündete sich, und sie hatte hohes Fieber. Ihre Klagen über Gretl hörten nicht auf. Sie sagte, Gretl habe sie zur Abtreibung gezwungen und sie absichtlich in diese schmutzige Anstalt geschickt, wo sich ihr Zustand verschlimmert habe. Nichts davon wäre passiert, wenn man ihr nur erlaubt hätte, das Baby zu bekommen.

In diesem Stadium wussten nur Gretl und Paul, dass sie an Krebs sterben würde. Die Ärzte hatten Bassia nicht über den Ernst der Lage aufgeklärt. Paul zeigte sich äusserst besorgt. Nach den Worten seiner Schwester wurde er zu einem rührend guten Menschen, und schliesslich machte ihm Gretl, versöhnlich gestimmt (wenn nicht aus einem vagen Schuldgefühl heraus), das Angebot, Bassia einen Monat lang in ihrem Haus in der Kundmannngasse wohnen zu lassen. Mitte Januar 1932 wusste jeder, einschliesslich der Kranken selbst, dass sie Gretls Haus nicht mehr verlassen würde. Im Februar und März, während Bassias Zustand immer schlimmer wurde, verbesserte sich die Beziehung zwischen den beiden Frauen allmählich. Sie lächelten einander zu, wenn sie sich

DIE NEUE UNORDNUNG

sahen, und schienen miteinander warm zu werden. Gretl selbst war nicht gesund, litt unter Herzkammerflimmern und musste sich oft tagsüber hinlegen. Über einen Besuch bei Gretl in dieser Zeit schreibt Marga Deneke: «Sie gab mir die Hand und begrüßte mich, aber dann sagte sie, die Ärzte hätten ihr wegen ihres Herzens strenge Anweisungen gegeben, und blieb die ganze Zeit liegen wie eine Statue vor dem Hintergrund ihres rot-goldenen Schals und umgeben von einem Blumenmeer.»

Gretl stand nur wegen Bassia auf. Sie hoffte, sie geistig oder philosophisch auf den Tod vorbereiten zu können, ohne genau zu wissen, wie sie das anstellen sollte. Bassias eigene Todesvorstellungen oder – Vorahnungen kamen ihr weltfremd und manchmal fast komisch vor, und sie bedauerte, dass sie nicht in der Lage war, ernsthaft mit ihr zu sprechen. Mitte März war Bassia bleich und ausgemergelt. Von ihrer Schönheit war nichts mehr übrig. Sie rang um ihr Leben, und Paul wachte unablässig an ihrem Bett. Am 22. April kam Ludwigs Freundin Marguerite Respinger zu Besuch, die an Ludwig schrieb: «Die Bassia liegt seit gestern Abend in Agonie. Sie wird bald sterben müssen. Ich denke oft an den Paul (...)» An diesem Abend verfiel sie so schnell, dass Paul die ganze Nacht bei ihr blieb und ihr die Hand hielt bis zum letzten Atemzug. Marguerite Respinger kam am folgenden Morgen, um zu kondolieren. «Es hat mir einen grossen Eindruck gemacht», schreibt sie. «Nicht weil der Anblick eines Toten etwas Erschreckendes für mich hat – aber um einmal friedlich so daliegen zu können, wie muss man da gewesen sein! Gut.»

Als Hermine von der Hochzeit zurückkehrte, war Esther Kirchen, Bassias Mutter, bei der Toten. Sie hielt die Hand ihrer toten Tochter und sprach mit ihr, als wäre sie noch am Leben, rief ihr mit zarten Worten in Erinnerung, wie schön sie einmal war und wie traurig es sei, dass sie sich in letzter Zeit so verändert habe – ein Anblick, den Hermine einerseits rührend, andererseits grauenvoll fand. Mit ihrem Bruder sprach sie kaum, und danach berichtet sie Ludwig in kryptischen Worten: «[Paul]

AMERIKANISCHES DEBÜT

hat viel verloren und gibt es auch zu, obwohl ich nicht ganz sicher bin, dass er dasselbe denkt wie ich, wenn er es zugibt!»

Paul unternahm alles, was notwendig war, und zwei Tage später, am Montag, den 25. April 1932, wurde Bassia Moscovici an einer prestigereichen Stelle nah dem Haupttor des Wiener Zentralfriedhofs begraben. Sie hinterliess kein Testament. Die vierzehntausend Schilling in ihrem Besitz (das Achtundzwanzigfache eines durchschnittlichen Monatslohns) waren vermutlich ein Geschenk Pauls.

Nach der Beerdigung schenkte Paul, sichtbar untröstlich, seiner Schwester Gretl ein juwelenbesetztes Diadem, und alle Dienstboten des Hauses bekamen ansehnliche Gaben für das, was sie für Bassia getan hatten. Doch von nun an herrschte zwischen Paul und Gretl Misstrauen. Obwohl sie so viel getan hatte, um zu helfen, glaubte er weiterhin, dass ihre Massnahmen mehr Schaden als Nutzen angerichtet hätten. Sie führten ein Gespräch darüber, und beide stellten fest, dass ihr Verhältnis sich nie zum Guten wenden könne. Dazu waren die Unterschiede in ihrer Lebenseinstellung zu gross. Hermine entdeckte immer wieder hässliche Untertöne, wenn sie Unterhaltungen der beiden mit anhörte, und kommt zu dem Schluss: «Verlieren kann dabei natürlich nur der Paul, aber zu ändern ist nichts!»

50 Amerikanisches Debüt

Um die Zeit von Bassias Tod waren Pauls ohnehin schon angegriffene Nerven zum Zerreißen gespannt, und infolgedessen wurde sein Klavierspiel unpräzise und aggressiv. Die Meinungen zu seiner Tournee durch Polen am Ende des Jahres waren geteilt. Pawel Rytel von der *Gazeta Warszawska* schrieb: «Trotz der Bewunderung, die wir für den Künstler hegen, müssen wir betonen, dass es Mängel gab.» Der *Kurier Warszawski* kommt zu ähnlichen Ergebnissen: «Die Darbietungen einarmiger Pianisten sollten nicht behandelt werden wie Aufführungen von Pianis-

DIE NEUE UNORDNUNG

ten, die mit beiden Händen spielen. Doch nichtsdestoweniger muss ich sagen, dass das Pedal zu heftig benutzt wurde.» «Offensichtlich kann eine Hand nicht zwei ersetzen», meinte der Kritiker der *Polska Zbrojna*, und im *Robotnik* war zu lesen: «Man hätte erwarten können, dass jene Werke, die eigens für ihn komponiert wurden, von Paul Wittgenstein fehlerfrei gespielt würden, doch dem war nicht so. Falschen Pedalgebrauch gab es zuhauf, dazu jede Menge technischer Fehler.»

Trotz der Einwände der Kritiker strömte das Publikum weiterhin zu seinen Konzerten, und niemand schien sich an seinen Fehlern zu stören. Pauls dramatische Bühnenpräsenz übte seine Wirkung aus, und man jubelte ihm zu, auch wenn er grob, nervös und unpräzise gespielt hatte.

Erst etwa zwei Jahre nach Bassias Tod fand er seine Form wieder, und als es geschah, war es ein spektakuläres Ereignis. Im November 1934 reiste er bei einer amerikanischen Tournee nach Boston, New York, Detroit, Cleveland, Los Angeles und Montreal. Überall erregte er Aufsehen; die Säle waren ausverkauft, die Kritiker enthusiastisch. Bei einem Konzert in New York musste er fünf Zugaben spielen. Eine Kritik in der *New York Herald Tribune* soll hier für viele ähnlichen Inhalts stehen:

«Nach den ersten Augenblicken des Staunens, in denen man sich fragt, wie zum Teufel er das alles fertigbringt, stellt man fest, dass man fast vergessen hat, dass man hier einem Musiker lauscht, dessen rechter Ärmel leer herabhängt. Vielleicht ist das das grösste Lob, das man Paul Wittgenstein, dem berühmten einarmigen Pianisten, zollen kann. Man fühlte sich bereichert durch die einfühlsame Phrasierung dieses Künstlers, dessen ungläubliche Technik sich stets dem Ausdruck des musikalischen Gedankens unterordnete.»

Nur wenige seiner Zuhörer wagten es, tiefergehende Fragen zum Wert des einarmigen Klavierspiels an sich zu stellen. Eine bemerkenswerte

AMERIKANISCHES DEBÜT

Ausnahme ist der bedeutende englische Kritiker Ernest Newman. Nach einer Aufführung des Ravel-Konzerts bei den Londoner *Proms*, stellte er sich in der *Sunday Times* die Frage, ob Paul nicht nach Unmöglichem strebe (wie Hermine und Gretl schon öfter vermutet hatten):

«Ich hege grösstes Mitgefühl für Paul Wittgenstein, der im Krieg einen Arm verlor, und ich bewundere ihn für den Mut, den er aufbringen musste, um sich danach eine Technik für die linke Hand anzueignen. Gleichzeitig wünschte ich, dass niemand mehr einhändige Konzerte für ihn komponierte oder dass wir sie wenigstens nicht anhören müssten (...). Das Ganze ist einfach nicht zu bewerkstelligen: Wegen der eingeschränkten Fähigkeiten des Pianisten kann der Komponist nichts schreiben, was einem grossen Orchester gerecht wird; aber auch bei den reinen Klavierstellen muss er sich notwendigerweise mit Schwindeleien und Flickwerk behelfen. Die Wirkung ist ermüdend. An Ravels rasch abnehmender Reputation wird dieses Konzert gewiss nichts ändern. Von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, hat Paul Wittgensteins bedauerliche Behinderung das Werk womöglich halb gerettet, denn ein Konzert für nur eine Hand kann nach Lage der Dinge im schlimmsten Fall nur halb so schlimm sein, wie es andernfalls vielleicht gewesen wäre.»

Nach drei hektischen Monaten in Amerika kehrte Paul am 2. Februar 1935 erschöpft nach Wien zurück. Er hatte nur eine Woche Vorbereitungszeit für ein neues Konzert von Franz Schmidt, das als Teil der Feierlichkeiten zum sechzigsten Geburtstag des Komponisten mit den Wiener Philharmonikern im Grossen Musikvereinssaal uraufgeführt werden sollte. Hermine hörte ihn in seinem Zimmer üben und berichtete danach, dass sie das Stück nicht sehr interessant finde: «(...) es scheint mir immer, als könne man ad infinitum so fortreden, wie diese Art der Compositionen jetzt sind. Schade für Paul, dass er in dieser Zeit nichts wirklich

DIE NEUE UNORDNUNG

Gutes mehr bekommen kann!» Paul war anderer Ansicht. «Der erste und der zweite Satz sind, glaube ich, wirklich *grosse* Musik», schreibt er an seinen Freund Donald Francis Tovey. Den dritten Satz fand er etwas zu nichtssagend. Er veränderte ihn geringfügig, um ihm mehr Gewicht zu verleihen; der Komponist stimmte allen Eingriffen zu, und das Konzert wurde ein überragender Erfolg – vielleicht der grösste Einzelerfolg seiner Laufbahn. Schmidt dirigierte ein Programm, das ausschliesslich aus seinen eigenen Werken bestand, darunter die Uraufführung seines grossen Meisterwerks, der Vierten Sinfonie. Vierzehn deutschsprachige Zeitungen veröffentlichten Besprechungen, in denen das Konzert, aber auch Pauls erregende Interpretation gerühmt wurden. Mit dem Ravelkonzert, der amerikanischen Tournee und dieser letzten überall gelobten Aufführung erreichte Pauls Karriere einen weiteren Höhepunkt. Privat stand er wieder einmal vor einer grossen Krise.

51 Weitere Komplikationen

Als er, siebenundvierzigjährig, in Cherbourg an Bord der *Majestic* ging, die am 24. Oktober 1934 in New York eintreffen sollte, ahnte er nicht, dass Hilde Schania, eine seiner Studentinnen, von ihm schwanger war.

Hilde war achtzehn Jahre alt. Sie war dunkelhaarig, hübsch und halbblind, und sie begeisterte sich für Beethoven. Ihr Vater Franz Schania spielte in seiner Freizeit Klavier und Zither. Er war ein linker Katholik, der zunächst bei einer grossen Brauerei in Schwechat angestellt gewesen war und dann als Gesundheitsinspektor bei der Wiener Städtischen Strassenbahn arbeitete. Vielleicht hatte er den Posten eines Abteilungsleiters inne, vielleicht auch nicht. In jedem Fall wurde er von Pauls Familie als nicht standesgemäss erachtet. Ji Stonborough sagte später, er sei ein einfacher «Strassenbahnkontrolleur» gewesen, ein «sehr, sehr unbedeutender Mensch». Im Ersten Weltkrieg kämpfte er unter anderem

WEITERE KOMPLIKATIONEN

in der Schlacht am Isonzo; danach wurde er ein glühender Sozialist und litt unter schweren Depressionen. Seine Frau Stefanie, die als Sekretärin in einer Holzhandlung arbeitete, war ebenfalls schwermütig. 1933 trennte sie sich von ihrem Mann und nahm sich im Januar 1936 angeblich das Leben. Hilde wuchs mit ihrer älteren Schwester Käthe zuerst in Rannersdorf auf; später zog sie in einen der neuen gemeinnützigen Häuserblocks, die vom «Roten Wien» erbaut worden waren, in der Geyschlägergasse im fünfzehnten Bezirk.

Als kleines Kind erkrankte sie an Masern und Diphtherie, was zur Schädigung des Sehnervs führte; mit fünf Jahren begann sie immer schlechter zu sehen, später wurde sie blind. Als Paul sie kennenlernte, war ihr Sehvermögen bereits stark eingeschränkt, doch es gelang ihr so gut, ihre Schwäche zu verbergen, dass er nichts davon bemerkte. In späteren Jahren spielte sie immer noch sehr sicher Klavier und bewegte sich zwischen den Möbeln ihrer Wohnung, ohne irgendwo anzustossen. Viele ihrer Besucher erkannten nicht, dass sie blind war; einige glaubten, sie spiele ihre Blindheit nur. Wegen ihrer Sehschwäche musste sie ihr Gegenüber mit grossen dunklen Augen anstarren. Männer waren von ihr fasziniert; wie Mahler, Zemlinsky, Klimt, Kokoschka, Werfel und Gropius fasziniert waren von Alma Schindler, «dem hübschesten Mädchen Wiens», die wegen einer leichten Taubheit ihrem Gegenüber die Worte von den Lippen ablesen musste.

Im Herbst 1934 hatte sich Hilde als Klavierstudentin am Neuen Wiener Konservatorium eingeschrieben. Seitdem er Ludwigs Freund Rudolf Koder im Juni 1929 mit so viel Erfolg unterrichtet hatte, war Paul begierig darauf, fortgeschrittene Studenten auszubilden. Er hatte viele aufreibende Konzertverpflichtungen, und es gelang ihm nicht, seine Nerven unter Kontrolle zu halten. Entspannung war nicht seine Sache. Er brauchte eine Arbeit, die die Zeit zwischen seinem Übungsprogramm und den Konzerten füllte. Ab 1932 schrieb er unbezahlte Musikkritiken für das *Neue Wiener Journal*. Seine leidenschaftlichen Besprechungen

DIE NEUE UNORDNUNG

mussten nicht selten redaktionell bearbeitet werden, doch weil er ohne Honorar arbeitete, drückte man gern ein Auge zu.

Paul gab vor, Kritiker zu verachten. Doch «grosse Lehrer» wie Leschetizky und Labor stellte er durchaus auf eine Stufe mit «grossen Musikern». Im Oktober bewarb er sich mit Franz Schmidts Hilfe um eine unbezahlte Stelle an der Hochschule für Musik. Erich Korngold empfahl ihm, ein formelles Bewerbungsschreiben an das Professorenkollegium zu richten. Darin heisst es:

«Im Kriege verlor ich meinen rechten Arm, musste mich ausschliesslich zum linkshändigen Klavierspiel ausbilden, in welcher Eigenschaft ich seit einer Reihe von Jahren im In- und Ausland konzertiert habe. Obgleich ich mir für mein eigenes Spiel die normale Klaviertechnik, wie sie Leschetizky gelehrt hat, in einiger Hinsicht modifizieren musste, glaube ich dennoch, auch Zweihändige mit Erfolg unterrichten zu können, wie mich eigene Erfahrung beim Erteilen von Privatstunden gelehrt hat.

Franz Schmidt hatte Paul bereits vorgewarnt: Die Hochschule hatte genug Klavierdozenten, und man würde sein Gesuch wahrscheinlich ablehnen. In der Sitzung des Professorenkollegiums, in der man über Pauls Ansuchen beriet, wurde protokolliert: «Sowohl Hofrat Dr. Marx als Professor Mairecker weisen auf die bemerkenswerte musikalische Begabung Wittgensteins als auch (wobei der Rektor voll zustimmt) auf seine bereits bewiesene pädagogische Begabung hin, während von anderer Seite allerdings auch vor seiner geradezu krankhaften Nervosität gewarnt wird.»

Erwartungsgemäss erhielt Paul einen abschlägigen Bescheid, doch im Jahr darauf wurde er als unbesoldeter Klavierdozent am Neuen Wiener Konservatorium angenommen. Es handelte sich um eine private Musikakademie, die einige Unterrichtsräume bei der berühmten Gesellschaft der Musikfreunde im Musikverein in der Himmelpfortgasse gemietet hatte.

Paul war offenbar ein unkonventioneller Lehrer. Er erlaubte seinen

WEITERE KOMPLIKATIONEN

Schülern keine Ferien, und wenn das Konservatorium geschlossen war, mussten sie bei ihm zu Hause in der Argentinierstrasse zum Unterricht kommen; im Sommer in Neuwaldegg. «Ich liebe es zu unterrichten», sagte er. «Es ist mein grösstes Glück, mit begabten Studenten zu arbeiten.» Er zog die Schüler nicht an den Haaren und gab ihnen keine Ohrfeigen, wie Ludwig es getan hatte, doch er war oft jähzornig. Wenn sie falsch spielten, schob er ihre Hände von den Tasten und spielte selbst, oder er warf die Noten in die Ecke. Am meisten hasste er es, wenn sie Fehler mehrmals machten. Eine Studentin erinnert sich:

«Der Professor hat immer alle Türen aufgemacht und ist hinausgegangen in den Garten, ins Gras, egal ob es nass war oder nicht. Und wenn man den kleinsten Fehler machte, kam er hereingelaufen und rief: ‚Das musst du noch einmal machen, da hast du einen Fehler gemacht. Es war ganz egal, wie weit weg er war – bei einem Fehler kam er mit verkoteten Schuhen in den Musiksaal. Die schmutzigen Schuhe haben ihn gar nicht gestört, das war ihm gar nicht bewusst. Es war gut, dass die Musiksäle so gross waren, denn er musste immer herumlaufen.›»

Einen grossen Teil der Zeit verbrachte man mit der Ausarbeitung von Fingersätzen, und der Student oder die Studentin mussten schweigend dasitzen, während Paul mit geschlossenen Augen seinen Armstumpf hin und her bewegte. Er konnte die Finger seiner rechten Hand immer noch fühlen und hatte die Fähigkeit, sich ihre Bewegungen auf den Tasten vorzustellen; so kamen die besten Fingersätze zustande. Bevor er ein neues Stück einstudierte, musste der Student die Bassstimme vom Blatt spielen, während Paul mit der linken Hand erst die Noten der rechten, danach der linken spielte. Vielleicht verführte er während einer solchen Übung seine Schülerin Hilde Schania. Diese erinnerte sich später, dass bei manchen Unterrichtsstunden Hermine als schweigende Anstandsdame zugegen war.

DIE NEUE UNORDNUNG

Gretls herrisches Verhalten bei Bassias Abtreibung zwei Jahre zuvor war für Paul ein Trauma. Diesmal sollte es keine Abtreibung geben, dessen war er sich sicher. Das Baby sollte geboren werden, und seine Geschwister sollten nichts davon erfahren. Hilde zog in eine kleine Wohnung in der Gersthofer Strasse in der Nähe des Türkenschanzparks. Sie wurde auf den Namen ihres Vaters gemietet, doch Paul bezahlte alle anfallenden Kosten, einschliesslich des Lohns einer Haushälterin. Am 24. Mai 1935 kam eine Tochter zur Welt. Sie wurde Elisabeth genannt, vermutlich nach der beliebten Kaiserin Sisi, die im September 1898 von einem Anarchisten ermordet worden war. Die Zeitdauer zwischen Hildes erster Klavierstunde bei Paul und dem Beginn ihrer Liebesbeziehung mit ihm war sehr kurz. Sie war im Herbst 1934 ins Konservatorium eingetreten. Ende Mai 1935 brachte sie ihr Kind zur Welt.

Das Kind in der Gersthofer Strasse wurde sorgfältig geheimgehalten. Nur die Dienstmoten der Familie Wittgenstein wussten von ihm, und sie waren an Verschwiegenheit gewöhnt. Abends liess sich Paul meist von einem Chauffeur zu Hilde fahren. Einen Monat nach Elisabeths Geburt spielte Hilde bei einem Studentenkonzert im Konservatorium eine Beethovensonate; doch danach scheint sie den Unterricht aufgegeben zu haben und hat offenbar auch später nicht mehr öffentlich auftreten wollen. Weniger als zwei Jahre später, am 19. März 1937 – noch immer wusste niemand von ihrem ersten Kind –, brachte sie eine weitere Tochter zur Welt, die nach Hildes jüngerer Schwester Johanna genannt wurde.

Franz Schania, Hildes Vater, war nicht angetan von alldem. Er war nur drei Jahre jünger als Paul, still, mürrisch und introvertiert, und er hasste den Liebhaber seiner Tochter von ganzem Herzen. Er konnte ihm nie verzeihen, dass er Hilde geschwängert und sich geweigert hatte, sie zu heiraten. Später wollte er, dass Paul – der «Herr Graf», wie er ihn mit abschätzigem Unterton nannte – ihm ein elegantes Haus in Wien kaufte. Paul weigerte sich. Er vermied überhaupt, so gut es ging, den Kontakt mit Hildes Verwandten.

52 Wachsende Spannungen

Ludwig übte auf Männer und Frauen noch immer eine faszinierende Wirkung aus. Wenn man in seiner Nähe war, geriet die enttäuschende Tatsache, dass man nicht in der Lage gewesen war, seine Philosophie zu verstehen, leicht in Vergessenheit. Marga lernte Ludwig kennen, als sie mit Paul die Treppe hinaufging, die den Junggesellenbereich vom Hauptwohnbereich des Palais Wittgenstein trennte. Der Philosoph tauchte in einer schmutzigen, ölverschmierten Uniform vor ihnen auf. Er hatte eine Klarinette dabei, die in seinem Strumpf steckte. Dennoch schrieb sie von ihm, er sei «äusserst gutaussehend» gewesen, mit dem «Hals eines griechischen Gottes», «tiefblauen Augen» und einem Blick von «tiefem Ernst», und sein helles Haar sei wie ein «Flammenkranz» vom Kopf abgestanden. Diese Beschreibung stimmt mit einer weiteren überein, die von fern an eine homosexuelle Neigung denken lässt und von dem Philosophiestudenten und später berühmten buddhistischen Denker John Niemeyer Findlay stammt:

«Im Alter von 40 Jahren sah [Ludwig Wittgenstein] aus wie ein junger Mann von 20, er war von göttlicher Schönheit und war überall in Cambridge die Attraktion (...) wie Apollo, der sich aus einer Statue in einen lebendigen Menschen verwandelt hat oder vielleicht wie der nordische Gott Baldur, blauäugig und blond (...) Er war von einer aussergewöhnlichen Atmosphäre umgeben, etwas heiligmässig Philosophisches, das auch sehr distanziert und unpersönlich wirkte: er war der *philosophe Soleil* (...) der Tee, den man mit ihm trank, schmeckte wie Nektar.»

Zwischen 1933 und 1935 diktierte Ludwig – angespannt, stotternd, schwitzend wie der Prophet Mohammed bei der Verkündigung des Korans in Medina – seinen Studenten in Cambridge zwei philosophische Texte, die später als *Das Blaue Buch* und *Das Braune Buch* bekannt wurden. Ludwig selbst räumte ein, dass sie sehr schwer zu verstehen wa-

DIE NEUE UNORDNUNG

ren. Für eine kleine, aber glühende Gruppe von Anhängern in Cambridge war Ludwig Gott. Dass sie ihn nicht verstanden, fiel kaum ins Gewicht, denn worauf es ihnen ankam, war, in seiner Nähe zu sein, zu seinem inneren Kreis zu gehören und in der Lage zu sein, das Schauspiel seines Denkens zu bezeugen. Seine Vorlesungen waren exklusive Veranstaltungen, zu denen nur Auserwählte Zutritt hatten, und das *Blaue* und das *Braune Buch*, das unter ihnen zirkulierte, wurde mit der gleichen andächtigen Verehrung betrachtet wie die Offenbarung des Johannes, die in der Zeit des Zusammenbruchs des Römischen Reiches unter den ersten Christen kursierte.

Paul wusste wahrscheinlich nichts von Ludwigs christus-gleichem Status in den philosophischen Zirkeln von Cambridge, noch von der Tatsache, dass Ludwig zeitweilig mit Francis Skinner zusammenlebte, der dreiundzwanzig Jahre jünger war als er. Aber selbst, wenn er es gewusst hätte, hätte es ihm nichts ausgemacht. Er warf sich nicht zum Sittenrichter auf. Wenn er mit seinem Bruder zusammentraf – was selten geschah –, kamen sie gut miteinander aus. Ihre Briefe aus dieser Zeit klingen meist leicht und sogar frivol. Sie schickten einander Zeitungsausschnitte, Bilder und Artikel, die sie amüsant fanden. Paul legte seinen Briefen Wiener Leckerbissen bei, die man in England nicht bekam, und einmal den Brief der Ehefrau eines miserablen Komponisten namens Max Oberleithner, die ihm vorgeschlagen hatte, für ein geplantes Kochbuch für Musiker sein Lieblingsrezept beizusteuern. Paul wollte ihr nicht eingestehen, dass ihm Rührei mit viel Pfeffer am besten schmeckte, aber Ludwig setzte einen komischen Antwortbrief auf («Viele Grüsse von Dr. Ludwig Wittgenstein»), in dem er Frau Oberleithner die Frage stellte, ob er als Philosoph nicht ebenfalls als Beiträger für ihr Buch in Frage komme, denn: «Ist nicht Philosophie Musik und Musik Philosophie»? Er fügte hinzu: «Meine Liebesspeise sind Tomaten mit Mayonnaise (...) Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, mich in Ihr kleines Buch aufzunehmen, nennen Sie mich bitte mit vollem Namen, da ich nicht mit dem Pianisten Paul Wittgenstein verwechselt werden will,

WACHSENDE SPANNUNGEN

der zu Ihrem Pantheon gehören mag, mit dem mich aber nicht das Geringste verbindet.»

Die Beziehung der beiden Brüder funktionierte, weil sie, ohne es deutlich auszusprechen, übereingekommen waren, nicht mehr über Politik oder Philosophie zu diskutieren. Auf diesen Gebieten bestanden tiefe Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen. Als Anhänger Schopenhauers hielt Paul die Sprachphilosophie seines Bruders für puren Unsinn. Ausserdem standen die Brüder an entgegengesetzten Enden des politischen Spektrums – nicht anders als die Österreicher insgesamt, die sich damals in Ultrarechte und Ultralinke aufteilten.

Einige von Ludwigs Studenten in Cambridge hielten ihn für einen Stalinisten. «Er war der Meinung, das neue Regime in Russland sorgte wirklich dafür, dass die Massen Arbeit hatten.» Das war für ihn das Wichtigste. «Wenn man die Sprache darauf brachte, dass die russischen Arbeiter bevormundet wurden (...), machte das auf Wittgenstein keinen Eindruck.» 1933 begann er, Russisch zu lernen, und nach zwei Jahren setzte er sich in den Kopf, mit Francis Skinner zusammen in die Sowjetunion zu ziehen und dort zu leben. Es ist vermutet worden, dass er in Cambridge als Agent für die Sowjets tätig war, und obwohl nie etwas bewiesen werden konnte, gab es immer wieder Leute, denen seine engen Kontakte mit bekannten Kommunisten und kommunistischen Agenten verdächtig vorkamen. 1935 wurde von Freunden ein Treffen Ludwigs mit dem sowjetischen Gesandten Ivan Maisky arrangiert, das in der Gesandtschaft in London stattfand. Im Verlauf dieser Zusammenkunft konnte Ludwig Maisky dazu überreden, ihm ein Visum für Russland auszustellen. Auf einer dreiwöchigen Reise in die Sowjetunion im September desselben Jahres versuchte er, Arbeit in einer Kolchosa zu finden, aber «die Russen sagten ihm, er solle lieber bei seinem Fach bleiben und nach Cambridge zurückkehren», wie George Sacks, eine Reisebekanntschaft, später berichtete. Bei seiner Rückkehr sagte Ludwig, man könne sehr wohl in Russland leben, müsse allerdings wissen, dass man

DIE NEUE UNORDNUNG

seine wahre Meinung nie laut aussprechen könne. Das allein schien ihm allerdings kein grosses Problem zu sein. «*Im Herzen* bin ich Kommunist», sagte er seinem Freund Roland Hutt, und noch etliche Jahre spielte er mit der Idee, in die Sowjetunion auszuwandern.

Pauls Sympathien galten den militanten Rechten. Er setzte sich für die austrofaschistische «Heimwehr» ein, die Armee des verwegenen jungen Fürsten Ernst Rüdiger Starhemberg, und finanzierte zum Beispiel eine grosse Plakat- und Anzeigenkampagne in Wien, die patriotische Österreicher dazu aufrief, nach dem Aufstand der Linken im Februar 1934 Starhemberg zu unterstützen. Ausserdem finanzierte er ein Sanatorium für einen Kommandeur Starhembergs, Baron Karg-Bebenburg.

Mitte der zwanziger Jahre hatte sich Österreichs Wirtschaft vorübergehend erholt. Zu einem Kurs von 1:10'000 wurde die Krone durch den Schilling ersetzt, doch das Problem der hohen Arbeitslosigkeit wurde nicht gelöst. Die politische Atmosphäre blieb äusserst unsicher, und mehrere private Armeen stellten die staatlichen Autoritäten immer wieder auf die Probe. Auf der Linken gab es den «Republikanischen Schutzbund» der Sozialdemokraten, auf der Rechten die «Frontkämpfer», die später in der Heimwehr aufgingen. Neben diesen paramilitärischen Kräften gab es die rasch anwachsende illegale Armee der Nationalsozialisten, #henden pangermanischen, antisemitischen Grossreichs unter Adolf Hitler auf die Fahnen geschrieben hatten, sowie diverse bewaffnete marxistische Gruppen, die versuchten, die Arbeiter für die kommunistische Revolution zu begeistern.

Es war unvermeidlich, dass diese Kräfte immer wieder heftig aufeinanderprallten. Im Januar 1927 wurden bei einem Kampf zwischen Schutzbund und Frontkämpfertruppen im burgenländischen Schattendorf ein Mann und ein Kind erschossen. Als die Führer der Frontkämpfer wegen dieses Vorfalles vor Gericht standen, gingen wütende linke Demonstranten auf die Strasse. Auf der Ringstrasse wurden neunundachtzig von ihnen getötet und sechshundert schwer verletzt. Das Gebäude des Justizministeriums ging in Flammen auf. Die Stonboroughs hielten

WACHSENDE SPANNUNGEN

sich in ihrer Villa auf dem Land auf, als all das geschah. Ein paar Kilometer weiter im Norden war das Städtchen Steyrmühl in der Hand der Roten, ebenso Ebensee im Norden, und man fürchtete, dass sich die Linken in einer Zangenbewegung auf Gmunden zubewegen und die Stadt erobern könnten.

Im Mai 1932 wurde der kleingewachsene, doch charismatische Engelbert Dollfuss, bekannt als der «Millimeternich», Kanzler von Österreich. Er stand einer Koalitionsregierung vor, deren Parteien sich heftig bekämpften. Sein Ziel war es, die Wirtschaftskrise zu überwinden, Österreich wieder wohlhabend zu machen und sich sowohl gegen Hitlers Nationalsozialisten wie gegen die Aufwiegelung der Marxisten zu behaupten. Acht Monate später wurde Hitler zum deutschen Reichskanzler gewählt. In dem Bewusstsein, dass Hitler mit aller Macht den «Anschluss» Österreichs an Deutschland betreiben würde, rief Dollfuss unmittelbar nach Hitlers Machtergreifung den Notstand aus, suspendierte das Parlament und begründete diktatorisch den austrofaschistischen Ständestaat. In einem Brief Gretls an ihren Sohn Thomas heisst es, der Übergang von der Demokratie zur Diktatur sei schmerzlos verlaufen. «Der neueste Witz über [Dollfuss] ist, dass er einen Unfall gehabt hat. Er ist beim Ribiselpflücken von der Leiter gefallen.» Bald nach der Etablierung des neuen Staats verbot Dollfuss allerdings Nationalsozialisten, Kommunisten und alle Witze über seine Kleinwüchsigkeit.

Im Februar 1934 half Starhembergs Heimwehr der Dollfuss-Regierung bei der Vernichtung der Reste des verbotenen sozialistischen Schutzbunds. Im gleichen Monat führte eine Razzia in Linz zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen linken und rechten paramilitärischen Gruppen, die sich rasch ausbreiteten. Auch in Wien, Graz, Judenburg und anderen Städten wurde gekämpft. In der Hauptstadt verbarrikadierten sich bewaffnete Mitglieder des Schutzbunds hinter den Mauern städtischer Gemeindebauten. Der berühmte Karl-Marx-Hof, der

DIE NEUE UNORDNUNG

auch als «Ringstrasse des Proletariats» bezeichnet wurde, geriet unter heftigen Artilleriebeschuss. Die Sozialisten wurden geschlagen; doch die Kämpfe dauerten mehrere Tage an und kosteten viele Menschenleben, und die Angst der Rechten vor einem Aufstand der Linken blieb.

Anton Groller, der die Wittgensteins in vielen geschäftlichen Angelegenheiten vertrat und beriet, empfahl, die liechtensteinische Staatsbürgerschaft anzunehmen, um im Fall einer sozialistischen Machtübernahme das Familienvermögen zu retten. Paul war dagegen. Er sagte, er sei «mit Leib und Seele Österreicher», und es sei moralisch nicht vertretbar, aus rein finanziellen Erwägungen eine andere Staatsbürgerschaft anzunehmen. Sein Schwager, Helenes Ehemann Max Salzer, Treuhänder des ausländischen Vermögens, fürchtete, dass er durch die mit dem Wechsel der Staatsbürgerschaft verbundenen Laufereien die Jagdsaison auf der Hochreit versäumen könnte, und so wurde Grollers Vorschlag rundweg abgelehnt.

Am ersten Tag des Aufstands befand sich Paul im Zentrum Wiens, wo er Geschäfte besuchte. Er wusste nichts von dem Tumult, der anderswo in der Stadt vor sich ging. Sein zweiundzwanzigjähriger Neffe Ji Stonborough, der bei einer karitativen Organisation, der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft, als Sanitäter arbeitete, war vom Anblick der blutenden Agitatoren an der Floridsdorfer Brücke erschüttert. Später erhielt er für seine Arbeit einen Orden, den ihm Fürst Starhemberg höchstpersönlich an die Brust heftete.

Starhemberg war als junger Mann in die Heimwehr eingetreten; in den zwanziger Jahren schloss er sich den Nationalsozialisten an und nahm im November 1923 am Münchner Hitler-Putsch teil. Nach dem Scheitern des Putschs wandte er sich von den Nazis ab und kehrte nach Österreich zurück. 1930 wurde er Leiter der Heimwehr, in die er sein gesamtes Vermögen steckte. Das führte zu seinem Bankrott, doch dank grosszügiger Spenden von Benito Mussolini, dem Waffenhändler Fritz Mandl, Paul Wittgenstein und anderen österreichischen Grossindustriel-

WACHSENDE SPANNUNGEN

len konnte er die zwanzigtausend Mann starke Heimwehr weiterhin handhaben, als wäre sie seine Privatarmee. Er sprach sich unmissverständlich gegen Hitler aus. «Der Faschismus in Österreich wird verkörpert von der Heimwehr und von niemandem sonst», sagte er. «Die Naziartei in Österreich ist daher überflüssig.»

1933 vereinigte er seine Kräfte mit der christlich-sozialen Partei, den Anhängern Dollfuss'; die Vaterländische Front entstand. Deren Massenkundgebungen, die antimarxistische Rhetorik, der «Frontheil!»-Gruss und das Kruckenkreuz-Symbol in einem weissen Kreis auf rotem Hintergrund erinnerten an den deutschen Nationalsozialismus. Auch Starhembergs Partei war faschistisch und antidemokratisch, doch die Gegnerschaft zu Hitler blieb ausgeprägt. Hitler nannte Starhemberg einen Verräter, Starhemberg nannte Hitler einen Lügner im Dienst des braunen Pöbels. Die Antisemiten, die Starhembergs Armee verlassen mussten, fanden sich bald bei den Nazis wieder. Die Hauptkräfte der Heimwehr bildeten österreichische Patrioten (ehemalige Soldaten, Kriegsveteranen, Katholiken), die für ein unabhängiges Österreich kämpften und von der Wiedererrichtung der Habsburgischen Monarchie träumten. In einer Rede sagte Starhemberg:

«Wir haben viel gemeinsam mit den deutschen Nazis. Auch wir sind Feinde der Demokratie und teilen viele Ideen über den Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Doch wir von der Heimwehr stehen für die Unabhängigkeit Österreichs, und wir unterstützen die katholische Kirche. Wir treten den übertriebenen Rassetheorien der Nazis entgegen, ebenso wie wir ihre Pläne zur Einführung einer heidnischen germanischen Nationalreligion ablehnen.»

Nachdem der «Rote Aufstand» (wie die Stonboroughs den Februaraufstand 1934 nannten) niedergeschlagen war, konnten Starhemberg und Dollfuss ihre Kräfte auf den Kampf gegen Hitler konzentrieren. Insoheim war dieser dabei, seine österreichischen Anhänger zu bewaffnen

DIE NEUE UNORDNUNG

und finanziell zu unterstützen, mit dem Ziel, die Regierung zu destabilisieren. In den vorangegangenen Monaten hatten die Nazis in Österreich öffentliche Gebäude, Eisenbahnlinien und Kraftwerke in die Luft gesprengt. Ausserdem legte man ihnen Erschiessungen und Lynchjustiz zur Last. Einige Tage nach dem Aufstand schrieb Hermine an Ludwig: «(...) aber eigentlich weiss doch niemand, wie es weitergehen wird. Wir haben ja doch die eine feindliche Partei nur zum Schweigen gebracht, die andere – die Nationalsozialisten – ist bissiger und feindlicher denn je. Was wird man mit dieser machen? Kann man einen Kampf aufs Messer ausfechten mit gutem Ausgang?»

Am 25. Juli besuchte Hitler mit seiner Freundin Winifred Wagner, der Schwiegertochter des Komponisten, eine Aufführung von Wagners *Rheingold* im Festspielhaus Bayreuth. Nach dem Konzert berichtete ihm einer seiner Helfer von dem geglückten Attentat auf Engelbert Dollfuss. Der kleine österreichische Bundeskanzler war ermordet worden. Die Nazi-Attentäter hatten sich, als Soldaten verkleidet, Zugang zum Kanzleramt verschafft und Dollfuss aus nächster Nähe in den Hals geschossen. Danach hatten sie ihn liegen gelassen, und er war langsam verblutet. Laut Winifred Wagner konnte sich Hitler, der sich den ganzen Abend in einem erregten Zustand befunden hatte, «kaum die Freude aus dem Gesicht wischen», als ihm die Nachricht überbracht wurde.

Doch zu seiner grössten Überraschung folgte dem Attentat nicht die Etablierung einer nationalsozialistischen Regierung in Wien. Binnen Kurzem war das Kanzleramt wieder in der Hand der Regierungstruppen; einige der Attentäter wurden gehängt, und ein neuer Kanzler, der farblose Rechtsanwalt und Justizminister Kurt von Schuschnigg, wurde vereidigt. Hitlers Pläne, Österreich mit Deutschland zu vereinen, waren damit allerdings längst nicht ad acta gelegt. Vier Jahre lang spielte er mit Schuschnigg ein Katz-und-Maus-Spiel, bis dieser schliesslich im Berchtesgadener Abkommen im Februar 1938 dem Druck nachgab und einknickte.

WACHSENDE SPANNUNGEN

Am 12. Februar hatte Hitler ihn zu privaten Gesprächen in sein privates Anwesen oberhalb von Berchtesgaden eingeladen. Dort, hoch über der deutschen Grenze, hatte man einen grossartigen Blick bis weit nach Österreich hinein. Als Schuschnigg eintraf, wurde er davon unterrichtet, dass einige Generäle Hitlers an dem Treffen teilnehmen würden. Vielleicht hätte er sich an diesem Punkt verabschieden oder mindestens darauf bestehen sollen, dass auch österreichische Generäle hinzugezogen würden, aber er tat nichts davon. Bei der darauffolgenden Aussprache wurde er von Hitler beleidigt, gedemütigt und bedroht. Schliesslich wurde ihm ein Vertrag präsentiert, der festlegte, dass er seinen Stabschef beurlauben und etliche bekannte Nazis in sein Kabinett aufnehmen müsse. Hitler verlangte vor allem, dass er Arthur Seyss-Inquart zum Innenminister machte.

Aus Furcht vor einer grossangelegten Invasion kapitulierte Schuschnigg, und seine Stellung innerhalb der deutschen Marionettenregierung wurde so schwach, dass er keine andere Wahl hatte, als sich an das ganze Land zu wenden. Für den 13. März wurde eine Volksabstimmung angesetzt, bei dem man für oder gegen die Unabhängigkeit Österreichs votieren konnte. Die Wähler unter vierundzwanzig Jahren wurden ausgeschlossen, da man annahm, dass sie für den «Anschluss» stimmen würden. Hitler protestierte und schickte sofort darauf Truppen an die österreichische Grenze. In einem Ultimatum an Schuschnigg verlangte er die sofortige Absage der Volksabstimmung und die Übergabe der Macht an die österreichischen Nationalsozialisten. Daraufhin trat Schuschnigg zurück. In dem folgenden Durcheinander besetzte eine kleine Nazigruppe das Innenministerium, dem die Polizei unterstand. Einzig Bundespräsident Wilhelm Miklas widersetzte sich Hitlers Forderung, Seyss-Inquart zum österreichischen Kanzler zu ernennen. Die Deutschen wurden ungeduldig; sie veröffentlichten ein gefälschtes Telegramm, in dem die österreichische Regierung die Deutschen um militärische Unterstützung bat, was Hitler dazu legitimierte, den Befehl zum Einmarsch zu unter-

DIE NEUE UNORDNUNG

schreiben. In der Überzeugung, nichts mehr tun zu können, unterschrieb Miklas nun widerwillig die Ernennungsurkunde für Seyss-Inquart.

Während all dieser dramatischen Ereignisse befand sich Gretl Stenborough mit ihrer Angestellten Elisabeth Faustenhammer an Bord der *SS Manhattan* auf dem Atlantik. Sie waren auf dem Weg nach New York. Es stand nicht allzu gut mit ihr. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Vermögen ihr entglitt, und hatte in den letzten Wochen verzweifelt versucht, ihre Kunstsammlung zu verkaufen. Vor der Abreise nach New York hatte sie den grössten Teil davon verpacken und in ein Lagerhaus in Wien transferieren lassen. Die Behörden hatten ihr die Ausfuhrgenehmigung erteilt; in New York wollte sie sich um den Verkauf ihrer Bilder kümmern. Doch als das Schiff am 18. März im New Yorker Hafen einlief, hatte ihr Heimatland aufgehört zu existieren. Als «Ostmark» war es zu einer Provinz des Deutschen Reichs geworden. Wenn Gretl nicht bereits an Bord des Schiffes vom «Anschluss» Österreichs erfahren hatte, so konnte sie am Tag ihrer Ankunft alles darüber in den Zeitungen lesen. «Einmarsch deutscher Truppen in Österreich», lautete die Schlagzeile der *New York Times*. Es gab einen langen Artikel, in dem Teile der Rede von Feldmarschall Hermann Göring zitiert wurden. Göring beschwor ein grossdeutsches Reich herauf, in dem fünfundsiebzig Millionen Deutsche unter dem Hakenkreuzbanner vereint wären.

Was Gretl in New York nicht erfahren konnte, war, dass die neue Regierung die Ausfuhrgenehmigung für ihre Besitztümer zurückgezogen hatte. Die versiegelten Kisten mit ihren Gemälden waren zurückgeschickt worden an ihre Adresse in der Kundmanngasse.

IV

«Anschluss» und Auflösung

53 Ein Patriot in Schwierigkeiten

Am 11. März 1938 – «Österreichs längstem Tag» – marschierten Truppen der deutschen 8. Armee an der Nordseite der österreichisch-deutschen Grenze auf. Nervös erwarteten sie den Befehl zum Beginn der «Operation Otto». Sie wussten nicht, in welchem Mass sie bei der Überschreitung der Grenze Widerstand zu erwarten hatten; mit freudiger Überraschung hätten sie es zur Kenntnis genommen, wenn sie zu diesem Zeitpunkt erfahren hätten, dass das ganze Land bereits dabei war, zur Feier ihrer Ankunft Hakenkreuzfahnen zu entrollen. Arthur Seyss-Inquart war erst in den frühen Morgenstunden des 12. März als österreichischer Bundeskanzler im Amt. Noch beherrschte er nur die Innenpolitik. Teile seiner nationalsozialistischen Polizeitruppen arbeiteten mit Heinrich Himmlers Agenten zusammen; nun sollten sie in einer grossangelegten Aktion eilig dafür sorgen, dass der bevorstehende Einmarsch der deutschen Wehrmacht reibungslos vonstattengeht. Jeder Akt des Widerstands musste verhindert, jeder potentielle Störenfried ausgeschaltet werden, bevor die deutschen Truppen sich in Marsch setzten. In Wien begannen grossangelegte Inhaftierungen und Deportationen von österreichischen Staatsbürgern, die sich allzu patriotisch gebärdeten. Im Lauf der ersten Verhaftungswelle wurden sechsundsiebzigttausend Männer und Frauen von der Polizei befragt. Sechstausend Menschen, die verdächtigt wurden, die österreichische Unabhängigkeit oder Schuschnigg's Plebiszit zu favorisieren, wurden ihrer Ämter in Regierung, Erziehungswesen und anderen Zivilbehörden enthoben.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Da man fürchtete, die Heimwehr und die Vaterländische Front könnten sich der Wehrmacht militärisch widersetzen, zählten diese Formationen zu den Hauptangriffszielen der Deutschen. Starhemberg floh mit seiner jüdischen Frau, der Schauspielerin Nora Gregor, über die Schweizer Grenze; Emil Fey, der ehemalige Chef der Wiener Heimwehr, soll sich erschossen haben – allerdings wiesen die Indizien darauf hin, dass er ermordet wurde; Pauls Freund Franz, Fürst von Windisch-Grätz, der Adjutant Starhembergs, floh nach Frankreich. Kurt von Schuschnigg hatte sich trotz aller anderslautenden Ratschläge nicht zur Flucht entschliessen können und wurde unter Hausarrest gestellt. 1941 kam er ins Konzentrationslager Sachsenhausen. Einem Bericht zufolge musste er mitansehen, wie sein fünfzehn Jahre alter Sohn von Wachen zu Tode geprügelt wurde. Angeblich hatte er als Mitglied eines «Todestransportkommandos» mithelfen müssen, die Leichen einiger Hundert russischer Kriegsgefangenen zu begraben, die von Himmlers SS ermordet worden waren. (Dieser Bericht erwies sich später als falsch.)

Es ist nicht bekannt, ob die Naziagenten von Pauls Verbindungen zur Heimwehr wüssten. Vermutlich hatte er seine Zahlungen nicht offiziell getätigt, doch im Wiener Hauptquartier der Heimwehr oder in Starhembergs Schloss in Waxenberg bei Linz gab es sicher Spuren, die auf ihn verwiesen. Ausserdem hatte Paul seine patriotischen Überzeugungen nie geheim gehalten, so dass es der Polizei sicher nicht schwerfiel, auf ihn zu kommen. Am 11. März, am Tag vor der deutschen Invasion, wurde er verhaftet und von der Polizei verhört. Unmittelbar darauf verlor er seine Stelle als Klavierdozent am Konservatorium. Er wurde nicht angeklagt, sondern gegen Kautions auf freien Fuss gesetzt und wahrscheinlich weiterhin beobachtet. Es ist möglich, dass man ihn zwang, den Eid auf die Nationalsozialisten zu schwören, doch schwer vorstellbar, dass er es mit Anstand tat. Ganz sicher befahl man ihm, an seinem Haus eine riesige Hakenkreuzfahne zu befestigen. Erna Otten, eine seiner Schülerinnen, erinnert sich, dass sie in dieser Zeit einmal mit dem Fahrrad zu einer Unterrichtsstunde bei Paul fuhr. In der Ringstrasse war ein laut-

EIN PATRIOT IN SCHWIERIGKEITEN

starker Aufmarsch der Nazis im Gang. Als sie das Palais Wittgenstein erreichte, sah sie die Hakenkreuzfahne am Gebäude. Paul reagierte mit schmerzlichem Bedauern. «Als ich in den Saal kam, entschuldigte sich der Professor. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er die Hand aufs Herz legt. Er hat gesagt, er könne es nicht anders machen, sonst hätten sie ihn gleich verhaftet.»

Am 11. März, dem Tag seiner Entlassung, liess sich Paul von Josef Reitler, seinem Vorgesetzten am Konservatorium, ein Empfehlungsschreiben geben, das er eine Woche später von einem vereidigten Gerichtsdolmetscher ins Englische übersetzen liess:

«Paul Wittgenstein wurde von mir eingeladen, am Neuen Wiener Konservatorium eine Klavierdozentur zu übernehmen. Bis heute leitet er an unserem Institut mit ausserordentlichem öffentlichem Erfolg die Abschlussklasse im Fach Klavier.

Ein einarmiger Pianist hat mit vielen Vorurteilen zu kämpfen. Paul Wittgenstein, dem die grössten lebenden Komponisten Werke für die linke Hand widmeten, hat dank seiner eminenten künstlerischen und pädagogischen Fähigkeiten und seiner grossen Energie all diese Vorurteile Lügen gestraft. Wie es in einer Klasse des Konservatoriums unumgänglich ist, standen seine Fähigkeiten im Umgang mit mittelmässig talentierten Schülern auf dem Prüfstand. Die Resultate seiner individualistischen Unterrichtsmethoden sind umso bemerkenswerter. In diesem Zusammenhang muss eine Eigenschaft Paul Wittgensteins hervorgehoben werden: sein Idealismus, eine Tugend, die in unserer Zeit rar geworden ist. Sowohl auf dem Konzertpodium wie im Klassenraum war dieser schöne Idealismus immer Paul Wittgensteins Leitstern.

In der schmerzlichen Stunde des Abschieds gehorche ich nur der gebieterischen Weisung meines Herzens, wenn ich hiermit die Grösse des Künstlers und die Verdienste des Menschen Paul Wittgenstein be-glaubige.

(gezeichnet:) Professor Joseph Reitler»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Kurz vor Morgengrauen an dem Tag, an dem Professor Reitler seine Empfehlung schrieb, überschritten die deutschen Truppen die Grenze. Hitler hatte sich auf den Schenkel geschlagen und gerufen: «Jetzt geht's los», als er den Marschbefehl unterschrieb. Seine Soldaten machten sich vorsichtig auf den Weg, die Hand am Abzug ihrer Gewehre, doch bald stellten sie erleichtert fest, dass die österreichischen Grenzwachposten ihre Posten verlassen und vor ihrem Abzug entgegenkommenderweise noch alle Barrieren zur Seite geräumt hatten. Bei der ganzen Operation fiel kein Schuss, und die Deutschen wurden überall auf ihrem Weg nach Wien mit Lächeln und Freudenschreien, «Heil-Hitler!»-Rufen und dem Entrollen Tausender von Hakenkreuzfahnen willkommen geheißen.

Kurz vor sechzehn Uhr an diesem Nachmittag überschritt Adolf Hitler selbst in seinem Geburtsort Braunau am Inn die Grenze. Österreich war offiziell noch immer ein unabhängiger Staat. Seyss-Inquart war Kanzler, Wilhelm Miklas Präsident, und der Führer liess bekanntgeben, dass er nicht als Eroberer kam, sondern einfach, um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Der herzliche Empfang, der ihm überall bereitet wurde, besonders von den guten Bürgern von Linz, liess ihn jedoch immer kühner werden, und binnen zweier Tage war nicht mehr euphemistisch von «Anschluss» die Rede, sondern immer offener von «Machtübernahme». Kardinal Innitzer, Oberhaupt der katholischen Kirche Österreichs, hatte noch eine Woche zuvor erklärt, dass die Katholiken, als österreichische Bürger, für ein freies und unabhängiges Österreich kämpfen würden. Jetzt schickte er Hitler seine herzlichsten Grüsse, alle Kirchen mussten sich mit Hakenkreuzfahnen schmücken, und die Glocken läuteten, um den neuen Helden willkommen zu heissen. Am nächsten Tag wurde Hitlers mit rauer Stimme vorgetragene demagogische Rede auf dem Heldenplatz in Wien von zweihunderttausend Anhängern ekstatisch gefeiert, und binnen eines Monats erbrachte eine Volksabstimmung (von der Juden, Sozialisten und Austrofaschisten ausgeschlossen waren) ein Ergebnis von 99,73 Prozent für den «Anschluss».

EIN PATRIOT IN SCHWIERIGKEITEN

Der Führer versprach den Österreichern unentgeltliche Ferien für ihre Kinder und billige «Kraft-durch-Freude» – Urlaube für die Arbeiter; er versprach ihnen Geld, damit sie sich Radios kaufen und seinen Reden lauschen konnten, Geld für den Strassenbau, Geld, das sie vor der Arbeitslosigkeit retten sollte. Es waren aufregende und freudige Zeiten für den grössten Teil des österreichischen Volkes. Selbst diejenigen, die anfangs gegen den «Anschluss» gewesen waren, waren nun zum Umdenken bereit. Die Nachricht von der Absetzung der Volksbefragung Schuschnigg am 13. März hatte zum Beispiel das abgelegene Dorf Tarrenz nicht rechtzeitig erreicht. Die Einwohner hatten dennoch zu hundert Prozent für die Unabhängigkeit votiert. Weniger als einen Monat später sah das Ergebnis völlig anders aus: Zu hundert Prozent stimmten die Wähler jetzt für den «Anschluss».

Selbstverständlich gab es Ausnahmen. Sozialisten, Austrofaschisten und Freimaurer wurden verfolgt, ebenso die Juden, die besonders unter den Ausschreitungen des ausser Rand und Band geratenen Pöbels litten. Ihre Läden wurden zerstört, mit Brettern vernagelt oder mit Aufschriften beschmiert, und die Eigner wurden unter Druck gesetzt, damit sie ihre Geschäfte an «arische» Konkurrenten verkauften. Im Prater wurde eine Gruppe von Juden von einem wilden Mob dazu gezwungen, sich auf Hände und Knie niederzulassen und Gras zu essen; andere mussten das Strassenpflaster ablecken oder vor einer johlenden Menge mit ihren Gebetsschals Toiletten putzen. Am 17. März befahl Reinhard Heydrich, später ein wichtiger Organisator des Holocaust, die Verhaftung von Nationalsozialisten, die sich in den vorangegangenen Tagen schwerwiegende und «total undisziplinierte» Angriffe gegen Juden erlaubt hatten. Doch die Wirkung seiner Anweisung blieb so gut wie folgenlos. Die offizielle Diskriminierung, deren Verlust der Bürgerrechte, ermutigte jegliche Art von Gewalttaten gegen Juden.

In den ersten Tagen nach dem «Anschluss» sollen etwa fünfhundert Juden Selbstmord begangen haben. Eine viel grössere Zahl von ihnen

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

floh aus dem Land; doch die Mehrheit wollte nicht glauben, dass die 1935 vom Reichstag angenommenen Nürnberger Rassengesetze mit ihrem Gefolge von neuen antisemitischen Gesetzen und Verordnungen in Wien durchgesetzt werden konnten, einer Stadt mit einer so grossen und so gut integrierten jüdischen Bevölkerung. Früher oder später, so glaubten sie, würden die Nazis von ihnen ablassen und sich auf dringendere Probleme konzentrieren. Niemand hätte vorhersehen können, mit welcher brutaler Effizienz die bald darauf eingerichtete «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» unter ihrem Leiter, SS-Obersturmführer Adolf Eichmann, ihre Arbeit verrichtete. Die ersten antisemitischen Verordnungen wurden am Tag des «Anschlusses», dem 12. März, ausgeführt, und schon am 28. Mai wurden alle Nürnberger Gesetze (rückwirkend ab dem 13. März) juristisch bindend. Juden hatten kein Wahlrecht mehr, durften in Presse, Politik, Administration, Rechtswesen, Kunst und Kultur keine Ämter mehr ausüben, durften nicht mehr auf Parkbänken sitzen und so weiter – dadurch sollte ihnen, wie Hitler es ursprünglich vorgehabt hatte, das Leben im Reich so vergällt werden, dass sie aus freien Stücken das Land verliessen. Doch die Ausführung dieses Plans erwies sich als viel schwieriger, als Hitler und seine Parteigenossen es sich vorgestellt hatten. Durch den «Anschluss» waren die Deutschen für all jene Juden, die seit 1933 aus Deutschland nach Österreich geflohen waren, wieder verantwortlich; ausserdem hatten viele österreichische Juden gar nicht die Mittel, um auswandern zu können. Tausende klammerten sich an die Hoffnung, dass die Beschränkungen ihrer Rechte in nächster Zukunft aufgehoben würden und die Verfolgungen im Lauf der Zeit nachliessen. Binnen eines halben Jahrs sollen 45'000 Juden aus der «Ostmark» ausgewandert sein. Himmlers Aufgabe bestand nun darin, rasch einen Weg zu finden, um sich der restlichen 150'000 zu entledigen.

Drei Jahre später war die Emigration der Juden aus dem Reich noch immer nicht abgeschlossen, und Hitler schäumte vor Ungeduld. «Der

EIN PATRIOT IN SCHWIERIGKEITEN

Jude muss aus Europa heraus», sagte er zu Heinrich Himmler und Generalstabschef Kurt Zeitzler beim Mittagessen. Und er fuhr fort:

«Letzten Endes: ich weiss nicht, ich bin kolossal human. Zur Zeit der päpstlichen Herrschaft in Rom sind die Juden misshandelt worden. Bis 1830 wurden acht Juden jedes Jahr durch die Stadt getrieben, mit Eseln. Ich sage nur, er muss weg. Wenn er dabei kaputtgeht, da kann ich nicht helfen. Ich sehe nur eines: die absolute Ausrottung, wenn sie nicht freiwillig gehen.»

Ende März kam Paul eines Morgens in Hermines Zimmer und sagte mit vor Entsetzen bleichem Gesicht: «Wir gelten als Juden.» Er und alle seine Geschwister waren nun plötzlich und unerwarteterweise den antisemitischen Beschränkungen und Verboten der nationalsozialistischen Regierung unterworfen. Nachdem man ihn wegen seines unverhohlenen Patriotismus seine Stelle am Konservatorium weggenommen hatte, war es ihm nun verboten, an einer öffentlichen Institution Unterricht zu erteilen oder irgendwo im Reich öffentlich aufzutreten. Bald nahmen die Nazis auch Hermines «Knabenbeschäftigungsanstalt» ins Visier. Ein Trupp uniformierter Männer mit wehenden Hakenkreuzfahnen marschierte auf, während sie ihre Jungen unterrichtete, und befahl ihr, das Gebäude bis vier Uhr nachmittags zu räumen. Man benötige es für die Schulung der Hitlerjugend. Bald entdeckten die Nazis auch Hilde Schania und ihre beiden Kinder in ihrer Wohnung in der Gersthofer Strasse 30. Die Verbindung mit Paul war nicht länger zu verheimlichen. Die Kinder selbst waren Beweis genug, dass ein Jude, der Vater von Elisabeth und Johanna, sich der «Rassenschande» schuldig gemacht hatte. Das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» hatte auch den ausserhehlichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden unter Strafe gestellt.

Doch bevor man dazu kam, diese Anschuldigung zu erheben, wurden

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Paul und Hermine eines weiteren Vergehens überführt: Sie hatten nämlich gegen ein Gesetz des Führers vom 12. März verstossen, das sogenannte Reichsflaggengesetz, das Juden untersagte, Hakenkreuzsymbole zur Schau zu stellen. Ironie des Schicksals: Die verhasste Fahne, die Paul auf Befehl der Gestapo aus einem Fenster seines Hauses gehängt hatte, musste nun auf Geheiss derselben fanatisierten Obrigkeit wieder eingeholt werden, weil die Bewohner des Hauses jetzt Juden waren und kein Recht dazu hatten, die Nazifahne zu hissen.

54 Erste Pläne

Karl Lueger, der antisemitische Wiener Bürgermeister der Jahrhundertwende, definierte einmal einen Juden, indem er die eingängige Formel benutzte: «Wer ein Jud' ist, bestimme ich!» Auch Hitler nahm dieses Privileg für sich in Anspruch. Bei seltenen Gelegenheiten gewährte er Juden, die ihm gefielen, sogar Zertifikate arischer Abstammung. Doch er bestand auf dem Recht, jeden einzelnen Antrag mit Fotos und Empfehlungsschreiben persönlich zu überprüfen. In den meisten Fällen ging es darum, ob ein jüdischer Vorfahre oder ein Arier der männlichen Linie der wahre Vater des Antragstellers war. In unentschiedenen Fällen wurden beeidigte Erklärungen verlangt. Als die Gestapo beispielsweise entdeckte, dass der Vater des hitlertreuen Generalfeldmarschalls Erhard Milch Jude war, brachte Milch seine Mutter dazu, eine Erklärung zu unterschreiben, in der sie schwor, dass sein wahrer Vater der Arier Karl Bauer sei, ihr Onkel.

Um unter dem neuen Regime ein rechtlich gesichertes Dasein führen zu können, brauchte man die Staatsbürgerschaft des Deutschen Reichs, die nur nach Vorlage eines Ariernachweises gewährt wurde. Dabei tauchten Probleme auf. War ein Jude jüdisch durch seine Abstammung oder seine Religion? Was, wenn ein Vater, eine Mutter jüdischer Abstammung, aber in einer christlichen Familie aufgewachsen war? All

ERSTE PLÄNE

diese Fragen sollten durch die Nürnberger Rassengesetze von 1935 gelöst werden. Es wurde festgelegt, dass Jude war, wer in der Grosseltern-generation mindestens drei jüdische Vorfahren hatte, beziehungsweise zwei, wenn diese am Stichtag des 15. September 1935 oder danach entweder mit einem Juden/einer Jüdin verheiratet oder Mitglied einer jüdischen Gemeinde waren. Ferner wurde festgelegt, dass die Konversion zum Christentum eines jüdischen Grosselternteils den «rassischen» Status dieser Person nicht änderte; nach dem Gesetz blieb er oder sie ein Jude/eine Jüdin. Doch es zeigte sich, dass selbst diese Bestimmungen noch nicht eindeutig genug waren. Im März 1936 publizierte der «Reichsverband der nichtarischen Christen» ein Mitteilungsblatt, in dem problematische Situationen in Form von Fragen und Antworten geklärt werden sollten. Ein Beispiel:

«Frage: Was ist zu der Ehe eines Halbbariers mit einer Frau zu sagen, die einen arischen Elternteil hat, deren arische Mutter aber zum Judentum übertrat, so dass das Kind jüdisch erzogen wurde? Was ist weiter über die Kinder aus dieser Ehe zu sagen?»

Aus dieser massiven Unsicherheit entstanden Tausende von Überraschungen und Anomalien. Viele Menschen hatten nicht die leiseste Ahnung, was die Rasse oder die Religion ihrer Grosseltern gewesen war. Weitere Ermittlungen zeigten, dass es viel mehr jüdisches Blut im System gab, als die Nazis je erwartet hatten. Als sie herausfanden, dass Johann Strauss, der «Walzerkönig», jüdische Vorfahren hatte, versuchten sie mittels Aktenmanipulation, diese Tatsache zu vertuschen. Ähnliche Komplikationen entstanden, als die Vorfahren von Richard Wagners Ehefrau und von Mozarts Librettist Lorenzo da Ponte unter die Lupe genommen wurden; nur durch besondere Verfügungen konnten Aufführungsverbote von *Figaros Hochzeit*, *Don Giovanni* oder dem *Donauwalzer* verhindert werden, und Hitler konnte weiterhin in Begleitung seiner Freundin, der Schwiegertochter des Komponisten, die Bayreuther Festspiele besuchen und in Wagners Musik schwelgen.

Es gab ein böses Erwachen, als viele aktive Parteimitglieder feststel-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

len mussten, dass sie nach den Kriterien der Nürnberger Gesetze selbst als Juden galten. Unity Mitford, Hitlers geistlose englische Freundin, berichtet ihrer Schwester Diana, was sie über eine Frau namens Eva Baum erfahren hatte: «Man hat entdeckt, dass sie Halbjüdin ist. Ist das nicht unglaublich (...)? Sie tut mir wirklich leid, denn die Partei & C ihr Hass auf die Juden war ihr Ein und Alles.» In einem weiteren Brief an ihre Schwester erzählt Unity Mitford von ihrem Freund Heinz, SS-Mitglied und Nazi «aus Überzeugung», der plötzlich feststellen musste, dass auch er zur Hälfte jüdisch war. Seine Frau hatte Unity gebeten, bei Hitler ein gutes Wort für ihn einzulegen: «Natürlich war der arme Heinz völlig erledigt, als er das hörte, & er wollte sich sofort erschiessen, was sicher der beste Ausweg gewesen wäre (...) Ist es nicht einfach schrecklich für sie? Die Armen. Ich muss sagen, ich war wirklich schockiert, als sie es mir sagten.»

Auf den ersten Blick schien der Fall der Familie Wittgenstein klar zu sein. Alle Geschwister waren als katholische Christen aufgewachsen. Dasselbe galt für ihre Eltern, Karl und Leopoldine. Die Grossmutter mütterlicherseits, Marie Kalmus (geborene Stallner, 1825-1911) war nichtjüdisch und katholisch, doch ihr Mann, der Grossvater mütterlicherseits Jakob Kalmus (1814-1870) war nach Herkunft und Erziehung Jude. 1832 war er mit seiner Mutter zum Katholizismus übergetreten. Auf der väterlichen Seite gab es die Grossmutter Franziska Figdor (1814-1890), die Jüdin war, aber als Heranwachsende getauft wurde, und ihren Mann Hermann Christian Wittgenstein (1802-1878), der laut seiner Taufurkunde von 1839 «im jüdischen Glauben erzogen» worden war. Somit waren die Grosseltern zu drei Vierteln jüdisch und ihre Enkel nach den Nürnberger Gesetzen «Volljuden».

Hermine schreibt: «Unsere engste Familie hatte sich nie für Juden gehalten (...).» Diese Überzeugung gründete sich allein auf das Wissen darum, dass die Vorfahren Christen geworden waren. Den Geschwistern war aber sehr wohl bewusst, dass jüdisches Blut in ihren Adern floss. Einige Zeit vor dem Tod seines Vaters hatte sich Paul stark für die Fami-

ERSTE PLÄNE

liengeschichte interessiert. Er hatte Stammbäume ausfindig gemacht, die seine Abkunft von etlichen bedeutenden Mitgliedern der Wiener Judenschaft bewiesen, etwa dem Hoffinancier und Oberrabbiner Samson Wertheimer (1678-1724) und dem berühmten Heereslieferanten und Hofbankier Samuel Oppenheimer (1635-1703). Auf diese Weise kann auch seine Verwandtschaft mit zwei der grössten jüdischen Komponisten des neunzehnten Jahrhunderts nachgewiesen werden, Giacomo Meyerbeer und Felix Mendelssohn-Bartholdy. In ihrer Jugend hatten Paul und Ludwig einmal die Mitgliedschaft in einem Wiener Sportverein beantragt. Als man ihnen sagte, dass nur Arier aufgenommen würden, wollte Ludwig das Antragsformular fälschen; Paul hatte dabei nicht mitgemacht. Als ihr Onkel Louis von seiner Schwester Milly einmal gefragt wurde, ob sie wirklich jüdischer Herkunft seien, hatte er geantwortet: «Pur sang, Milly, pur sang.» Er selbst war selbstverständlich überzeugter Christ gewesen. Als man auch in England über den Antisemitismus der Nazis zu sprechen begann, quälte Ludwig das schlechte Gewissen. Zu ungelegener Stunde sprach er bei seinen Freunden vor, um ein «Geständnis» abzulegen. Er fühlte sich schuldig, weil er der Annahme Vorschub geleistet hatte, er käme aus einer arischen aristokratischen Familie, statt den Leuten von Anfang an zu sagen, dass er Jude war.

Die Wittgensteins schienen also immer von ihrer jüdischen Herkunft gewusst zu haben und in einiger Hinsicht stolz darauf gewesen zu sein. Doch als eine Familie, die seit drei Generationen aus praktizierenden Christen bestand, verneinten sie im Jahr 1938 (wenn nicht schon lange vorher) die folgenschwere Frage: Seid ihr Juden?

Als Ludwig vom «Anschluss» erfuhr, war er überrascht. Er hatte nie geglaubt, dass so etwas tatsächlich passieren könnte. Aus Irland, wo er sich aufhielt, kehrte er sofort nach Cambridge zurück und schrieb an Paul und Hermine, dass er, falls nötig, unverzüglich nach Wien reisen werde. Vorsichtigerweise holte er sich Rat bei seinem Freund, dem Ökonomen

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Piero Sraffa. Sraffa sagte ihm, die Fahrt nach Österreich sei zu gefährlich; es stehe zu befürchten, dass die Behörden ihn nicht mehr ausreisen liessen. Ausserdem werde er seinen österreichischen Pass verlieren. Man werde ihm deutsche Ausweispapiere anbieten, und wenn man seine jüdische Herkunft entdeckte, würde man ihm womöglich nicht einmal mehr einen deutschen Pass ausstellen. Vor die unangenehme Wahl gestellt, entweder Staatsbürger des Deutschen Reichs zu werden (was mich, «abgesehen von all den üblen Konsequenzen, einfach *abstösst*») oder einen britischen Pass zu beantragen («was ich immer abgelehnt habe, weil ich kein falscher Engländer werden will»), wählte Ludwig das Letztere. Im Jahr darauf, am 14. April 1939, erhielt er die britische Staatsbürgerschaft.

Am 18. März 1938 hatte er noch immer nichts von seiner Familie in Wien gehört. Über die neue Lage der Dinge wusste er Bescheid: «Durch die Annektion Österreichs bin ich deutscher Staatsbürger geworden, nach den deutschen Gesetzen bin ich ein deutscher Jude (da meine Grosseltern bis auf eine Grossmutter erst im jugendlichen Alter getauft wurden).» Was den Rest seiner Familie betraf, so war er der Ansicht: «Sie sind fast alle zurückgezogen lebende und sehr angesehene Leute, die immer patriotisch gefühlt und gehandelt haben, deshalb ist es unwahrscheinlich, dass ihnen gegenwärtig irgendeine Gefahr droht.»

Auch Paul und Hermine glaubten das. Keiner von ihnen hatte sich die Mühe gemacht, die Nürnberger Rassengesetze genauer zu lesen. Argloserweise nahmen sie an, dass sie, selbst wenn das neue Regime ihnen ihre jüdische Herkunft vorwerfen sollte, durch das grosse öffentliche Prestige der Familie geschützt wären. Sie müssten nur erklären, wie edel, hochgeschätzt und vaterlandstreu die Wittgensteins immer gewesen waren und bekämen daraufhin ihre «Deutschblütigkeitserklärungen».

Es lag auf der Hand, dass es so einfach nicht werden konnte. Paul sprach zunächst allein bei dem zuständigen Amt am Minoritenplatz vor. Er wartete einige Stunden in einer Schlange im Vorzimmer und bekam

ERSTE PLÄNE

dann den Bescheid, dass man nichts für ihn tun könne. Sein Antrag auf Sonderbehandlung wurde abgewiesen.

Am 30. April kam Gretl aus Amerika zurück. In Paris hatte sie sich kurz mit Ludwig getroffen, um mit ihm über die Lage zu konferieren und um Jerome zu besuchen. Als sie in Wien eintraf, fehlte es ihr nicht an Einfällen zur schnellen Bewältigung der Situation. Ihr ganzes erwachsenes Leben hindurch hatte sie Diplomaten, Politiker und wichtige staatstragende Persönlichkeiten bei sich zu Gast gehabt. Jetzt, in diesem für ihren Staat und ihre Familie so prekären Moment, wollte sie zeigen, was sie durch ihre Energie und ihre besonderen Fähigkeiten bewirken konnte. Sie sagte, es sei reine Zeitverschwendung gewesen, sich an die Behörden in Wien zu wenden, dort sässen nur pedantische Machtmenschen. Sie kenne viel wichtigere Leute, hochrangige NSDAP-Mitglieder in Berlin. An sie müsse Paul sich wenden, mit einem Schreiben, in dem er alles aufzählen solle, was die Familie für ihr Vaterland geleistet hatte.

Hermine war für die Einzelheiten verantwortlich. Sie schrieb an Ludwig, bat ihn um Unterstützung und um eine Liste seiner Orden und verdienstvollen Taten im Krieg und im Zivilleben. Womöglich fürchtete Ludwig, dass durch Gretls Vorhaben sein eigener Antrag auf britische Staatsbürgerschaft gefährdet werde. An Paul schrieb er:

«Der Sicherheit wegen schreibe ich auch Dir auf Minings [Hermine] Anfrage: da ich mich Eurem Gesuch zwar nicht anschliessen werde, aber *von seiner Berechtigung für Euch überzeugt bin*. Meinen Kriegsdienst etc. könnt Ihr selbstverständlich anführen; nur darf das nicht zu dem Missverständnis führen, als sei ich dadurch automatisch an dem Gesuch beteiligt. In herzlicher Liebe + mit guten Wünschen

Dein

Ludwig»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Die Absicht des Schreibens, das Hermine vorbereitete, bestand darin, «durch die beigefügten Daten und Legenden die deutschchristliche Einstellung der Familie W. und ihre zahlreichen Verdienste um ihr Vaterland [zu] beweisen». Neben einem sorgfältig gezeichneten Stammbaum der Familie wurde festgestellt, dass die Wittgensteins auch weiterhin beträchtliche Spendensummen für karitative Zwecke aufbringen würden, «obwohl das Familienvermögen durch die Einwirkungen des Weltkrieges und insbesondere der Inflation sehr bedeutend geschmälert wurde». Es war nicht schwer, eine Liste von Pauls militärischen Auszeichnungen und einige seiner weniger geheimen Geldspenden zusammenzustellen. Was Ludwig betraf, musste Hermine sich an einige seiner Kriegskameraden wenden; sie bat sie, ihr mitzuteilen, was sie von ihm verliehenen Orden und Ehrenzeichen wussten. Über Kurts militärische Laufbahn sollte nur mitgeteilt werden, dass er sich durch Tapferkeit auszeichnete und sich am Ende erschoss, um der Gefangennahme durch die Italiener zu entgehen; man kam überein, von der Befehlsverweigerung seiner Soldaten nichts zu erwähnen.

Die Spendenliste erwies sich als problematisch. Bei ihren Nachforschungen entdeckte Hermine, dass ein grosser Teil des von der Familie für karitative Zwecke aufgebrachten Geldes verschwendet worden war. Riesige Summen waren in dunklen Kanälen versickert: etwa die Million Kronen, die Ludwig für die Konstruktion einer Mörserkanone gespendet hatte; die gleiche Summe, die Kurt einer gemeinnützigen Organisation hinterlassen hatte; oder eine Summe von sechshunderttausend Kronen, die Dr. von Eiseisberg für die Krebsforschung hatte verwenden wollen. Hermine fand auch zahlreiche Beispiele von kleineren Geldspenden, von deren Verbleib niemand mehr etwas wusste, und jede neue Entdeckung dieser Art machte sie unglücklicher.

Als die Behörden herausfanden, dass ihr Vater 1898 vierzigtausend Florin für den Bau des «Goldenen Krautkopfs» (die Ausstellungshalle der Wiener Secession) gespendet hatte, verlangten sie die Entfernung einer an dem Bau angebrachten Plakette, die auf diesen Akt jüdischer

ERSTE PLÄNE

Grosszügigkeit hinwies. Nach Hitlers Meinung gehörte es zum Charakter der Juden, ihre Mitmenschen zu «begaunern». Erst als Händler und Verbrecher, und «schliesslich werden sie Philanthropen und machen Stiftungen. Wenn ein Jude das tut, so wird das besonders vermerkt – man weiss, er ist ein Schweinehund (...), sieht man aber näher hin, so merkt man, dass das oft die gerissensten Juden sind. Die Arier sagen dann, ja, was wollt ihr denn, es gibt doch auch gute Juden.»

Anfang Juni reisten Paul und Gretl mit Hermines sorgfältig zusammengestellten Dossiers nach Berlin, der dynamischen und kosmopolitischen Metropole von Hitlers Reich. Hier, in der Höhle des Löwen, in der Stadt, die das Hauptquartier der Nationalsozialisten beherbergte, fühlten sich Juden sicherer als in Wien. Schon als sie am Anhalter Bahnhof aus dem Zug stiegen, bemerkten Paul und Gretl, dass in Berlin nicht jeder Mann mit Hakenkreuz-Armbinden umherlief wie in Wien; dass die jüdischen Läden nicht mit roter Farbe beschmiert waren. Juden durften hier noch immer Theater und Kinos besuchen, sie durften sich in Cafés und Restaurants treffen und Geschäfte führen, die auch Arier betreten. In den Schaufenstern am Kurfürstendamm sahen sie nur ein Schild, das bekanntgab, dass Juden in diesem Laden nicht bedient würden; in Wien waren solche Schilder überall zu sehen. Von Berlin aus gesehen, schien die Hauptstadt des alten Österreich ein vom braunen Pöbel beherrschtes Provinznest zu sein.

Gretl hatte es irgendwie fertiggebracht, dass sie von Hitlers Adjutanten, Hauptmann Fritz Wiedemann, empfangen wurden. Das Treffen fand im Kanzleramt statt. Es ist denkbar, dass es von den Dodds arrangiert wurde. William Dodd, der amerikanische Gesandte in Berlin, kannte Jerome und Gretl. Seine Tochter Martha wurde mit Ji zusammen auf Partys in Washington gesichtet. Dodd hasste alle Nazis, mit Ausnahme von Hermann Göring, und hatte Berlin im Dezember 1937 verlassen. Martha hatte ein Buch geschrieben, in dem sie den erotisch anziehenden Wiedemann sehr unvoreilhaft schilderte: «[Sein] grossflächiges Gesicht mit

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

den buschigen Brauen und einer extrem niedrigen Stirn wirkte eher anziehend (...) Aber ich gewann den Eindruck einer eher unkultivierten, primitiven Intelligenz, ausgestattet mit der Schläue und Verschlagenheit eines Tieres und [ohne] alle Nuancen und Feinheiten.»

Wahrscheinlicher ist es, dass Gretl Wiedemann über seine Geliebte kennenlernte, die ehrgeizige Prinzessin Stephanie von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, die Anfang April in denselben Washingtoner Diplomatenkreisen verkehrte wie Gretl. Die beiden Frauen waren einander zuvor schon in Wien und in Paris begegnet. In gewisser Hinsicht waren sie Rivalinnen, denn sie galten beide als prominente Wiener Gastgeberinnen, liessen beide im gleichen kleinen Kreis einflussreicher Diplomaten ihre weiblichen Reize spielen und nutzten beide mit beträchtlichem Erfolg die sorgfältig geknüpften gesellschaftlichen Verbindungen zum eigenen Wohl. Die Prinzessin (sie hatte einen unehelichen Sohn von Franz Salvator von Toskana, einem Mitglied derselben Familie, die den Stonboroughs die Schlossvilla Toscana in Gmunden zuerst vermietet und später verkauft hatte) war die Geliebte Fritz Wiedemanns geworden. Hitler hatte sie kennengelernt, als sie als Botschafterin für den britischen Zeitungsbaron Lord Rothermere tätig gewesen war; nun konnte sie dank Wiedemann in seiner Nachbarschaft leben.

Hitler war kurzzeitig in Prinzessin Stephanie verliebt gewesen, doch als Paul und Gretl mit Fritz Wiedemann zusammentrafen, hatte er herausgefunden, dass sie Jüdin war, ein Verhältnis mit seinem Adjutanten hatte und überdies möglicherweise als Doppelagentin agierte. In einem Gespräch über sie nannte er sie «eine Vogelscheuche». Er fügte hinzu: «Mir ist ein hübsches Kocherl sympathischer wie eine politisierende Dame.»

Aus diesem Grund musste Wiedemann Paul und Gretl erklären, dass ihm der Führer im Moment die kalte Schulter zeige und er keine Audienz für sie arrangieren könne, weil ihm selbst womöglich die Entlassung drohe. Stattdessen vereinbarte er ein Treffen mit SS-Obersturmbannführer Kurt Mayer, dem Leiter der «Reichsstelle für Sippenforschung» am

ERSTE PLÄNE

Schiffbauerdamm ein paar Strassen weiter. Nicht lange nach diesem Treffen wurde Wiedemann von Hitler nach San Francisco versetzt, wo er als deutscher Konsul amtierte. Gretl sagte später, sie habe ihn sehr gemocht, auch wenn er ihnen keine grosse Hilfe gewesen sei.

Kurt Mayer hatte in Geschichte promoviert und stand einer Behörde von einundachtzig Männern und zweiundvierzig Frauen vor. Die meisten waren Ende zwanzig oder Anfang dreissig und hatten alle Hände voll zu tun, um die Lawine von Arisierungsanträgen verzweifelter jüdischer Familien zu bewältigen. Bis zum Ende des Krieges hatten sie zweiundfünfzigtausend Fälle bearbeitet. Weniger als zehn Prozent der Antragsteller erhielten einen positiven Bescheid.

Mayer sass an seinem Schreibtisch und blätterte höflich in den Papieren, die Paul und Gretl ihm gegeben hatten. Ebenso höflich lauschte er den Argumenten, die sie vorbrachten, und schloss dann die Debatte mit der Feststellung, dass die vergangenen Ruhmestaten der Familie Wittgenstein nicht ins Gewicht fielen: Sie hatten drei jüdische Grosselternteile und müssten daher akzeptieren, dass sie offiziell als «Volljuden» galten. Die einzige Hoffnung bestehe darin, dass ein Grossvater oder eine Grossmutter sich als uneheliches Kind eines Ariers erwies. Denn (wie Hermine später berichtet) sei ein zweiter arischer Grosselternanteil unabdingbar für den Anspruch auf den Status von «Mischlingen», was nicht angenehm sei, sie aber wenigstens vor den Folgen der despotischen Gesetze für «Volljuden» schützen würde.

Unter den Tanten und Onkeln, Cousins und Cousinen der Familie hatte es schon lange Gerüchte gegeben, dass der Grossvater Hermann Christian Wittgenstein der uneheliche Sohn eines deutschen Aristokraten sei: Prinz Georg Heinrich Ludwig, eines Sprosses des Geschlechts von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Ein hübsches jüdisches Stubenmädchen (so hiess es) namens Brendel oder Bernardine Simon, das im Haushalt des Prinzen in Laasphe arbeitete, sei von ihm (oder seinem Bruder)

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

schwanger geworden, und um die skandalöse Tatsache zu vertuschen, habe man sie gezwungen, Moses Meyer, den Gutsverwalter des Prinzen, zu heiraten und mit ihm in ein anderes Haus im Kreis Wittgenstein zu ziehen. Dort, in Korbach, soll Hermann Christian Wittgenstein am 12. September 1802 zur Welt gekommen sein. Bis zu seinem siebenunddreissigsten Lebensjahr habe er wahrscheinlich Hirsch (oder Herz) Moses Meyer geheissen. Nach einer napoleonischen Bestimmung von 1808 sollten alle Juden festgelegte Familiennamen annehmen: die Familie hiess nun Wittgenstein. 1839 sei Moses Meyers Sohn Hirsch konvertiert und habe den Vornamen Hermann Christian angenommen.

Kurt Mayer riet Paul und Gretl, diese Spur zu verfolgen. Es sei das Beste, sagte er in ausnehmend höflichem Ton, sie würden einen Ahnenforscher in Dienst nehmen, der die Taufregister von Korbach und Laasphe prüfen sollte. Beide Geschwister hielten nicht viel von diesem Vorhaben. (Ihr Vater Karl hatte die Verbindung zu den Sayn-Wittgensteins immer abgelehnt. Scherzend hatte er «mein Wittgenstein» von «sein Wittgenstein» abgegrenzt.) Doch im Augenblick schien es ihre einzige Chance zu sein. Es war kennzeichnend für die bizarre Politik der Nationalsozialisten, dass im Juni 1938 die Zukunft eines Menschen, seiner Töchter und Söhne, Geschwister, Neffen, Nichten, Cousins und Cousinen allein davon abhing, wer in der grauen Vergangenheit des Jahres 1802 mit wem geschlafen hatte.

55 Gegenangriff

Gretl sagte ihrem Cousin Karl Menger einmal: «Ich will im Gedächtnis behalten werden als die Tochter meines Vaters, die Schwester meiner Brüder und die Mutter meiner Söhne.» Bemerkenswert ist hier das Fehlen des Wunsches, als Frau ihres Mannes erinnert zu werden. Im Juni 1938 war sie von Jerome geschieden worden und hatte von nun an fast nichts mehr mit ihm zu tun.

GEGENANGRIFF

Doch eine gewisse Loyalität ihm gegenüber blieb, und sie erlaubte ihm, sie in Gmunden oder Wien zu besuchen. Ausserdem versorgte sie ihn mit Geld. Zum Zeitpunkt des Einmarsches der Deutschen war er in der österreichischen Hauptstadt gewesen. Es war ihm sofort klar, dass man Geld und Wertsachen nicht mehr aus dem Reich herausbekommen würde und dass sein zwielichtiger und extravaganter Pariser Lebensstil nicht aufrechtzuerhalten war. Er kehrte nach Frankreich zurück, um seine Möbel und Bilder zu verkaufen. Von Paris aus hätte er direkt nach Amerika weiterfahren können, doch er konnte sich nicht dazu entschliessen und reiste stattdessen nach Wien. Dort verfiel er in eine tiefe Depression, die mit Zuständen nervöser Ruhelosigkeit abwechselten. Er fürchtete vor allem die Armut und den drohenden Krieg. Es heisst, dass man eine Krebserkrankung bei ihm diagnostizierte, doch das mag ein höflicher Familieneuphemismus für das finale Stadium seiner Syphilis gewesen sein. In jedem Fall war er in einem jämmerlichen Zustand. Am 15. Juni hielt er sich in der Villa Toscana in Gmunden auf. Aus irgendeinem Grund verlor er plötzlich den Kopf und erschoss sich mit einem Jagdgewehr.

Gretl reagierte schnell und konnte verhindern, dass die Nachricht seines Suizids in die Zeitungen kam. Der Redakteur des nationalsozialistischen *Salzkammergut-Beobachters* in Gmunden ignorierte brav den unvermittelten und gewaltsamen Tod des Hausherrn der Villa Toscana und brachte stattdessen kleine Nachrichten über den natürlichen Tod zweier alter Frauen und den Selbstmordversuch eines verliebten Küchenmädchens.

Weder im Leben noch im Tod gelangte Jerome zu hohen Ehren. Einen Teil des Geldes seiner Frau hatte er für die Gründung eines wissenschaftlichen Instituts verwandt, doch viel mehr hatte er durch dilettantische Investitionen verloren. Als Gretls Ehemann hatte er ebenso versagt wie als Vater seiner Söhne, die ihn als einen schlechtgelaunten und ständig abwesenden Menschen kennenlernten. Keiner seiner Verwandten mochte ihn, und nach seinem Tod gab es nicht viel über ihn zu sagen. Er war

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

ein Frauenheld gewesen, hatte anderer Leute Vermögen verpulvert und war durch seine Neurosen und seine paranoiden Schübe nicht beliebter geworden. Sein Tod kam für Gretl in einem ungünstigen Moment; doch sie und die Kinder müssen auch erleichtert gewesen sein. Man begrub Jerome in aller Stille auf dem Gmundener Gemeindefriedhof.

Gretls Liebe galt hauptsächlich ihrem jüngeren Sohn, ihrem «Goldjungen» Ji. In ihn setzte sie ihre grössten Hoffnungen. Der arme stotternde Tommy hatte sich als Enttäuschung erwiesen. Er war faul und arrogant, depressiv und nicht besonders intelligent im Umgang mit Geld, Autos oder Frauen, ausserdem leichtsinnig und leicht zu verführen; Gretl musste ihm ständig aus der Patsche helfen. Ji betrachtete sie mit ganz anderen Augen. Viele meinten, er sei seiner Mutter sehr ähnlich. Als Jugendllicher wirkte er weich und feminin. Er war ein Spätentwickler, der bis zum Alter von über dreissig ein Muttersöhnchen blieb. Vor langer Zeit hatte sich Gretl nach einer Tochter gesehnt. Jetzt, als ihr klar wurde, dass sie nie eine Tochter haben würde, gefielen ihr Jis weibliche Seiten, während sie ihn gleichzeitig zu übertriebenen Leistungen anstachelte. Sie wollte, dass ihre Kinder Reformer und Neuerer wurden, sich dem grossen Namen ihrer Familie als würdig erwiesen. Zu diesem Zweck ermunterte sie Ji schon in jungen Jahren, über soziale Probleme nachzudenken. Er war allerdings kein Intellektueller und erwies sich weder in dem vornehmen Internat in Baden-Württemberg, das er zunächst besuchte, noch später an Wiens berühmter Eliteschule, dem Theresianum, als glänzender Schüler. Nach dem Ende der Schulzeit legte man ihm nahe, an den Universitäten von Freiburg und Wien Vorlesungen in Sozialwissenschaften zu belegen, was er gehorsam tat. Danach war er freiwilliges Mitglied der Wiener Rettungsgesellschaft, arbeitete für kurze Zeit in einer Käsefabrik in der Schweiz und einer Brauerei in der Tschechoslowakei. 1933 besuchte er im Auftrag der *Brooklyn Times-Union* die Weltwirtschaftskonferenz in London und spielte eine Weile mit dem Gedanken, die Laufbahn eines Journalisten mit Schwerpunkt Politik oder Wirtschaft einzuschlagen. Doch seine Mutter hatte Höheres

GEGENANGRIFF

mit ihm vor. Sein Cousin Karl Menger zeichnet folgendes Bild von ihr: «Trotz ihres sozialen Gewissens schien Mrs Stonborough für mich zu jenem Typus des schwerreichen Europäers zu gehören, für den es selbstverständlich ist, dass seine Kinder von Geburt an nicht nur reich sind, sondern auch das Recht haben, eine einflussreiche Stellung einzunehmen.» 1935 nutzte sie ihre diplomatischen und politischen Verbindungen, um ihm einen Job zu besorgen: Mit dreiundzwanzig arbeitete er im Arbeitsministerium in Washington, im Büro von Frances Perkins, Roosevelts Secretary of Labor, der ersten Frau mit Sitz in einem amerikanischen Kabinett.

Mutterliebe und früher Erfolg liessen die Brust des jungen Ji schwellen. Er war jähzornig, rechthaberisch und eingebildet und benahm sich gern *de haut en bas*. Menschen, die er nicht leiden konnte, wurden – in einem Akzent, der weder amerikanisch noch deutsch war und das Englische der upper class unfreiwillig karikierte – als «vulgär» oder «proletenhaft» abgetan oder für ihre «verdammte proletarische Frechheit» gescholten. *Odi profanum vulgus* («Ich hasse die profane Menge») lautete sein vielzitiertes Motto.

1937 war die senile Demenz von Helenes Ehemann Max Salzer, der von 1925 an das ausländische Vermögen der Wittgensteins verwaltet hatte, so weit fortgeschritten, dass man auf Gretls Drängen hin übereinkam, fortan dem fünfundzwanzigjährigen Ji diese Aufgabe zu übertragen. Es war eine absurde Wahl, denn Ji war jung und unstet, er wusste nichts von Geschäften und hatte wenig Ahnung von Mathematik («Ich bin schon überfordert, wenn ich nachrechnen soll, wie wenig auf meinem Konto ist», sagte er einmal, nur halb im Scherz), doch wenn Gretl einmal eine Entscheidung getroffen hatte, gab es nichts mehr daran zu rütteln. Im Steuerparadies Zug in der Schweiz wurde eine Gesellschaft gegründet, die Wistag AG & Co. KG. Das Kapital von einer Million Schweizer Franken sollte von Ji verwaltet werden, und von den Zinsen dieser Summe sollten die laufenden Kosten einer Tochtergesellschaft

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

bestritten werden, in der die ausländischen Investitionen der Wittgensteins steckten. 1939 wurden sie auf 9,6 Millionen Franken geschätzt. Nach Schweizer Gesetz konnte die exakte Höhe der Anteile vor allen, ausser den Gesellschaftern, geheimgehalten werden. Laut des zugrundeliegenden Vertrags hatte jeder Kapitaleigner das Recht, kleinere Zinssummen für sich zu behalten, doch das Grundkapital sollte zehn Jahre lang nicht angetastet werden, die Firma mit ihrem Kapital konnte bis 1947 nicht zerschlagen werden.

In der Zwischenzeit legte Hitler ein teures Vierjahresprogramm des nationalen Wiederaufbaus und der Wiederbewaffnung auf. Er brauchte ständig Geld. Im Jahr 1938 legte er gesetzlich fest, dass alle Bürger, gleich welcher Herkunft, ihre ausländischen Einkünfte offenlegen müssten. Im Ausland angelegtes Geld musste unverzüglich ins Reich transferiert werden und zu einem für die Regierung günstigen Kurs gegen Reichsmark eingetauscht werden. Das Formular, das Anfang Mai an alle Juden geschickt wurde, verlangte noch detailliertere Auskünfte als das entsprechende Formular für Arier. Jeder jüdische Bürger musste seine gesamten Vermögenswerte offenlegen, nicht nur den inländischen Besitz. Auf Bilder, Möbel, Silberwaren, Bankkredite, Immobilien, Geschäfte und so weiter wurde eine «JudenVermögensabgabe» von zwanzig Prozent des Gesamtvermögenswertes erhoben. Wer emigrieren wollte, musste eine fünfundzwanzigprozentige Auswanderungssteuer und eine weitere Abgabe von fünfundsechzig Prozent auf das im Reich verbliebene Bargeld bezahlen. Diese Bestimmungen hatten zur Folge, dass ein jüdischer Bürger bei der Auswanderung etwa neunzig Prozent seines Vermögens verlor.

Die Drohungen in den ersten Absätzen des Formulars mit dem Titel «Verzeichnis über das Vermögen von Juden» liessen es unmöglich erscheinen, sich den Ausforschungen der Nazis zu entziehen:

GEGENANGRIFF

«1. Wer hat das Vermögensverzeichnis einzureichen?

Jeder Anmeldepflichtige, also auch jeder Ehegatte und jedes Kind für sich. (...)

2. Bis wann ist das Vermögens Verzeichnis einzureichen?

Bis zum 30. Juni 1938. Wer anmelde- und bewertungspflichtig ist, aber die Anmelde- und Bewertungspflicht nicht oder nicht rechtzeitig oder nicht vollständig erfüllt, setzt sich schwerer Strafe (Geldstrafe, Gefängnis, Zuchthaus, Einziehung des Vermögens) aus.»

Die Wohnräume von Paul, Hermine und Helene wurden durchsucht. Jeder Gegenstand von einigem Wert wurde von dem Kunsthistoriker, Gestapo-Agenten und Schätzer Otto Reich genau geprüft. Auch Gretl wurde, da sie Jüdin war, zum Ausfüllen eines Vermögensverzeichnisses gezwungen. Dass sie amerikanische Staatsbürgerin war, fiel nicht ins Gewicht. Als Reich sie in der Kundmangasse aufsuchen wollte, war sie nicht zu Hause, doch eine aufgeweckte Hausangestellte brachte einen Armvoll Dinge, die auf den ersten Blick wertvoll zu sein schienen, und während der ungebetene Gast sich an die Prüfung machte, rannte sie mit den wertvollen Handschriften in den Garten hinaus und versteckte sie im Schuppen.

Die Schätzungen in Gretls Formular klingen ungläubwürdig. Ihre Kunst- und Porzellansammlung wird auf nur 11'235 Reichsmark taxiert, ihr Silber und ihre Juwelen auf 9'000; die unbezahlbare Sammlung von Musikautographen taucht gar nicht auf. Es ist auch nicht klar, ob die im März zusammengepackten Bilder und Kunstgegenstände, die ins Ausland geschickt werden sollten, in die Vermögensschätzung mit einfließen. Als Amerikanerin musste Gretl ihre ausländischen Vermögenswerte nicht offenlegen. Sie und ihre Söhne konnten immer noch frei ein- und ausreisen, doch sie wusste, dass es gute Gründe dafür gab, so viel wie möglich zu vergraben und zu verstecken und später zu versuchen, es ausser Landes zu schmuggeln.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

In Pauls Vermögensverzeichnis steht die Summe von 57'000 Reichsmark als jährliches Einkommen bis April 1938, dazu Vermögenswerte von 4'368'625 Reichsmark. Das Formular ist durchaus von Interesse, da es einen Blick in Pauls private Finanzverhältnisse erlaubt. Es verrät zum Beispiel auch, dass seine Schwester Hermine ihm 107'512 Reichsmark schuldete (wahrscheinlich ein Darlehen für ihre Knabenbeschäftigungsanstalt) und dass sich in seinem Besitz ein Gobelin aus dem sechzehnten Jahrhundert im Wert von 15'000 RM, eine Stradivari von 1716, geschätzter Wert 30'000 RM, und eine Bratsche von Antonius und Hieronymus Amati im Wert von 10'000 RM befanden; letztere wurde bei einer Musikinstrumentenauktion in England am 15. April 2002 auf 1,8 Millionen Dollar veranschlagt. Der Gesamtwert seiner Bilder belief sich auf 70'080 RM. Er besass Monets Porträt von Eugénie Graff, *Madame Paul* (es hängt heute im Fogg Art Museum in Harvard) und Giovanni Segantinis *Quelle des Übels*, das von Karl Wittgenstein bei der überaus erfolgreichen Secessionsausstellung von 1898 erworben worden war; 1938 hatte es einen Wert von 26'000 RM. Am Ende des Verzeichnisses, in einer Rubrik für besondere Bemerkungen, hatte Paul geschrieben:

«Diese Anmeldung wird mit dem Vorbehalte erstattet, dass ich im eigenen Namen und im Namen meiner Schwestern Hermine Wittgenstein und Frau Helene Salzer geb. Wittgenstein ein – derzeit noch nicht erledigtes – Ansuchen um Befreiung von der Anmeldepflicht beim Amte des Reichsstatthalters in Wien eingebracht habe. Meine Geschwister und ich sind der Überzeugung, dass unser Grossvater Hermann Christian Wittgenstein der Rasse nach nicht Volljude war. Sein Aussehen und seine Lebensweise sowie das Aussehen seiner direkten Nachkommen weisen darauf hin. Es sind im Wege der Sippenforschung Erhebungen eingeleitet worden, um festzustellen, ob diese unsere Überzeugung richtig ist; wenn dies der Fall ist, so wären zwei Grosseelternteile nicht-jüdisch. Weiters weise ich darauf hin, dass alle

FLUCHT

Mitglieder der Familie Wittgenstein seit 100 Jahren ausnahmslos als Christen geboren und erzogen worden sind; die Familie selbst stammt aus Deutschland, von wo sie um 1850 nach Österreich eingewandert ist.»

56 Flucht

Paul war davon überzeugt, dass man Österreich verlassen musste. Für ihn war es das einzig Vernünftige, was man unter den gegebenen Umständen tun konnte, und er konnte kaum noch an etwas anderes denken. Als Patriot hatte es ihm das Herz gebrochen, dass neunundneunzig Prozent der Österreicher sich bei Hitlers Volksabstimmung vom April 1938 den Deutschen so begeistert ausgeliefert hatten. Selbst wenn die Reichsstelle für Sippenforschung ihm den Status eines «Mischlings» zuerkennen sollte, würde er in nächster Zukunft weder unterrichten noch Konzerte geben können. Hermine war anders: Sie konnte sich von den politischen Vorgängen distanzieren und war zufrieden, wenn man sie nur in Ruhe liess. Ihrer Vorstellung nach war das Schlimmste, was ihr passieren konnte, dass einige ihrer Freunde sie auf der Strasse nicht mehr grüssten. Für Paul stand viel mehr auf dem Spiel. Hermine schreibt in ihren Erinnerungen:

«Als Jude durfte [Paul seine Tätigkeiten] aber nach dem Umbruch nicht mehr ausüben, und niemand kann sich vorstellen, was das für ihn bedeutete. Auch litt er auf seinen täglichen ausgedehnten Spaziergängen und Wanderungen unsäglich unter den abscheulichen Judenverboten, die auf Schritt und Tritt in krassester Weise drohten und seine Selbstachtung verwundeten. Er ging herum wie einer, dem man die Grundlagen seines Lebens zerstört hat, und sprach nur immer davon, dass er nicht in Österreich bleiben könne.»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Doch solange er noch Geld im Ausland hatte, liessen ihn die Behörden nicht ausreisen. Zuerst verlangten sie von ihm, sein gesamtes Vermögen ins Reich zu transferieren, dann sollte er fünfundzwanzig Prozent «Reichsfluchtsteuer» und all die anderen Abgaben bezahlen, die das Regime geschaffen hatte, um die emigrationswilligen Juden auszurauben. Erst dann, so hiess es, würden sie sich bereit erklären, sein Auswanderungsgesuch entgegenzunehmen. Doch selbst wenn er gewollt hätte, hätte Paul die Regierungsaufgaben nicht erfüllen können, da sein ausländisches Vermögen bis 1947 in der Schweiz festlag. Er setzte nun alles daran, das Land zu verlassen. Sobald er sich im sicheren Ausland befand, wollte er versuchen, an sein Geld heranzukommen. Er hatte einen gültigen Pass und ein noch nicht abgelaufenes Schweizer Visum, doch er brauchte auch noch eine Ausreisegenehmigung, um aus der Ostmark herauszukommen.

In der Zeit, als er mit Marga zusammen die Sommerferien in England verbrachte, hatten sie sich abends oft mit Gesellschaftsspielen vergnügt, etwa mit Ratespielen, in denen es um klassische Musik ging. Dabei hatten sie festgestellt, dass sie beide die Libretti verschiedener Mozartopern auswendig konnten. Das erwies sich nun als nützlich, denn ihr gemeinsames Wissen diente ihnen als Fundus für eine Art Geheimsprache. Wenn Paul etwa die Zeile «Fort soll er, der lose Bube» aus dem ersten Akt von *Figaros Hochzeit* benutzte, wusste Marga sofort, was er meinte. Auf diese Weise gelang es ihnen unter den Augen der Behörden, einen Plan für einen Kurzbesuch Pauls in England zu schmieden. Marga schickte Paul Briefe mit dem Kopf einer nicht existierenden «Gunfield-Konzertagentur», in denen sie ihn zu einer Reihe von Klavierabenden einlud. Sie sollten hauptsächlich belehrenden Charakter haben, weshalb auch die Musikwissenschaftler Ernest Walker und Donald Francis Tovey zugegen sein sollten. Es waren rein fiktive Ereignisse. Als Paul für die Termine im Mai kein Visum bekam, schickte ihm Marga neue Verträge für den Juni. Doch wieder weigerten sich die Behörden, Paul die

FLUCHT

Ausreise zu erlauben, und er musste Marga telegraphisch absagen. Am 17. Juni reiste Gretl nach London. Sie wollte in einem Hotel in der Ebury Street wohnen. Paul telegraphierte Marga: «Sie würde Dich gern treffen – Oxford oder London – bitte sag im Goring [Hotel] Bescheid.» Zwei Tage später musste er ein weiteres Telegramm schicken: «Mein Schwager Stonborough heute Nacht plötzlich verschieden – Meine Schwester wird später kommen – Herzliche Grüsse und Bedauern – Paul».

Gretl kam einige Tage nach Jeromes Beerdigung in England an und traf Marga kurz in London, bevor sie nach Cambridge weiterreiste. Dort händigte sie Ludwig zwei Päckchen aus, die aus Deutschland herausgeschmuggelte Wertsachen enthielten. Es handelte sich um Schmuck und Musikautographen, die verschiedenen Mitgliedern der Familie gehörten: Beethovens Kaviersonate Op. 109; die Sinfonie Nr. 90 in C-Dur von Joseph Haydn; Mozarts bedeutendes Violinkonzert in A-Dur, zwei Klavierkonzerte Mozarts und eine frühe Kantate von Bach. Gretl bat Ludwig, sie für seine Geschwister in Verwahrung zu nehmen, denn sie ahnte, dass sie sie eines Tages brauchen würden. Ludwig legte die zwei Päckchen in einen Safe der Barclay's Bank in der Benet Street. Neben ihm selbst gab es zwei Personen (John Maynard Keynes und Piero Sraffa), die durch entsprechende Vollmachten Zugang zu dem Safe hatten.

In der Zwischenzeit stellte Marga Nachforschungen an, wie man für Paul einen britischen Pass erhalten könne. In einem seiner kodierten Briefe hatte Paul sie dringend gebeten, sich an Ludwig zu wenden, der, wie er glaubte, gute Beziehungen hatte. Ein Treffen wurde vereinbart. Es fand in einem Londoner Hotel statt und war zu Margas Erstaunen bereits nach zehn Minuten wieder vorbei. Das Wichtigste wurde rasch besprochen, danach folgte ein langes Schweigen. Endlich sagte Ludwig: «Jetzt ist alles Wesentliche klar.»

«Ich bin eigens von Southwold nach Charing Cross gefahren, um mit Ihnen über diese Sache zu sprechen. Sie könnten mich wenigstens zum Mittagessen einladen.»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

«Na gut, wenn Sie das wollen», sagte Ludwig teilnahmslos. «Aber was können Sie mir jetzt noch sagen?»

«Warten wir es ab», erwiderte Marga, «mir wird schon etwas einfal-
len.»

Sie gingen also ins Lyons Corner House, wo sie über Leute sprachen, die sie beide in Wien kannten. Ganz gleich, ob er ihr zustimmte oder nicht, war Ludwigs Gesichtsausdruck meist feindselig. Nach einer Weile stand er abrupt auf und erklärte: «Nach all dem, was Sie gesagt haben, möchte ich das Gespräch fortsetzen. Gehen wir in den Zoo.» Die gefangenen Tiere machten ihm offenbar grosses Vergnügen. Nach dem Zoobesuch tranken sie zusammen Tee. «Ich bot ihm etwas von meiner Marmelade an, als er seine aufgegessen hatte», erinnert sich Marga. «Er widersprach. Der Kellner habe mir zwar Marmelade gebracht, aber es sei nicht meine, und was er gegessen hatte, sei auch nicht seine Marmelade gewesen, es sei alles ‚einfach Marmelade‘.» Danach brachte Ludwig sie mit der Untergrundbahn zur Liverpool Street. Sie fuhren in einem Waggon der dritten Klasse. Während der Fahrt sagte Ludwig, dass er genug geredet habe und sie nur begleite, um ihren Mantel zu tragen. Er habe im Zoo nämlich festgestellt, dass er für sie zu schwer sei und zu warm für die Jahreszeit. Beim Abschied lud ihn Marga grosszügigerweise in ihr Haus in Southwold ein. «Das klingt gut», lautete seine Reaktion, «aber es ist nicht gut für mich. Ich weiss, dass es mir dort absolut nicht gefallen würde.»

Nach ihrer Rückkehr hatte Gretl ein Treffen mit dem neuen Reichsstatthalter der Ostmark, Arthur Seyss-Inquart, vereinbart, den sie über seinen Bruder Richard flüchtig kannte. Ji Stonborough hat Richard einmal als einen «netten, ehrlichen und ehrenhaften Mann» bezeichnet. Er war 1938 in die NSDAP eingetreten, kurz bevor sein älterer Bruder Kanzler geworden war. Laut einer anderen Quelle war Richard «ein offenerherziger Nazi». Er hatte die Aufgabe, die katholische Kirche dazu zu bewegen, den «Anschluss» zu unterstützen. Während des Ersten Weltkriegs hatte er als katholischer Kaplan Soldaten betreut; danach war er

FLUCHT

Lehrer in diversen Blindenschulen, Waisenhäusern und Armeehospitälern gewesen. 1920 hatte er das Priesteramt aufgegeben, um heiraten zu können. Er schrieb mehrere Bände bedrückender Gedichte, die niemand kaufte. Gretl hatte er kennengelernt, als er in einer Einrichtung für straffällig gewordene Jugendliche in Langenenzersdorf arbeitete. Gretl gehörte zum Vorstand der Einrichtung. 1928 erlitt er wegen Schwierigkeiten in seiner Ehe einen Nervenzusammenbruch. Gretl nahm ihn mehrere Wochen in der Kleinen Villa in Gmunden auf, bis er sich erholt hatte.

Aus Dankbarkeit für diese Gefälligkeiten seinem Bruder gegenüber, willigte Arthur Seyss-Inquart ein, sich mit Gretl zu treffen. Seyss-Inquart war Gruppenführer der SS, ein leidenschaftlicher Parteigänger der Deutschen und glühender Antisemit. Als böser Mensch ging er in die Annalen der Geschichte ein. In Schuschnigg's Kabinett war er Innenminister gewesen und hatte hinter den Kulissen Hitler die Türen geöffnet. Zwei Jahre nach dem Anschluss wurde er als Reichskommissar in die Niederlande versetzt. Er war für den Tod von hunderttausend Juden verantwortlich und wurde 1946 in Nürnberg gehängt. Gretl war nicht von ihm angetan, doch mindestens einen Monat lang besass sie sein Vertrauen und benutzte ihre bevorzugte Stellung, um sich für Paul und für verschiedene Freunde einzusetzen, die sich in Schwierigkeiten befanden. Sie sagte, ihr Bruder sei nervlich am Ende, und erinnerte Seyss-Inquart daran, dass sie sich um Richard gekümmert hatte, als dieser in einem ähnlichen Zustand gewesen war. Jetzt brauche sie seine Hilfe, um Paul vor dem drohenden Selbstmord zu retten. Emigration komme selbstverständlich nicht in Frage, doch es sei vernünftig, Paul eine kurze Atempause zu gewähren, bis seine weitere Zukunft geklärt sei. In England wolle er nur ein paar Konzerte geben. Seyss-Inquart versprach, ihm die Ausreisegenehmigung zu erteilen, wenn sie ihm ihr Ehrenwort gebe, dass er zurückkehrte. Das tat sie – mit Pauls Einverständnis –, und am 23. bekam er die Ausreisegenehmigung für die Dauer von drei Wochen. Am nächsten Tag verliess er Österreich.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Vierzehn Tage lang blieb er in England, wo er Marga in Oxford und Ludwig in Cambridge besuchte. Beiden erklärte er, dass er unbedingt emigrieren müsse. Er machte sich Sorgen um sein Einkommen. Marga lud ihn ein, mit ihr und ihrer Schwester zusammen nach Oxford zu ziehen. Sie versicherte ihm, dass sie so viel Geld aufbringen konnte, wie er brauchte. Doch es gehörte zu Pauls pathologischen Eigenarten, keine Hilfe von anderen annehmen zu können. Nach seiner Rückkehr schrieb er an sie:

«Eines kann ich sagen: dass Du, liebe Marga, zu den wenigen Menschen gehörst, von denen ich, ohne darüber nachzudenken und ohne Bitterkeit, Hilfe annehmen würde, auch materielle Unterstützung, mit derselben Aufrichtigkeit, mit der sie angeboten wurde. Aber ich hoffe, dass es auch im schlimmsten Fall nicht dazu kommen wird!»

Marga versuchte, ihn davon zu überzeugen, dass er in England bleiben solle. Alles sprach dafür: Sein Englisch war ausgezeichnet, er kannte sich in der Literatur aus, hatte das Land in den letzten fünfzehn Jahren mindestens einmal im Jahr besucht, sein Bruder lebte hier, er konnte Konzerte geben und würde durch sie viele Leute kennenlernen. Doch bei einem Gespräch in Cambridge brachte ihn Ludwig von diesem Vorhaben ab. Piero Sraffa hatte kurz zuvor an den Philosophen geschrieben: «Was die Möglichkeit eines Krieges betrifft, so bin ich mir nicht sicher: Es könnte jeden Moment losgehen – aber vielleicht haben wir auch noch ein oder zwei Jahre ‚Frieden‘. Ich habe wirklich keine Ahnung. Aber auf die Wahrscheinlichkeit von 6 Monaten ‚Frieden‘ würde ich nicht wetten.» Es konnte ein Jahr oder zwei Jahre dauern, bis Paul die britische Staatsbürgerschaft erhielt, und wenn Deutschland in der Zwischenzeit England den Krieg erklärte, konnte das für ihn als *resident alien* Deportation oder Gefängnis bedeuten.

Fünf Tage bevor sein Ausreisevisum auslief, kehrte Paul nach Wien zurück. Doch dort geriet er erneut in einen schweren Konflikt mit den

FLUCHT

Behörden. Ein bedrohlich klingender bürokratischer Brief von Franz Rottner, dem Staatskommissar in der Privatwirtschaft im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit lag unbeantwortet auf seinem Tisch:

«Herrn
Paul Wittgenstein (...)
Betrifft: III Jd. 29/38 g.

Auf Grund des § 7 der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26.4.38 (Reichsgesetzbl. Is. 414) fordere ich Sie mit Ermächtigung des Herrn Beauftragten für den Vierjahresplan auf, Ihre bei der Vermögensanmeldung auf Grund der genannten Verordnung angemeldeten ausländischen Wertpapiere der für Ihren Wohnsitz oder den Ort Ihres gewöhnlichen Aufenthaltes zuständigen Reichsbankstelle in Wien anzubieten und auf deren Erfordern zu verkaufen.

Die Anbietung hat spätestens innerhalb einer Woche nach Zustellung dieser Aufforderung zu erfolgen.»

Viel schlimmer als diese bedrückende Forderung war der Umstand, dass die Behörden inzwischen Hilde und die Kinder entdeckt hatten. Paul bekam eine Vorladung vom Gericht, er wurde der «Rassenschande» angeklagt, und man entzog ihm die Vormundschaft für Elisabeth und Johanna. «Ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes» war nach den Nürnberger Rassengesetzen verboten und wurde mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft. 1939 wurden für dieses Vergehen durchschnittlich vier bis fünf Jahre Haft verhängt. In späteren Jahren wurden die Strafen noch verschärft; 1945 gehörte Rassenschande zu den dreiundvierzig Delikten, auf die die Todesstrafe stand. Zu den grössten Sonderbarkeiten des strengen Regelwerks, das festlegte, wer Jude war und wer nicht, gehörte die Bestimmung, dass ein Kind, das dem «ausserehelichen Verkehr mit ei-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

nem Juden» entstammte und nach dem 31. Juli 1936 ausserehelich geboren wurde, als «Volljude» bzw. «Volljüdin» galt. Das bedeutete, dass von Pauls Töchtern nur die jüngere Tochter Johanna (geboren im März 1937) für die Nazis als Jüdin galt. (Elisabeth wurde im Mai 1935 geboren).

Paul reagierte sofort auf diese Massnahmen: Er packte seine Koffer. So viele Wertsachen wie möglich stopfte er sich in die Taschen und zwischen die Kleider in seinem Gepäck. Es war das erste Mal, dass er selbst packte, doch diesmal wollte er nicht, dass die Hausangestellten oder irgendjemand im Palais Wittgenstein erfuhr, was er tat. Er verliess das Haus ohne Abschied, hielt auf der Strasse ein Taxi an und liess sich zum Bahnhof fahren. Dort bestieg er einen Zug, der in Richtung österreichisch-schweizerische Grenze fuhr. Überrascht und erleichtert stellte er fest, dass weder die deutschen noch die schweizerischen Grenzposten versuchten, ihn aufzuhalten. Als er die Grenze passiert hatte, liess er Hilde eine Nachricht zukommen. Sie sollte ihre Sachen packen und die Kinder sofort aus Österreich herausbringen. Zunächst musste sie nach Italien reisen und an der italienisch-schweizerischen Grenze warten, während er versuchen würde, Visa für sie zu bekommen.

Karoline Rolly, Hildes dreiundfünfzigjährige bayerische Haushälterin, war eine erfahrene Reisende. Sie hatte in England gearbeitet und im Juli 1933 die Weltausstellung in Chicago besucht. Sie hatte keine Familie, mochte die Nazis nicht und liebte die Kinder über alles. Ohne einen Augenblick zu zögern, war sie bereit, Hilde ins Exil zu begleiten. Sie wussten, dass es unbedingt nötig war, sich unverzüglich auf den Weg zu machen und niemandem zu sagen, wohin sie fuhren, denn sobald die Polizei Wind davon bekäme, dass sich Paul im Ausland befand, drohte ihnen allen die Verhaftung.

Am wichtigsten war es, dass Hilde ihrem Vater nichts von alledem mitteilte. Franz Schania gehörte zu den Millionen Österreichern, die die neue Regierung begeistert willkommen geheissen hatten. Politisch hatte er immer geschwankt und sich im Zweifel für die Seite entschieden, von

VERHAFTUNG

der er sich die grössten Annehmlichkeiten versprach. 1932 gehörte er der SPD an, doch nach dem gescheiterten Aufstand vom Februar 1934 wurde er Mitglied in der faschistischen Vaterländischen Front. Nach den Novemberpogromen von 1938 zog er in eine Wohnung in der Kandlgasse, deren jüdische Mieter man vertrieben hatte, trat in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt ein und wurde «Blockhelfer». Von nun an verbreitete er Nazi-Propaganda unter den Mietern seines Wohnblocks, sammelte Informationen über ihre politische Zuverlässigkeit und hielt den Partei-Blockleiter auf dem Laufenden. In den 1940er Jahren wurden zehn Juden aus der Kandlgasse 32 deportiert. Franz Schania wohnte bis zu seinem Tod im Februar 1970 in der Wohnung Nr. 19.

Nach seinem Berufsverbot hatte Paul in Wien an alle seine Schüler am Konservatorium geschrieben und sie zu unentgeltlichen Unterrichtsstunden im Palais Wittgenstein eingeladen, «denn ich wünsche nicht, dass der Unterricht meiner Schüler durch die politische Umwälzung eine Unterbrechung erleidet». Einige Schüler wollten mit ihm als einem jüdischen Lehrer nichts mehr zu tun haben, aber viele nahmen sein Angebot an. Ende August 1938 standen sie zum vereinbarten Zeitpunkt vor seiner Tür, doch ein Hausdiener teilte ihnen mit, ihr Lehrer sei nicht da. Als sie an anderen Stellen nach ihm suchten, bekamen sie immer den gleichen Bescheid: «Er ist nicht da.» So verbreitete sich das Gerücht, dass er sich umgebracht habe. Der vierte der Brüder Wittgenstein hatte nun also auch, wie sie glaubten, den Freitod gewählt.

57 Verhaftung

In Wien bemühte man sich noch immer festzustellen, ob Hermann Christian Wittgenstein der illegitime Sohn des Prinzen Georg von Sayn-Wittgenstein-Berleburg oder der legitime Sohn von Moses Meyer aus Korbach gewesen war. Die Dinge wurden nicht einfacher, als im Wiener

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Stadtarchiv ein Stammbaum der Familie entdeckt wurde, verfertigt 1935 von einem Aussenstehenden, der mit der Familie nichts zu tun hatte und behauptete, der Sohn von Hirsch Wittgenstein, einem Juden aus Bielefeld, zu sein. Ahnenforscher wurden ausgeschiedt, doch sie konnten weder in Korbach noch in Bielefeld irgendeinen Nachweis über Hermann Christians Geburt entdecken. Die Wittgensteins verzeichneten diesen Tatbestand als einen kleinen Sieg. Wenn er nicht in den jüdischen Verzeichnissen aufgeführt war, argumentierten sie, dann könne er auch kein Jude sein.

Die Beamten der Reichsstelle für Sippenforschung in Berlin waren von dieser Beweisführung nicht völlig überzeugt. Ende September mischte sich Brigitte Zwiauer ein, die Enkelin von Karls Schwester Milie. Sie schickte einen Packen Fotografien und Kopien von Taufurkunden und Stammbäumen an die Wiener Zweigstelle für Sippenforschung und führte ins Feld, dass weder Hermann Christian noch ein einziges seiner elf Kinder jüdisch aussahen. Das scheint uns heute ein recht anfechtbares Argument zu sein, doch die behördlichen Spezialisten nahmen das äussere Erscheinungsbild der Personen, über deren Schicksal sie zu entscheiden hatten, sehr ernst. Ausserdem schrieb Brigitte Zwiauer, dass Hermann Christian ein unbeugsamer Antisemit gewesen sei. Der älteren Generation der Wittgensteins sei seine aussereheliche Herkunft immer peinlich gewesen, weswegen sie nie darauf zu sprechen kamen, doch da diese Dinge jetzt so sehr ins Gewicht fielen, seien sie bereit, die wahren Verhältnisse zu bezeugen. Brigitte Zwiauers Ausführungen verraten, dass sich hier jemand an einen Strohalm klammert. Doch den vielleicht überzeugendsten Beweis, den sie anführt, ist Hermann Christians Taufschein von 1839. Er ist das einzige Dokument in Familienbesitz, das Geburtstag und Geburtsort – Korbach – bezeugt und damit die Annahmen Hirsch Wittgensteins hinfällig macht. Brigitte Zwiauer schreibt:

VERHAFTUNG

«An diesem Taufschein, dessen beglaubigte Abschrift ich befüge, ist bemerkenswert, dass wohl seine Frau, nicht aber er als ehelich geboren bezeichnet wird. Ebenso ist die Formel ‚im jüdischen Glauben erzogen‘ nicht gewöhnlich; sie ist wohl bewusst gewählt worden, um auszudrücken, dass er eigentlich der jüdischen Kultgemeinde nicht angehörte, sondern nur in ihr erzogen wurde.»

Doch diese Argumente stiessen auf taube Ohren. In jener Orgie reichsweiter Ausschreitungen antisemitischer Hooligans, die in der Nacht vom 9. auf den 10. November stattfand und unter dem Namen «Kristallnacht» bekannt wurde, ging auch die Synagoge von Korbach mit allen Abstammungszeugnissen in Flammen auf. Kurt Mayer von der Reichsstelle für Sippenforschung in Berlin dekretierte, dass die Wittgensteins Volljuden seien, und damit hatte die Sache ein Ende – wenigstens, was ihn betraf. Tatsächlich gab es bald eine neue Wendung, und das Ganze wurde von Stellen begutachtet, die wesentlich mehr Macht besaßen als Kurt Mayers Behörde.

Entscheidend dafür war, dass man bei der Reichsbank von Pauls Flucht aus der Ostmark erfahren hatte. Man wusste mittlerweile auch, dass die Wistag in der Schweiz unter einer Bedingung zerschlagen werden konnte: wenn alle Gesellschafter zustimmten. Interessant war das für die Deutschen, weil in der Schweizer Kommanditgesellschaft nicht nur einige Millionen Schweizer Franken, sondern auch – in den Keller gewölben der Kreditanstalt und des Bankvereins in Zürich – zweihundertfünfzehn Kilogramm Goldbarren steckten. Das scheint nicht viel zu sein, doch die Gier der Nazis nach Gold (ob viel oder wenig) ist gut dokumentiert. Unmittelbar nach dem «Anschluss» wurden die nationalen Goldreserven Österreichs im Wert von 99 Millionen Dollar nach Berlin transferiert. Das Wittgensteinsche Vermögen wurde 1935 auf 235'000 Dollar geschätzt, mehr als ein Zehntel der nationalen Goldreserven der Tschechoslowakei, die im Jahr darauf von den Deutschen be-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

schlagnahmen wurden. Ohne Pauls Unterschrift gab es allerdings keine Möglichkeit, an das Schweizer Geld zu kommen. Die Abgesandten der Reichsbank mussten also wohl oder übel mit Paul verhandeln, entweder in Wien oder in der Schweiz. Doch bevor das erste dieser Treffen im November 1938 stattfand, traf die Familie ein weiterer schrecklicher Schlag.

Gretl hatte als amerikanische Staatsbürgerin weit grössere Freiheiten als ihre Geschwister. Wie ein exotischer Schmetterling konnte sie die deutsche Grenze überqueren, ohne dass die Behörden ihr allzusehr in die Quere kamen. Kurz nach Pauls Flucht traf sie sich mit ihm in der Schweiz, wo sie ihn zornig zur Rede stellte. Er habe nicht Wort gehalten, und deshalb habe sie Arthur Seyss-Inquart gegenüber das Gesicht verloren, warf sie ihm vor. Ausserdem sei sie bitter enttäuscht, weil er seine Geliebte und zwei uneheliche Kinder vor der ganzen Familie geheim gehalten hatte. Doch deshalb sei sie nicht gekommen.

Paul hatte seine Schwester dringend um ein Treffen gebeten. Hermine und Helene, sagte er, hätten keine Ahnung von der Gefahr, in der sie schwebten, weil sie wegen der Nachrichtenzensur in Wien nicht erfahren konnten, was wirklich vor sich ging. Im Ausland waren die Leute besser informiert. Man wusste, dass der Krieg unmittelbar bevorstand und dass Juden das Konzentrationslager drohte, wo man sie misshandeln und ungenügend ernähren und womöglich alle vernichten würde. Er bestand darauf, dass Gretl die Schwestern von alldem in Kenntnis setzte und dass sie alles in ihrer Macht Stehende taten, um ins Ausland zu entkommen.

Gretl war ausser sich vor Angst, als sie nach Wien zurückkehrte. Sie sprach sofort mit Hermine und sagte ihr, sie solle einen Anwalt am Kohlmarkt aufsuchen, der imstande sei, für sie selbst, für Paul und für Helene die jugoslawische Staatsbürgerschaft zu erwirken. Schweren Herzens suchte Hermine die Kanzlei auf. Sie hatte nicht das Bedürfnis, das Reich zu verlassen, und ihre Vorstellungskraft reichte nicht aus, um sich von einem Konzentrationslager einen Begriff zu machen. Als Anton Groller,

VERHAFTUNG

der Vermögensverwalter der Familie, von dem Plan hörte, war er entsetzt. Doch einen praktikablen Gegenvorschlag hatte er auch nicht zu machen, und so fiel es Gretl nicht schwer, sich über seine Einwände hinwegzusetzen.

In seiner vornehmen Kanzlei am Kohlmarkt erklärte der Anwalt Hermine, dass er keine falschen Pässe, sondern echte Papiere besorgen könne, die die jugoslawische Regierung jedem ausreisewilligen österreichischen Juden verkaufe. Hermine glaubte dem Mann und zahlte eine hohe Summe. Doch innerlich schimpfte sie auf Paul, weil er sie mit seinen «Schauergeschichten» dazu brachte, Dinge zu tun, die sie eigentlich nicht tun wollte.

Hermine sollte auch Helene mitteilen, was geplant war. Dies erwies sich als weniger einfach als vorhergesehen, denn Helene war nervös und stand riskanten Unternehmungen prinzipiell ablehnend gegenüber. Ihr Mann Max war nicht nur dement, sondern er hatte inzwischen auch noch Krebs bekommen. Spannungen jeder Art würden seine Gesundheit weiter untergraben. Gretl erklärte sich bereit, nach Zagreb zu fahren, wo die Pässe abgeholt werden mussten, aber kurz vor dem vereinbarten Reisettermin wurde sie krank und schickte Arvid Sjögren, Helenes Schwiegersohn, an ihrer Stelle über die Grenze. In Zagreb begriff Arvid schnell, dass man es nicht mit der jugoslawischen Regierung, sondern mit undurchsichtigen Fälschern zu tun hatte. Er nahm die Pässe dennoch mit und überbrachte sie Hermine in Wien – was ihn selbst in Lebensgefahr brachte. Hermine sah, dass die Daten in den eingestempelten Visa nicht mit den vereinbarten Ausreisedaten übereinstimmten, und zeigte die Pässe dem Anwalt am Kohlmarkt. Er beruhigte sie. In den nächsten Tagen, sagte er, werde jemand zu ihr kommen, der die Daten berichtige. Es war inzwischen Mitte Oktober 1938.

Hermine wartete, aber niemand kam. Die Angst der beiden Frauen wurde immer grösser. Endlich fassten sie einen neuen Entschluss. Hermine sollte nach München fahren – wo sie hoffen konnte, dass niemand sie erkannte – und sich dort Schweizer Visa in die Pässe stempeln lassen.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Während der Fahrt blätterte sie die Pässe noch einmal durch, und es fiel ihr auf, dass sie keine Unterschriften trugen. Sobald es möglich war, rief sie Gretl an, die ihr sagte, sie solle sofort nach Wien zurückkehren. Das tat Hermine, und nun unterschrieben die beiden Schwestern die Pässe mit verstellter Schrift. Hermine war krank vor Angst. Sie fürchtete, dass die Grenzposten sie erkannten oder dass Max, der senile Schwager, sich verplauderte. Die tapfere Gretl jedoch beschwor sie, Ruhe zu bewahren. Sie wollte diesmal die Pässe ihrer Sekretärin Hedwig nach München mitgeben, weil die junge Frau, anders als Hermine, nicht so leicht den Kopf verlor. Nachdem das alles beschlossen war, ging Gretl mit leichtem Fieber zu Bett, doch kurz darauf stand Arvid Sjögren in heller Aufregung vor ihr. Er hatte erfahren, dass das Fälscherbüro in Zagreb von der jugoslawischen Polizei durchsucht worden war und dass die Gestapo nun eine Liste aller Empfänger falscher Pässe in der Hand hatte. Wenn es sich wirklich um gerissene Gauner gehandelt hätte, wären die falschen Pässe vor dem Eintreffen der Polizei vernichtet worden, doch daran dachte Gretl nicht. Stattdessen erklärte sie den anderen sofort, dass sie alle Schuld auf sich nehmen werde. Schliesslich hatte sie die meisten Unterschriften gefälscht. Sie legte sich zurecht, was sie bei einem Verhör sagen würde, und einigte sich mit Hermine und Arvid auf diese Geschichte: *Sie* habe alle Pässe unterschrieben, auch Hermines, es sei von Anfang an *ihr* Plan gewesen, und sie habe, als eine einfache Vorsichtsmassnahme, die Pässe ohne Wissen ihrer Geschwister gekauft. Sie glaubte fest daran, dass man sie als amerikanische Staatsbürgerin mit vielen Kontakten in den oberen Gesellschaftsschichten nicht weiter befehligen würde.

Bald darauf hämmerte auch schon die Polizei an der Tür. Nach den ersten Vernehmungen, bei denen alle das sagten, was vereinbart war, liess man sie vorerst in Ruhe. Alle waren erleichtert. Helene glaubte, ausser Gefahr zu sein, und beschloss, mit ihrem Mann nach Gmunden zu fahren. Doch schon am nächsten Tag kam erneut die Polizei, und Hermine, Gretl und Arvid wurden verhaftet. Auch der Anwalt, der das

VERHAFTUNG

Geld für die Pässe entgegengenommen hatte, kam in Gewahrsam. Gretl hatte inzwischen eine ausgewachsene Lungenentzündung. Sie wurde gezwungen aufzustehen, und man schob sie mit ihrer Schwester und Arvid in einen wartenden Polizeiwagen, der zum Polizeigefängnis an der Rossauerlände raste. Dort wurden sie einzeln verhört. Sie blieben standhaft bei der vereinbarten Geschichte, doch der Anwalt erzählte etwas anderes, und als herauskam, dass ihn Hermine dreimal in seiner Kanzlei am Kohlmarkt aufgesucht hatte, und man die Beschuldigten mit dieser Tatsache konfrontierte, brach das Lügengebäude zusammen. Am gleichen Tag wurde auch Helene in Gmunden verhaftet.

Vor dem Untersuchungsrichter sagten alle übereinstimmend aus, dass sie gelogen hatten, und nach zwei Nächten im Polizeigefängnis wurden sie ins Staatsgefängnis überführt. Das Schicksal des Anwalts ist nicht überliefert. Hinter den Kulissen setzten Anton Groller, Arvids Frau Clara und etliche Nichten und Neffen alle Hebel in Bewegung, dass man die eingesperrten Familienmitglieder gegen Kautions freiließ. Der Richter verlangte eine riesige Summe, und am sechsten Tag wurden Hermine und Arvid entlassen.

Ohne seine Frau geriet Max Salzer ausser Rand und Band. Sein Bruder, seine Tochter und die Hausangestellten taten alles, um ihn mit Spielen und Vergnügungen abzulenken. Sie sagten ihm, seine Frau sei krank geworden und habe das Haus verlassen, um ihn nicht anzustecken. Sie fürchteten, er könnte aus den Zeitungen erfahren, was geschehen war, und einen Wutanfall bekommen. Als die Polizei in Gmunden erfuhr, dass Hermine und Arvid wieder auf freiem Fuss waren, wurde auch Helene entlassen. Nur Gretl befand sich jetzt noch hinter Gittern. Hermine hatte Schuldgefühle. Sie hatte nämlich eines Nachts aus ihrem Zellenfenster laut «Gretl!» über den Gefängnishof gerufen und dadurch die Aufmerksamkeit der Wachen erregt. Aber dass Gretl länger und unter schlechteren Bedingungen inhaftiert blieb, ist nicht auf diesen Vorfall zurückzuführen.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Der eigentliche Grund ist bis heute nicht klar. Feststeht, dass sie bei ihrer Freilassung in einem schlimmen Zustand war. Man hatte sie grob und rücksichtslos behandelt. Mehrmals hatte sie verlangt, dass man ihren Freund, den amerikanischen Diplomaten John Hayes Lord, einschaltete. Er und seine Frau Marjorie, die dem englischen Adel entstammte, waren seit 1920 mit den Stonboroughs befreundet; damals hatte Lord im amerikanischen Konsulat in Basel gearbeitet und Gretls karitative Aktion zugunsten der hungernden Wiener Kinder unterstützt. Das Ehepaar war auch mit Ji Stonborough in Washington gut bekannt. Das mag den Leserbrief zum Lob des Wiener Generalkonsulats erklären, der zu dieser Zeit in der *Washington Post* erschien:

«Sehr geehrter Herr,

nach meiner Rückkehr von einer Auslandsreise möchte ich meiner Bewunderung für die Arbeit unserer diplomatischen und konsularischen Vertreter in Deutschland Ausdruck verleihen und bitte Sie daher, diesen Brief in Ihrer Zeitung platzieren zu dürfen.

Ich beziehe mich vor allem auf das Generalkonsulat in Wien (...). Nach meiner festen Überzeugung repräsentieren diese Beamten und alle ihre Mitarbeiter durch ihre beharrliche und ernsthafte Arbeit, ihre Freundlichkeit und Toleranz unsere demokratischen Ideale und setzen sie in hilfreiche Taten um. Sie sind wahre Amerikaner in einem Dschungel voller Lügen und wissenschaftlicher Grausamkeit.

J.J. Stonborough»

John Lord wurde ins Gefängnis bestellt. Er zeigte sich empört über die entsetzlichen Haftbedingungen und verlangte, dass man sofort den Hausarzt der Kranken zu Rate zog. Nach einigem Hin und Her gelang es ihm, Gretls Freilassung gegen Kautions zu erwirken, doch sowohl ihr amerikanischer wie ihr falscher jugoslawischer Pass wurden konfisziert, und sie musste in Wien bleiben, bis man ihren Fall vor Gericht verhan-

VERHAFTUNG

delte. Als Hermine, dreiundsechzig Jahre alt, Helene, neunundfünfzig, und Gretl, sechsundfünfzig, sich endlich wiedertrafen, waren sie am Ende ihrer Kraft. Helene befand sich in einem Zustand äusserster Erregung. Im Gefängnis hatte sie sich geweigert, einen Bissen zu sich zu nehmen; sie war abgemagert und bleich. Hermine war grüblerisch und fand Tag und Nacht keine Ruhe. Gretls Lungenentzündung war längst nicht ausgeheilt; sie hatte Fieber und war mutlos und niedergeschlagen. Weihnachten war für sie ein depressiver Tag.

Zum ersten Mal seit 1925 feierte Gretl das Fest ohne Paul und Ludwig. Jerome war tot; ihre beide Söhne waren in Amerika; einer der Adoptivöhne hielt sich auf unbestimmte Zeit in Berlin auf. Nur ihre Sekretärin und der andere Adoptivsohn teilten Lebkuchen und Schokolade mit ihr und lenkten sie von der düsteren Aussicht auf den kommenden Gerichtstermin ab. Hermine schreibt an Ludwig: «Jetzt sind ernste Zeiten für die Familie, ein grosses Abrechnen und Prüfen aller Verhältnisse, abgesehen von den äusseren Gefahren. Manchmal sehe ich alles deutlich vor mir, und ich denke mir: Kein Stein wird auf dem anderen bleiben.»

Immerhin stellte es sich heraus, dass auf der gerichtlichen Vorladung, die etwas später eintraf, nur Gretls, nicht aber Helenes Name stand. Sie war an dem ursprünglichen Plan der Ausreise mit gefälschten Pässen nicht beteiligt und konnte sich jetzt beruhigt der Pflege ihres kranken Mannes widmen. Die Verhandlung sollte im April 1939 stattfinden. Hermine und Gretl liessen sich von einem Anwalt namens Kornisch beraten und lernten ihre Aussagen auswendig. Doch kurz vor Beginn der Verhandlung, als die drei nervösen Beschuldigten – Gretl, Hermine und Arvid Sjögren – bereits auf der Anklagebank sassen, wurden sie plötzlich davon unterrichtet, dass sie sich nach einem neuen antijüdischen Gesetz nicht von Kornisch verteidigen lassen durften. Arvid hatte sich einen eigenen Verteidiger besorgt – Alfred Indra, hochgewachsen, eloquent und finster blickend, ein Mann, der sich als Berater der Oberen Zehntausend bereits einen Namen gemacht hatte.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Der Richter bot Gretl und Hermine an, die Verhandlung zu vertagen, bis sie einen arischen Verteidiger gefunden hätten, doch sie entschieden sich dafür, die Sache ohne Anwalt durchzufechten. Dies sei die richtige Entscheidung gewesen, erzählt Hermine später, «denn unsere Art des Sprechens und unser Auftreten waren unsere beste Verteidigung, viel besser als alles, was ein stark jüdischer Verteidiger zu unseren Gunsten hätte vor bringen können». Die Angeklagten wurden nacheinander befragt, und Gretl übernahm wieder die gesamte Verantwortung für alles, was passiert war. Auch Arvid und Hermine erklärten sich schuldig. Ja, sie hatten die falschen Pässe mit der Absicht gekauft, die Grenzpolizisten zu hintergehen; ja, sie hatten die Ausreise geplant, sie wollten die Reichsfluchtsteuer nicht bezahlen, und sie hatten vermeiden wollen, ihr ausländisches Vermögen der Reichsbank zu überlassen; ja, sie hatten Unterschriften gefälscht; und ja, sie hatten bei den ersten polizeilichen Vernehmungen gelogen.

Richter Standhartinger hörte sich alles an, holte tief Luft und zog sich mit den Schöffen zur Beratung zurück. Nach einer quälend langen Zeit kehrte er endlich zum Richterstuhl zurück. Eine gefälschte Unterschrift auf einem falschen Pass sei mit einem Mordversuch an einem Toten zu vergleichen, verkündete er, einem Delikt, das auch nicht als Verbrechen gewertet wird. Und, in Hermine's Worten, «aufgrund dieser Anschauung fällte er ein freisprechendes Urteil». Hermine, Gretl und Arvid waren sprachlos vor Erleichterung und Freude. Es kam ihnen vor, als sei das alles zu schön, um wahr zu sein.

Und tatsächlich war es zu schön, um wahr zu sein, denn zwei Tage später erhielten sie noch einmal einen «bösen Schlag», den Hermine, wie sie erzählt, «fast noch härter empfand als alles Vorhergehende, weil ich so wenig darauf gefasst war, weil er mich so in der Freude traf!» Der Wiener Staatsanwalt hatte sich von Richter Standhartingers exzentrischem Urteil nicht beeindrucken lassen. Er legte Berufung ein und verlangte die Wiedereröffnung des Verfahrens.

ZWEITE EMIGRATION

58 Zweite Emigration

Paul fühlte sich nicht wohl in der Schweiz. Er hatte keine Konzerte, auf die er sich vorbereiten konnte, keine Schüler und nicht einmal einen Kammerdiener, der ihm bei den täglichen Verrichtungen behilflich war. Er hatte Angst um Hilde und seine Töchter, die immer noch ohne Visa an der italienisch-schweizerischen Grenze warteten; und zum ersten Mal in seinem Leben plagten ihn Geldsorgen. Morgens unternahm er anstrengende Wanderungen am Ufer der Limmat, oder er schwamm im kalten Zürichsee. Nachmittags übte er in den Geschäftsräumen der Firma Hug in der Füsslistrasse. Er las französische und lateinische Klassiker und schrieb Briefe in erregter Kritzelschrift – doch nichts von alledem stellte seine Gemütsruhe wieder her.

Ständig dachte er an seine Schwestern in Österreich. Viel mehr als sie selbst war er sich der schrecklichen Gefahr bewusst, in der sie schwebten. Vor seiner Abreise hatte er sie beschworen, das Land zu verlassen. Doch Max, Helenes Mann, hätte einer Emigration nie zugestimmt, und Hermine konnte die Vorstellung nicht ertragen, sich von ihrer gewohnten Umgebung zu trennen. Paul hatte ihr eindringlich klarzumachen versucht, dass das Schicksal der Juden in Wien besiegelt sei. Sie sollten sich mit den Verlusten abfinden, die Reichsfluchtsteuer bezahlen und im Ausland von den Erträgen der Schweizer Kommanditgesellschaft leben. Wenn sie in Wien blieben, sagte er, würden die Deutschen sie mit Drohungen und Einschüchterungen überziehen, damit sie ihnen das ausländische Vermögen auslieferten, und wenn man das tue, sei bald nichts mehr davon übrig. Bittere, dramatische und oft taktlose Worte gingen zwischen den Geschwistern hin und her. Sie verhielten sich wie Kühe, die sich weigerten, ihren Stall zu verlassen, auch wenn er schon in Flammen stand, sagte Paul; und Hermine erwiderte, er sei ein Egoist und denke immer nur an sich.

Paul bewohnte mehrere Zimmer des vornehmen Hotels Savoy Baur en Ville in Zürich. Er konnte nicht aufhören, über die Probleme in Wien

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

nachzudenken. Er wusste, wenn er ins Reich zurückkehrte, wo er Aufhebungsverbot hatte, würde man ihn sofort verhaften und ins Gefängnis bringen. Es hatte keinen Zweck, Anspruch auf den Besitz zu erheben, den er zurückgelassen hatte. Es war besser, sich stattdessen auf den Schweizer Teil des Vermögens zu konzentrieren. Doch er wusste sehr wohl, dass er sich ohne das Einverständnis seiner Geschwister und diverser Nichten und Neffen sowie der Geschäftsführer seinen Anteil an der Wistag nicht ausbezahlen lassen konnte. Die wichtigsten Gesellschafter waren seine Schwestern, sein Bruder in England, Ji Stonborough in den USA und Max Salzer; auch Anton Groller, der Vermögensverwalter der Familie, war beteiligt. Das schwerwiegendste Problem bestand allerdings darin, dass man in Berlin von der Firma wusste und alles daransetzen würde, um dieses Kapital unter die Kontrolle der Reichsbank zu bringen.

Bevor klar war, was mit der Wistag geschehen sollte, musste Paul sich etwas einfallen lassen, um seine Hotelrechnungen zu bezahlen und für Hilde und die Kinder in Italien zu sorgen. Mit dem Einverständnis von Heinz Fischer, einem Schweizer Konzertagenten, wurde ein deutsches Streichquartett zu einem Konzertabend in Zürich eingeladen. Die Musiker sollten Pauls wertvolle Instrumente aus Wien mitbringen – zwei Geigen, eine Stradivari und eine Guadagnini, eine Amati-Bratsche und ein Rugieri-Cello. In Haslach, wo sie die Schweizer Grenze überschreiten sollten, würde niemand merken – so hoffte Paul –, dass die Instrumente in ihren Kästen nicht ihre eigenen waren. Und ebenso wenig würde man es bemerken, wenn die Musiker mit billigeren Instrumenten in den Kästen wieder ins Reich einreisten. Wie viel Fischer und die Musiker für dieses riskante Unternehmen bekamen, ist nicht bekannt. Was aus den beiden Geigen wurde (ob sie womöglich selbst der Lohn für die Schmuggler waren), liegt ebenfalls im Dunkeln. Doch im Oktober 1938 brachte Paul die Bratsche und das Cello zu einem Schweizer Instrumentenbauer namens Stübinger, der sie auf je achtzehntausend Schweizer

ZWEITE EMIGRATION

Franken schätzte. Der rasche Verkauf der beiden Instrumente sorgte für eine zeitweilige Verbesserung der finanziellen Lage.

Doch Paul hatte nicht vor, lange in der Schweiz zu bleiben – mit oder ohne Geld –, und selbst wenn er hätte bleiben wollen, war es höchst unwahrscheinlich, dass die Schweizer Behörden sein Visum auf unabsehbare Zeit verlängerten. Nicht anders als anderswo im Land war man in Zürich fremdenfeindlich und nervös. Aus Angst vor einer deutschen Invasion und aus Abneigung gegen die immer zahlreicher werdenden Flüchtlinge aus dem Reich hatte man die Grenzposten verstärkt und verfügt, dass ein rotes J in die Pässe von Juden eingestempelt wurde. Als bei Säuberungsaktionen SS-Leute Juden in die Schweiz absobten, sorgten Schweizer Grenzbeamte dafür, dass sie ins Reich zurückkehren mussten.

Für Paul, der glaubte, er sehe jüdischer aus als alle seine Geschwister, bewies der wachsende Antisemitismus in der Schweiz, dass er sich in Zürich keineswegs in einem sicheren Hafen befand. Anfang August war seine Wahl auf Amerika gefallen. Er wusste, es würde nicht einfach sein, dorthin zu gelangen. Trotz der internationalen Krise weigerten sich alle Länder (ausser der Dominikanischen Republik), die Quoten der Immigranten aus Deutschland zu erhöhen. Paul musste sich auf seine Beziehungen verlassen. Als seine Reisepläne endlich Gestalt annahmen, schrieb er in einem Brief an Marga Deneke: «Ich habe jetzt mein Ticket für das Schiff nach New York, aber ohne meine Gönner hätte es nie geklappt.»

Er hatte zwei Einladungen aus Amerika bekommen. Die erste vom Cleveland Orchestra; man forderte ihn auf, mit diesem Orchester unter Artur Rodzinski zu konzertieren. Die zweite von der David Mannes Music School in New Rochelle; in der Zweigstelle dieser Schule in Westchester sollte er als unbezahlter Mitarbeiter des Lehrkörpers arbeiten. Beide Institutionen bemühten sich eifrig, in Not geratenen jüdischen Musikern in Europa amerikanische Visa zu besorgen. Die David Mannes School schickte damals Angebote unbezahlter Unterrichtstätigkeit an viele andere, etwa auch an Helenes Sohn, den Musikwissenschaftler Fe-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

lix Salzer. Und Artur Rodzinski hatte Paul schon nach ihrem grossen gemeinsamen Erfolg 1936 bei einem Konzert der Salzburger Festspiele eine Einladung nach Cleveland versprochen. In Amerika zählte Rodzinski zu den berühmtesten Dirigenten, und seine Einladung, die Mitte September in Zürich eintraf, trug wesentlich dazu bei, dass Paul den Atlantik überqueren konnte.

Im November 1938 erhielten Hilde, Karoline Rolly und die Kinder endlich die Einreiseerlaubnis in die Schweiz. In Zürich empfing sie Paul mit der Ankündigung, dass er binnen einer Woche nach Amerika abreisen werde. Hilde, zweiundzwanzig Jahre alt, halb blind und weit weg von ihrem ärmlichen Elternhaus in Wien, gab er in die Obhut eines Schweizer Anwalts, der sie mit allem Nötigen versorgen sollte. In Montreux, in der französischen Schweiz, am Ostufer des Genfer Sees, hatte er auf Pauls Geheiss für sie eine Wohnung gemietet. Hier verabschiedete sich Paul am 28. November von ihr und den Kindern, ohne zu ahnen, dass er sie erst nach anderthalb Jahren wiedersehen sollte.

Am 1. Dezember verliess sein Schiff Le Havre. Nach Zwischenstopps in Southampton und Cobh in Südirland erreichte es am 9. Dezember New York. Marga hatte Paul nach Zürich geschrieben, um ihn zu fragen, ob sie sich in England sehen könnten, und er hatte ihr geantwortet, dass das leider nicht möglich wäre. Aber:

«Ich werde ganz bestimmt zurückkommen, vielleicht früher, als ich es mir jetzt vorstellen kann. Mein Plan ist, dass ich aufgrund meiner eigenen Bekanntheit und mit Hilfe meiner Freunde in Amerika nach und nach – denn alles auf einmal kann man nicht bekommen – eine längere Aufenthaltsdauer erwirken kann, später auch die Unterrichtserlaubnis. Und wenn ich das alles habe und die Umstände es erlauben, kann ich jedes Jahr einmal nach Europa reisen. Natürlich ist das jetzt noch Zukunftsmusik. Aber in der Zwischenzeit sollten wir das Beste hoffen...

Wir werden uns ganz sicher wiedersehen.

Dein alter Freund, P.W.»

ZWEITE EMIGRATION

Tatsächlich sahen sie sich wieder, nämlich schon in der Woche darauf, am 3. Dezember. Paul telegraphierte ihr, dass er in Southampton nicht an Land gehen dürfe, doch er bat sie, an Bord zu kommen und mit ihm zu sprechen, bevor das Schiff nach Irland weiterfuhr. In der Küche ihrer Schwester kritzelte Marga eine Nachricht auf eine braune Papiertüte:

«Liebste Lena,

Paul Wittgenstein hat mich gebeten, zu ihm aufs Schiff zu kommen. Er ist unterwegs in die USA. Das Schiff ist die *Washington*, es liegt im Hafen von Southampton. Vielleicht möchtest Du auch kommen? (Er ist inzwischen ein guter Mensch geworden.) Wenn ja, sehen wir uns dort.

Gruss, Marga»

Margas Schwester kam nicht. Paul war für sie immer noch ein Mann mit schlechten Manieren, der zu unkontrollierten Wutausbrüchen neigte; sie konnte ihm nicht verzeihen, dass er sich in Gegenwart ihrer Freunde gelegentlich heftige Ausfälle geleistet hatte. Marga eilte allein nach Southampton, wo ihr alter Freund auf dem Deck des Dampfschiffes nervös auf und ab lief.

«Ich machte einen langen Spaziergang mit ihm an Deck [schrieb sie später]. Er erklärte mir, wie er es geschafft hatte, die Ausreisepapiere in die USA zu bekommen, und zeigte mir das Foto einer blinden Schülerin, mit der er sich sehr verbunden fühlte und für die er ein Haus bauen wollte. Ich freute mich darüber und sagte ihm ehrlich meine Meinung, dass das für ihn selbst nur Gutes bedeuten könne. Er erzählte mir andere Dinge, zitierte *Alice im Wunderland* und Goethes *Faust* und war offenbar sehr froh, dass ich gekommen war. Vom Pier aus beobachtete ich, wie der Dampfer an Fahrt gewann, bis das Taschentuch, mit dem er winkte, nicht mehr zu sehen war.»

59 Seitenwechsel

Im April 1939, als seine Schwestern sich gegen die Anklage der Passfälschung zur Wehr setzen mussten, konnte Paul ihnen nicht helfen. Hermine war empört, weil er gerade in der Zeit nicht zugegen war, in der sie ihn am meisten gebraucht hätten. «Es fehlt in unserer Familie der leitende Mann», klagt sie in einem Brief an Ludwig. «Max ist alt und leider sehr krank, Paul versagt, Fritz fehlt es an Tiefe und Gewicht. Was hilft es da, dass Greti ein grosses Herz hat und sich um alle bekümmert; die Probleme sind zu unlösbar.»

Bei der Ankunft in New York wurde Paul vierundzwanzig Stunden lang von Beamten der Einwanderungsbehörde festgehalten. Man klassifizierte ihn als «German Hebrew» und fand manches an seinen Papieren auszusetzen. Als er endlich gehen durfte, fuhr er ins Hotel Webster an der West 45th Street und mietete dort eine Suite. In diesen Zimmern sass er lange Stunden am Schreibtisch und machte Fingerübungen, oder er las die Briefe von Tacitus und Cicero. Die David Mannes School war nicht sehr gross, weshalb man ihm keine eigenen Unterrichtsräume anbieten konnte; daher unterrichtete er eine Zeit lang am Flügel der Hotelbar. Das Leben in der grossen Stadt ermüdete ihn. Dazu gab es ständig Unannehmlichkeiten wegen seiner Aufenthaltsgenehmigung. «Man stösst überall auf Schwierigkeiten, kann nur hoffen, dass es gelingen werde, sie zu überwinden», schreibt er an Ludwigs alten Freund Ludwig Hänsel in Wien.

Sein sechsundzwanzigjähriger Neffe Ji Stonborough lud ihn im Metropolitan, seinem Washingtoner Club, zum Lunch ein, um ihn Gerald D. Reilly und James Houghteling vorzustellen, einflussreichen Männern in der Einwanderungsbehörde. Nach dem Mittagessen veranlassten sie mittels einiger Telefonate die Verlängerung von Pauls Visum. Später war Ji nicht mehr gut auf seinen Onkel zu sprechen. Für seine Begriffe hatte er zu wenig Dankbarkeit gezeigt.

SEITENWECHSEL

Nach dem kurzen Aufenthalt in Washington kehrte Paul nach New York zurück. Er war zu unpraktisch, um auf die Dauer allein leben zu können, und gab eine Annonce auf, in der er eine zweisprachige Sekretärin und persönliche Assistentin suchte. Marianne Jarosy Blumen las die Anzeige, bewarb sich und wurde vorgeladen. Paul sass im Schlafanzug und in ein weisses Laken gehüllt vor ihr. Er sah verzagt aus. Er hatte seine Anzüge und Hemden vor die Tür gelegt und erwartet, dass man sie ihm am nächsten Morgen gewaschen und gebügelt wieder brachte. Stattdessen waren alle Kleider gestohlen worden. Marianne Blumen sagte, sie werde ihm gern neue Sachen kaufen – eine Idee, auf die er offenbar noch nicht gekommen war –, und als sie von ihrer Einkaufstour zurückkehrte, war er hocheifrig und gab ihr den Job. Sie war sechsundvierzig Jahre alt, Jüdin und ebenfalls aus Wien geflohen. Ihre Vorfahren stammten aus Prag und Ungarn; sie sprach fließend Deutsch und Englisch. Kurz nach ihrer Ankunft in Amerika im September 1938 hatte ihr Mann Erwin sie verlassen. Er hatte in Pittsburgh ein neues Leben angefangen, während sie in New York mit massiven Geldnöten zu kämpfen hatte. Sobald es ihm möglich war, mietete Paul zwei nebeneinanderliegende Wohnungen im neunzehnten Stock des Masters Building am Riverside Drive, eine für sich selbst und eine für Marianne Blumen. Dort lebten sie, einer vom anderen abhängig, die nächsten sechzehn Jahre bis zu ihrem Tod, der Paul ins Mark traf. «Wie soll ich ohne sie zurechtkommen?», fragte er einen Freund. «Sie können jederzeit eine neue Assistentin engagieren», erwiderte dieser. «Ja, ja, aber was soll ich morgen machen?»

Im April 1939 waren Gretl und Hermine immer noch in grösster Sorge wegen der Fälschungsklage. Gretl hatte zwar noch einige Freunde an höchster Stelle, doch innerhalb der Nazi-Hierarchie wurde ihre Stellung von Tag zu Tag prekärer. Nach ihrer Freilassung aus dem Gefängnis fand man bei einer routinemässigen Durchsichtung ihres Hauses in der Kundmangasse heraus, dass sie bei ihrer Vermögensaufstellung einige höchst wertvolle Dinge nicht angegeben hatte. Ein ganzer Stapel Musik-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

autographen von Brahms, Beethoven, Mozart, Schubert, Wagner und Bruckner wurde beschlagnahmt. Im Juli hatte sie Arthur Seyss-Inquart ihr Wort gegeben, dass ihr Bruder nach seinem kurzen Besuch in England nach Wien zurückkehren würde. Doch als Pauls sich in die Schweiz absetzte, war sie dem Reichsstatthalter gegenüber kompromittiert.

Dass er das Land verlassen hatte, verurteilte sie vehement. Für sie war es unehrenhaft, so etwas zu tun – und Paul brachte nichts mehr auf, als wenn man ihn des unehrenhaften Verhaltens bezichtigte. Weil er verhindern wollte, dass Einzelheiten ihres Streits später seinen Kindern zu Ohren kamen, gab er einen unabhängigen Bericht über den Abbruch seiner Beziehungen mit Gretl in Auftrag. Einen Anwalt wies er an, jedem seiner Erben nach seinem Tod eine Kopie davon auszuhändigen. In dem Bericht, der sich auf Briefe und Dokumente der Anwälte Wachteil, Mannheim und Grouf stützt, heisst es zu Beginn:

«Dieses Memorandum wird von Professor Wittgenstein nie gelesen werden. Er wollte es ausdrücklich nicht einmal auszugsweise zu Gesicht bekommen. Es sollte unbedingt gewährleistet sein, dass man diesen Text als ein nach objektiven Kriterien verfasstes historisches Dokument betrachtet, nicht etwa als eine Entschuldigung. Der Verfasser des Memorandums sollte sich ihm gegenüber in keiner Weise verpflichtet fühlen. Er sollte lediglich die absolute Wahrheit schreiben.»

Über Gretls Verhältnis zu Arthur Seyss-Inquart heisst es im Text:

«In den Jahren 1938 und 1939 glaubte Mrs Stonborough offenbar, dass es so etwas wie eine Ehrenverpflichtung den Nazis gegenüber gäbe, dass die Nazis Leute wären, mit denen man auf der Basis von Achtung und Ehre Geschäfte machen konnte. Wenn wir sie mit Nachsicht betrachten, ist das Beste, was wir zu ihren Gunsten sagen können, dass sie sehr dumm gewesen ist.»

SEITENWECHSEL

Das Ergebnis des ersten Prozesses wegen Passfälschung war abgesprochen gewesen. Wie die Dinge hinter den Kulissen gelaufen waren, ist nicht bekannt, aber es scheint so zu sein, dass Gretl und Hermine nach der Entlassung ihres jüdischen Verteidigers nur deshalb das Angebot einer Vertagung des Verfahrens annahmen, weil sie auf eine vorher bestehende Vereinbarung vertrauten. Sie wussten von vornherein, dass Richter Standhartinger sie freisprechen würde. Die Berufungsverhandlung war wesentlich komplizierter. Sie fürchteten, dass eine höhere Instanz in Berlin ins Spiel käme, das heisst Leute jenseits ihrer Einflussphäre, die in ihnen nicht die berühmten Damen Stonborough und Wittgenstein sahen, sondern nur zwei alte Jüdinnen, die mit falschen Pässen zu tun hatten. Doch wieder einmal brachten Gretls Kontakte die Rettung. Hermine schreibt in ihren Erinnerungen:

«Gretl und gute Freunde fanden aber doch wieder Mittel und Wege, um [einen neuen Prozess] abzuwehren. Der geeignete Mann wurde gefunden und eingeschaltet, um den Staatsanwalt umzustimmen, und es gelang; die Berufung wurde zurückgezogen, und wir waren von dieser sehr schweren Sorge erlöst.»

Dieser «geeignete Mann» war zweifellos Alfred Indra, der gewiefte Anwalt und Wiener Strippenzieher, der Helenes Schwiegersohn Arvid Sjögren beim ersten Prozess vertreten hatte. Kurz danach wurde er eingeschaltet, um Gretl bei verschiedenen, ihr Vermögen betreffenden Kämpfen gegen die Behörden beizustehen. Ji beschreibt ihn als «Gentleman, der Tausende von Leuten kannte. Jemand, der einem aus der Patasche hilft.» Indras Vater und ein Onkel waren Regierungsmitglieder gewesen; er selbst gehörte zu den drei Anwälten, die während dieser Zeit sowohl für die Nazibehörden als auch für vermögende Juden arbeiteten, wenn sie versuchten, sich gegen die Konfiszierung ihres Besitzes zu wehren. In Hitlers totalitärem Staat war es kaum möglich, die Regierung

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

mit juristischen Mitteln zu bekämpfen. Ein Kläger konnte seinen Anwalt nicht frei wählen. Wenn es in Wien zum Prozess kam, musste er sich für einen von lediglich drei behördlich zugelassenen Vertretern entscheiden: Hans Frank, Erich Zeiner und Alfred Indra. Wenn einer von ihnen seine Sache allzu brillant verfocht, kostete es ihn seine Stellung. 1938 war Indras berühmtester Mandant Sigmund Freud gewesen. Nach dem Krieg vertrat er Freuds Erben, die versuchten, Teile des konfiszierten Nachlasses wiederzugewinnen. 1961 behauptete er, dass der grösste Teil seiner Akten bei Razzien der SS und später der Russen verlorengegangen sei.

Indra hatte Freud durch Marie Bonaparte (Gretls Freundin aus Luzerner Tagen) kennengelernt. Er organisierte Freuds Emigration nach London, und er setzte jene äusserst unerquickliche und verlogene Erklärung auf, die der achtzigjährige Professor vor seiner Abreise unterschrieb:

«Erklärung. Ich bestätige gerne, dass bis heute, den 4. Juni 1938, keinerlei Behelligung meiner Person oder meiner Hausgenossen vorgekommen ist. Behörden und Funktionäre der Partei sind mir und meinen Hausgenossen ständig korrekt und rücksichtsvoll entgegengetreten.»

1938 war der hochgewachsene, dunkeläugige Alfred Indra vierundvierzig Jahre alt und mit allen Wassern gewaschen. Wie Ji achtzehn Jahre nach ihm hatte er das vornehme Theresianum besucht; und der jüngere Mann sah zu ihm auf wie ein leicht zu beeindruckender Fünftklässler zu einem glänzenden Abiturienten aufblickt. «Indra war ein sehr gutausssehender Mann», erinnerte sich Ji später, «ein wunderbarer Anwalt (...) Jemand, der wusste, wie man mit den Wölfen heult und mit den Lämmern zittert (...) Eine grosse Hilfe!! (...) Auf dem Theresianum standen wir natürlich auf Du und Du.» Indra konnte denen, die bei ihm Hilfe suchten, den Eindruck vermitteln, dass er glaubte, die Nazibehörden seien dumm und unwissend, und dass er ausschliesslich auf der Seite

SEITENWECHSEL

seiner Mandanten stünde. Die Stonboroughs zweifelten nicht an ihm, und wenn Indra sich tatsächlich dafür verwendete, dass der Staatsanwalt seine Berufung zurückzog – wer konnte es ihnen verdenken?

Hermine und Gretl waren für die Deutschen wesentlich wertvoller, wenn sie nicht im Gefängnis saßen, denn sie hielten den Schlüssel des riesigen Vermögens in der Schweiz in der Hand. Es ging nun darum, ihnen diesen Schlüssel zu entreissen.

Das Haus eines deutschen Staatsbürgers, der sich weigerte, seine ausländischen Ersparnisse in Reichsmark zu wechseln, wäre normalerweise von der Gestapo durchsucht worden, und seine Bewohner mussten mit Inhaftierung rechnen, doch der Fall Wittgenstein war kompliziert. Zugriff auf die Aktiva der Schweizer Kommanditgesellschaft hatten mehrere Personen; davon waren einige (Ji und Gretl) amerikanische Staatsbürger, eine (Paul) hatte sich der deutschen Gerichtsbarkeit entzogen. Zu den Geschäftsführern zählten Ludwig (der binnen Kurzem die britische Staatsbürgerschaft erhalten würde) und Otto Peyer, ein Schweizer Geschäftsmann; für keinen von ihnen waren deutsche Gesetze bindend. Die Nazis mussten also, wenn sie den ganzen Schatz heben wollten, alle Beteiligten auf ihre Seite bekommen, was kaum zu erreichen war, wenn Gretl und Hermine wegen Passbetrugs im Gefängnis schmachteten. Bald schlugen die Behörden also einen anderen Weg ein, um an ihr Ziel zu kommen: Die beiden alternden Damen sollten die anderen Kapitaleigner dazu überreden, die Wistag den Deutschen auszuliefern.

Anfang November 1938 hatte Indra Ji gebeten, nach Zürich zu fahren, um Paul dazu zu bringen, vor seiner Emigration nach Amerika noch einmal nach Wien zurückzukehren. Man traf sich zum Frühstück im Hotel Savoy Baur en Ville. Auch Ludwig war zugegen. Er war gekommen, um Paul bei den finanziellen Angelegenheiten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, und da er keine eigenen Anteile mehr an dem Unternehmen besass, hörte man sich seine Ansichten gern an. Die reichsweiten antise-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

mitischen Pogrome der sogenannten Kristallnacht hatten gerade stattgefunden. Über tausend Synagogen und jüdische Geschäfte waren zerstört, hunderttausend Juden festgenommen worden – die internationale Presse war voll davon. Unter diesen Umständen war es für Paul viel zu gefährlich, nach Wien zurückzukehren. Ji verharmloste das Ganze. Er erzählte einen gewagten Witz, den seine Onkel geschmacklos fanden.

Als die Reichsbank erfuhr, dass Paul nicht zurückkehrte, verstärkte sie den Druck auf Max Salzer und Anton Groller. Beiden Männern wurde eine Gefängnisstrafe angedroht, wenn sie nicht energisch darauf drangen, dass das Schweizer Vermögen der Wittgensteins an das Deutsche Reich abgeliefert würde. Im Palais Wittgenstein wurde eine Besprechung abgehalten. Groller, Max Salzer, Hermine und Gretl waren zugegen. Gretl hatte auch Indra eingeladen.

Man wollte mit Hans Schoene, dem Vertreter der Reichsbank, über Möglichkeiten verhandeln, wie man sich im beiderseitigen Interesse einigen konnte. Schoene war ein ehrgeiziger Anwalt Anfang dreissig, Mitglied der NSDAP, ein kleiner, blonder Mann mit eindringlichen blauen Augen – er glich dem typischen Hollywoodnazi. Laut Hermine wurde die Verhandlung «sehr freundlich geführt». Doch Schoene erwähnte beiläufig, dass man in Berlin anlässlich eines Gesprächs über die Wittgensteins und ihr im Ausland angelegtes Vermögen gefragt habe: «Und die laufen noch alle frei herum?» Viele seiner Äusserungen waren von solchen unterschweligen Drohungen begleitet.

Gretl hatte von ihrem Sohn Thomas erfahren, dass man als Preis für die vorzeitige Liquidierung der Schweizer Firma von den Nazis Konzessionen erwarten konnte. Sie fand ihren Optimismus wieder und sprach mit einer Energie, die Hermine in Erstaunen versetzte. Ihr Vorschlag war folgender: Wenn die Wistag zerschlagen würde, sollten Hermine und Helene volle staatsbürgerliche Rechte erhalten, das heisst, wie Arier behandelt werden. Schoene deutete zunächst an, dass er sich da-

SEITENWECHSEL

rauf einlassen wolle. Dann wies er daraufhin, dass man das Votum des Chefs der Devisenabteilung der Reichsbank, Görlich, abwarten müsse.

Eine weitere Besprechung war nötig. Sie fand am 2. Mai in Berlin statt, in den Räumen der Reichsbank in der Victoriastrasse, mit denselben Teilnehmern wie bei dem Treffen in Wien und mit Görlich. Hinsichtlich der Schwestern wurde vereinbart, dass sie gegen eine nicht besonders grosse Devisensumme die Genehmigung zur Auswanderung erhalten sollten. Wenn sie sich entschlossen, im Land zu bleiben, mussten sie alle Devisen abliefern.

Görlich sagte zu Hermine: «Ich nehme an, Sie werden das erstere [die Emigration] wählen; Sie werden doch nicht als Ausnahmsjuden im Land bleiben wollen, gegen den ausdrücklichen Willen des Führers?»

Hermine gab keine Antwort. Sie hoffte, dass Görlich verstand, dass sie nicht auswandern wollte. Ihr grösster Wunsch war es, weiter in Wien in ihrer gewohnten Umgebung bleiben zu können.

Was die «arische Behandlung» der Schwestern betraf, so erklärte Görlich, dass davon keine Rede sein könne. Sie waren Juden, und damit basta. Als Anton Groller erwähnte, dass ein Teil der Familie davon überzeugt sei, dass Hermann Wittgenstein der illegitime Sohn eines arischen Prinzen sei, griffen Schoene und Görlich dieses Argument auf. Überhaupt «hatte man das Gefühl, er und Schoene wären geneigt, jedes Fädchen, das für uns günstig schien, so zu drehen, dass es halten könne». Doch in Wahrheit spielten sie ein altes Erpresserspiel, bei dem sie auf der einen Seite vorgaben, alles für die Familie tun zu wollen, auf der anderen aber drohten, wenn die Devisenangelegenheit nicht geregelt werden könne, die ganze Sache der Gestapo zu übergeben. Gretl fiel offenbar auf diese Taktik herein. Zu Hermine sagte sie, dass an diesem Tag ihre «Freundschaft mit der Reichsbank» begonnen habe. Nach dem Treffen erhielt sie ihren Pass zurück, und drei Tage später bestieg sie in Southampton das Dampfschiff *George Washington*, das nach New York fuhr.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

60 Die Nazis in Amerika

Anton Groller hatte fast die ganze Zeit seines aktiven Berufslebens der Familie Wittgenstein gewidmet. Er war zwar schockiert gewesen, dass man sie als Juden behandelte, aber den «Anschluss» hatte er als Anhänger der NSDAP überschwänglich begrüsst. Unmittelbar nach dem Treffen in Berlin setzte er sich mit Paul in Verbindung. Er sagte, die Deutschen seien sehr grosszügig gewesen. Von seinem Anteil von 3,4 Millionen Schweizer Franken dürfe er 2,1 Millionen behalten. Das sei, wie er wisse, ein grosses Opfer, aber er erwarte von ihm, dass er sich darauf einlasse. Ausserdem werde man ihm gestatten, nach Belieben nach Österreich ein- und wieder auszureisen. Allerdings werde man in puncto «arischer Behandlung» seiner Schwestern keine Konzessionen machen. Es werde nun eine Geste des guten Willens erwartet. Groller selbst schlug vor, den Deutschen unverzüglich das gesamte Gold aus dem Familienbesitz auszuliefern.

Paul war von diesem Vorschlag nicht begeistert. Die Möglichkeit der freien Ein- und Ausreise bedeutete ihm nichts, da die Anklage gegen ihn nicht zurückgezogen worden war und er in jedem Fall Jude blieb und keine staatsbürgerlichen Rechte mehr besass.kehrte er nach Wien zurück, würde ihn die Gestapo festnehmen und ihn zwingen, auch noch seine 2,1 Millionen Schweizer Franken abzugeben. Auch mit der Auslieferung der Goldreserven an die Reichsbank konnte er sich nicht einverstanden erklären. Denn trotz dieses grossen Zugeständnisses wusste er nicht, wie es mit seinen Schwestern weiterging. Auch Ji war gegen Grollers Vorschlag und versprach Paul in aufgeregtem Ton, er werde unbedingt dabei mithelfen, das Vermögen seines Onkels vor den «Naziproleten» zu retten. Er wollte den Deutschen so wenig wie möglich zugestehen und sich ihnen widersetzen, solange es ging. Onkel und Neffe waren sich in einem Punkt einig: Welche Konzessionen man auch immer machte, für Hermine und Helene mussten sich Vorteile daraus ergeben.

DIE NAZIS IN AMERIKA

Am 12. Mai 1939 traf Gretl in New York ein, genau eine Woche, bevor Hans Schoene und Alfred Indra auf dem deutschen Dampfer *Columbus* Amerika erreichten. Auch Konrad Bloch, ein Schweizer Anwalt, der die Wistag vertrat, befand sich in Amerika. Weil sein Englisch nicht sehr gut war, hatte er einen zweisprachigen New Yorker Anwalt gebeten, mit ihm zusammenzuarbeiten. Es handelte sich um Samuel Wachteil, einen gewissenhaften, fleissigen und ehrlichen Mann, dessen Kanzlei Tausende von unbezahlten Arbeitsstunden darauf verwendete, sich um die Einwanderungspapiere jüdischer Mandanten zu kümmern, die aus dem Deutschen Reich geflohen waren.

Am 19. Mai trafen alle Beteiligten zu einem ersten Gespräch zusammen. Es fand im Gladstone Hotel an der Park Avenue statt. In den vorhergehenden Tagen hatte sich Jis Widerstand gegen den Plan, den Deutschen das Gold der Familie auszuliefern, bereits abgeschwächt. Gretl hatte darauf bestanden, dass er die Übergabepapiere unterschrieb. Es handelte sich um einen Wert von 2,5 Millionen Schweizer Franken, und Gretl war eine bemerkenswerte Frau, «eine Kämpferin, die keine Einwände duldet». Anton Groller hatte Paul in der Zwischenzeit zu verstehen gegeben, dass die Deutschen ihm nicht erlauben würden, auch nur den kleinsten Teil seines Vermögens zu behalten, wenn er der Auslieferung des Goldes nicht zustimmte. So willigte Paul zögernd ein. Schoenes Reaktion war eine sarkastische Bemerkung über die unerwartete Höhe dessen, was die Reichsbank nun von den Wittgensteins «als Vorschuss» erhielt.

Dann betrat Gretl den Raum, in dem das Treffen stattfand. Sie begrüßte weder Bloch noch Wachteil. Wieder einmal hatte sie ihren eigenen Anwalt mitgebracht, einen gewissen Abraham Bienstock aus New York. Alfred Indra, der erst vor einer Woche ihre Interessen gegen die räuberischen Pläne der Reichsbank vertreten hatte, agierte dieses Mal als Schoenes Adlatus für die Reichsbank. Paul hatte keine Ahnung, wer er war, und bemerkte lediglich: «In meiner Gegenwart öffnete er kein einziges Mal den Mund, so dass unklar blieb, wen er eigentlich vertrat.»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Als die Forderungen auf den Tisch kamen, teilte Paul den Anwesenden mit, dass er bereit sei, für seine Schwestern Opfer zu bringen, doch er betonte auch, dass er sich in einer prekären Situation befinde:

«Da ich viel zu spät nach Amerika kam, waren alle bezahlten Stellen an Konservatorien bereits besetzt. Ich kann nur als Klavierlehrer arbeiten, denn für etwas anderes bin ich nicht geeignet – welcher Narr würde einen unpraktischen einarmigen Mann engagieren, wenn es überall Hunderte hochqualifizierter, körperlich unversehrter Leute gibt, die Arbeit suchen? Selbst wenn man mir einen gutbezahlten Job anböte, würde ich ihn ablehnen müssen, denn als ‚Besucher‘ der USA darf ich kein Geld verdienen.»

Schoenes Antwort fiel eisig aus. Trotz der Einwilligung der Familie, die Goldreserven auszuliefern, fand er nun, dass 2,1 Millionen Schweizer Franken für Paul viel zu viel seien. Die Reichsbank würde ihm 500'000 zubilligen, vielleicht auch weniger. Wie nicht anders zu erwarten, bekam Paul daraufhin einen Wutanfall, und die Sitzung wurde vertagt.

Gretl und Ji reisten kurz darauf nach Washington ab. Bloch sprach mit Paul unter vier Augen. Er sagte ihm, dass er seiner Schwester misstrauete, da sie bei mehr als einer Gelegenheit offenbar mit den Nazis gegen ihn paktiert habe. Paul wollte nichts davon hören. «Die Sache ist doch ganz klar», erwiderte er. «Meine Schwester hat nicht den leisesten Grund, so etwas zu tun. Wir verstehen uns nicht immer gut, doch sie wäre nicht fähig, etwas so Unehrenhaftes zu tun.» Doch beim nächsten Treffen änderte er seine Meinung.

Es war unbedingt notwendig, dass auf der Seite der Wittgensteins alle Beteiligten an einem Strang zogen. Man musste sich auf eine verbindliche Verhandlungsstrategie gegen die Reichsbank einigen. Aber während ihres Aufenthaltes in Washington konnten oder wollten Gretl und Ji

DIE NAZIS IN AMERIKA

nicht zulassen, dass man sich mit ihnen in Verbindung setzte. Bloch rief ihren Anwalt an. Dieser sagte ihm, dass er angewiesen worden sei, mit niemandem zu sprechen. Am Tag des nächsten Treffens teilte Gretl telefonisch mit, dass weder sie noch ihr Sohn früher als zum angesetzten Termin der Sitzung in New York erscheinen könnten. Doch Bloch stellte ihr eine Falle. Als sie den Sitzungsraum betrat, rief sie herrisch: «Wo sind die Deutschen?» «Wir haben das Gespräch mit ihnen vertagt», antwortete Bloch, «damit wir zunächst unter uns entscheiden können, was wir ihnen sagen werden.»

Gretl war sichtbar erschüttert und nahm widerstrebend ihren Platz ein, während Wachtell die Sitzung mit einer kurzen Rekapitulation des Falles eröffnete. Nach ihm ergriff Ji das Wort und sagte in belehrendem Ton: «Ich habe mit beträchtlichem Interesse Ihren Ausführungen zugehört, aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass sich Leute in unserem Kreis befinden, die nichts von alledem verstehen. Ich wünsche nicht, dass diese Leute zugegen sind.»

«Wenn Sie mich damit meinen», antwortete Wachtell, «so liegen Sie falsch. Ich habe schon ähnliche Kämpfe mit den Deutschen ausgefochten, und ich weiss, was hier vonnöten ist.»

«Ich meine nicht Sie.» «Wen meinst du dann?», fragte Paul, der sich darauf gefasst machte, der «rüpelhaften Unverschämtheit dieser stinkenden Wanze von einem Neffen» entgegenzutreten.

«Ich meine meinen Onkel Paul und Hern Bloch», sagte Ji. «Ich habe keine Zeit, mir anzuhören, was sie sagen, und ohnehin muss in dreissig Minuten alles Nötige beschlossen sein, weil ich zum Zug muss.» «Dein verdammter Zug ist mir ganz egal!», rief Paul, den die Vorstellung empörte, dass der Zugfahrplan den Rahmen der Verhandlung über ein Millionenvermögen abgeben sollte. «Und mir ist dein verdammtes Geld egal!», schrie Ji und bekräftigte seine Worte mit einem Faustschlag auf den Tisch. Gretl beorderte ihren Bruder in ein angrenzendes Zimmer, wo

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

sie ihm sagte: «Du hast kein Recht, dein Geld zu verteidigen. Ohne mich wärst du überhaupt nicht hier.»

Sie gingen in den Sitzungsraum zurück, und wieder flammte der Streit auf. Doch als Paul die Geduld verlor und in seinem Ärger schon fast so weit war, sein gesamtes Vermögen den Nazis zu überschreiben, brachte ein lauter Schrei alle zum Schweigen. «Halt!!», rief Samuel Wachtell, der Anwalt der Wistag, als er begriff, was Paul tun wollte. Dann verlangte er eine erneute Vertagung.

Ji und Gretl eilten erbost zum Bahnhof, und am nächsten Tag erhielt Paul einen Brief von Ji, der eine Rechnung über die Reisespesen von ihm selbst und seiner Mutter enthielt. «Es wäre besser gewesen», schrieb er, «wenn wir uns hätten einigen können.» Als Antwort schickte Paul ihm ein Telegramm, in dem es hiess: «Werde persönlich nicht mehr an Verhandlungen teilnehmen – rate Dir, mit meinem Anwalt Herrn Dr. Wachteil in Verbindung zu treten.»

«Damals hat Wachtell mich buchstäblich vor dem Verhungern gerettet», schreibt Paul später. «Wenn er nicht laut ‚Halt!‘ gerufen hätte, hätte ich die Sitzung als Bettler verlassen – als Bettler, der nicht einmal weiss, in welchem Land er betteln darf!» Von diesem Tag an sprach Paul kein Wort mehr mit Gretl, und auch mit Ji, der «stinkenden Wanze von einem Neffen», hatte er nie mehr zu tun.

61 Motive der Stonboroughs

Warum waren Gretl und Ji so erpicht darauf, dass Paul sein Vermögen der Reichsbank überschrieb? Konrad Bloch glaubte, dass der Grund mit der Tatsache zusammenhing, dass Ji Hermine legitimer Erbe war; nach seiner (Jis) Meinung würde Pauls Vermögen an Hermine fallen, und auch nach den ungünstigsten Umrechnungskursen der Reichsbank würde das später für ihn sehr viel Geld bedeuten. Paul glaubte etwas anderes. Er hatte das Gefühl, die Stonboroughs versuchten auf diese Weise, ihre Kunstschatze in Gmunden und in Wien zu retten. «Das ist

MOTIVE DER STONBOROUGHES

nur eine Vermutung, ich sage es ausdrücklich», schreibt er. «Und doch halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass Schoene, der als Repräsentant der Reichsbank vor keiner Niedertracht zurückschreckte, ihnen genau das in Aussicht gestellt hatte.»

Er war auf der richtigen Fährte, aber das war noch nicht alles. Alle Indizien weisen darauf hin, dass Hermine und Gretl mit den Nazis ein Abkommen geschlossen hatten: Die Deutschen sollten das gesamte Kapital der Wistag bekommen, und im Gegenzug würden sie dafür sorgen, dass die Schwestern wegen der Passaffäre nichts weiter zu befürchten hatten. Wenn die Summe nicht ausreichte (weil Paul oder Ji sich weigerten, ihre Anteile abzugeben), sollten sie (die Schwestern) in die Bresche springen. Wenn Gretl nicht zahlte, würden ihr österreichischer Besitz und wertvolle Kunstwerke konfisziert. In Amerika war sie vor Verfolgungen sicher; doch auch Hermine's Besitz würde man unweigerlich beschlagnahmen, wenn die vereinbarte Summe ausblieb, und bei der Berufungsverhandlung würde man sie grausam blossstellen. «Heute weiss ich», schrieb Ji kurz vor seinem Tod viele Jahrzehnte später, «dass meine Mutter viele Fehler machte, als sie versuchte, ihre Schwestern zu entlasten. Viele Fehler!»

Es war Alfred Indra, der Strippenzieher, der diesen Deal einfädelt. Als er – angeblich als Repräsentant der Reichsbank – nach Amerika kam, handelte er in Wahrheit mit Einwilligung der Reichsbank als Gretl's Anwalt und hatte die Aufgabe sicherzustellen, dass sie ihre Verpflichtungen den Nazis gegenüber erfüllte. Dass Hermine ein Teil dieses Komplotts war, lässt eine Nebenbemerkung ihrer «Familienerinnerungen» erkennen. Anlässlich des Berliner Treffens mit den Reichsbankvertretern im Mai und den Verhandlungen über den Preis für die Zerschlagung der Wistag schreibt sie: «Endlich blieb es bei einer mir ziemlich hoch scheinenden Devisensumme für Paul (...).» Warum aber betrachtet sie, wenn sein Anteil an der Firma 3,5 Millionen Schweizer Franken wert war, die 2,1 Millionen als eine «ziemlich hohe» Summe? Welche Bedeutung hat die Summe, die man ihrem Bruder von seinem eigenen Vermögen zu-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

rückzubehalten erlaubte, für sie? Der Gedanke, dass es eine Absprache gegeben hat, nach der sie und Gretl für den Differenzbetrag aufzukommen hatten, liegt nah.

In New York gab es ein weiteres Treffen, bei dem sich Indra entschlossen zeigte, Paul nach Deutschland zurückzulocken. Da es nicht den Gepflogenheiten der deutschen Politik entspreche, solche Verhandlungen im Ausland zu führen, schlug er vor, dass ein hoher Beamter aus Deutschland an Bord eines deutschen Schiffes das Gespräch mit ihm weiterführte. Pauls Anwälte hielten das für «äusserst gefährlich». Auch Gretl sagte noch einmal ihre Meinung: «Es ist schäbig und unerklärlich, dass Paul sein Geld nicht der Reichsbank überschreibt. Jedes verdammte Ding, das mein Bruder besitzt, verdankt er seiner Familie (...) Er hat kein Recht, sein Vermögen für sich zu behalten, denn dass er überhaupt hier ist, verdankt er mir!»

Als Schoene das hörte, konnte er ein zufriedenes Grinsen nicht unterdrücken, doch Wachteil fragte nur lakonisch: «Wollen Sie für diese Äusserung bezahlt werden, Madam?» Kommentare wie diese führten dazu, dass Ji Wachteil später als «einen richtigen Kotzbrocken» bezeichnete.

In einer abgefangenen Nachricht Schoenes an seine Vorgesetzten in Berlin heisst es, «die jüdischen Anwälte Wachteil und Bloch, die dem Reich gegenüber feindlich gesonnen sind», arbeiteten ihm bei seinen Bemühungen, das Wistag-Vermögen der Reichsbank zuzuführen, entgegen. Wachteil mache sich juristisch unangreifbar, doch John Stonborough lege eine insgesamt faire Haltung an den Tag. Zu dieser «fairen» Haltung gehörte, dass Ji genau das tat, was die Deutschen von ihm verlangten. «Alfred Indra diktierte mir mitten auf der Wall Street einen Brief», berichtet Ji später, und «auch Herr Dr. Schoene sagte mir, was ich sagen und schreiben sollte (...) am Ende erklärte ich mich bereit, dieses oder jenes komplizierte Schriftstück zu unterschreiben». Für all das führte er die (äusserst unwahrscheinliche) Erklärung ins Feld, dass Schoene und Indra Doppelagenten gewesen seien, die insgeheim für die

MOTIVE DER STONBOROUGHES

Stonboroughs und gegen die Reichsbank arbeiteten, um für Hermine und Helene den Status von «Mischlingen» zu erwirken.

Im Juli 1939 war die Angelegenheit noch immer nicht erledigt, und die Reichsbank ergriff drakonische Massnahmen, um Paul zum Einlenken zu zwingen. In Wien wurde Hermine, Groller und den Salzern bedeutet, dass man sie schwer bestrafen werde, wenn das Geld nicht bald eintreffe und die Verhandlungen in New York sich noch länger hinzögen. Ein Telegramm wurde an Paul geschickt, in dem es hiess: «Bestehe nicht weiter auf Mischlingsstatus. Andernfalls akute Gefahr für uns alle.» Schoene hoffte, Paul durch Einschüchterung seiner Verwandten weiczuklopfen, doch Gretl wusste, dass er nur bluffte: Solange die Verhandlungen in New York andauerten, würde in Österreich niemandem etwas zuleide getan. Sie verlangte also weiterhin den Mischlingsstatus für ihre Schwestern, während sie von Paul verlangte, sein gesamtes Vermögen auszuliefern.

Am 12. Juli schifften sich Ludwig, Anton Groller und Hans Schoenes Frau Frieda Marie auf der *Queen Mary* nach New York ein. Ji schickte an seinen Onkel Ludwig ein Telegramm: «Nicht nachgeben oder Tante eingesperrt.» Wachteil war sich des wachsenden Drucks auf seinen Mandanten bewusst. «Ich möchte, dass Sie sich ein wenig freie Zeit gönnen», riet er Paul. «Gehen Sie auf Urlaub, ohne Ihre Adresse zu hinterlassen. Ich weiss Ihre Anwesenheit stets zu schätzen, doch bei diesen Verhandlungen ist es besser, wenn Sie nicht dabei sind.»

An Ludwig an Bord der *Queen Mary* schrieb er:

«Lieber Herr Professor Wittgenstein,

(...) Die Ankündigung Ihrer Reise nach Amerika gehörte zu den Massnahmen, mit denen versucht wird, Druck auf Ihren Bruder auszuüben, damit er sich den Forderungen der Reichsbank beugt. Zweifellos aufgrund von Drohungen und Einschüchterungen haben Ihre Schwestern in Wien diese Forderungen nicht nur passiv unterstützt; sie haben auch, über Herrn Dr. Schoene, Briefe und Telegramme ge-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

schickt, in denen von ernststen Gefahren die Rede ist, die eintreten würden, wenn es nicht zu einem für die Reichsbank befriedigenden Verhandlungsergebnis kommt. Ich selbst bin nicht in der Lage einzuschätzen, wie stark man versucht, auf Ihre Schwestern in Wien und mittelbar auch auf Sie und Mrs Stonborough einzuwirken. Doch ich weiss, wie stark der Druck ist, der von allen Seiten auf Paul Wittgenstein ausgeübt wird.

Dieser Druck lässt bis heute nicht nach, ungeachtet der Tatsache, dass Paul Kompromissvorschläge gemacht hat, die mehr als fair sind und die auch die Reichsbank sicher akzeptabel gefunden hätte, wäre es nicht so einfach gewesen, die Schwestern in Wien für ihre Zwecke einzuspannen.»

Weiter hiess es in dem langen Schreiben, dass Paul sich freue, seinen Bruder in New York zu sehen, doch nur wenn Ludwig sich bereitfinden könne, zuerst mit Wachteil zusammenzutreffen, damit es nicht zu «Ärgernissen und unerfreulichen Differenzen aus Mangel an Kenntnissen über die fraglichen Tatsachen» komme.

Ludwig folgte Wachtells Rat. In seinem Notizbuch war der 22. als der Tag des Treffens mit Paul verzeichnet, doch obwohl er eine ganze Woche in Amerika blieb, sah er seinen Bruder in dieser Zeit nicht und sprach auch nicht mit ihm. Er schrieb ihm allerdings einen (nicht erhaltenen) Brief, aus dem Paul später zitierte: «Das Verhalten der Stonboroughs war sicher unüberlegt und dumm.»

Der Aufenthalt in Amerika hatte Ludwig erschöpft, und er erreichte sehr wenig, bevor er in gedrückter Stimmung nach Cambridge zurückkehrte. Er scheint Paul ohne innere Überzeugung ebenfalls dazu gedrängt zu haben, sein Vermögen aufzugeben. Viele Jahre später sagte er voller Traurigkeit und Ernst: «Hätte ich damals bemerkt, wie verrückt Paul war, wäre ich nie so hart mit ihm umgegangen.» Nach dem Treffen vom November 1938 in Zürich sahen und sprachen sich die Brüder nie mehr, und auch ihre Korrespondenz riss ab.

DER DROHENDE KRIEG

62 Der drohende Krieg

Hitlers raffgierige Aussenpolitik löste in den Nachbarstaaten Empörung aus, doch das Letzte, was er wollte, war ein totaler Krieg mit Russland, Frankreich, England oder Italien. Sein Plan war, das gesamte deutschsprachige Europa so friedlich wie möglich zu einem einzigen Deutschen Reich unter seiner Führung zu vereinen. Doch nach dem Grundsatz, dass der Zweck die Mittel heilige, log und betrog er auch und zeigte allzu oft, dass er keineswegs vorhatte, die Konventionen der internationalen Diplomatie einzuhalten. Es hatte ihn selbst überrascht, wie glatt der «Anschluss» Österreichs im März 1938 vonstattengegangen war. Ausländische Staaten hatten ihrer Missbilligung Ausdruck verliehen, doch am Ende hatten sie alle Mittel und Wege gefunden, das neue erweiterte Reich ohne Gesichtsverlust anzuerkennen. Die Annexion des Sudetenlands im Oktober war für Hitler wesentlich riskanter gewesen; nur durch seine wiederholten Versicherungen, dass er auf weitere territoriale Ansprüche in Europa verzichtete, und durch die rasche Einigung mit Neville Chamberlain, Edouard Daladier und Benito Mussolini konnte ein Krieg verhindert werden. Als er am 15. März 1939 den Einmarsch der Wehrmacht in Prag befahl, wurde diese Aktion von der internationalen Gemeinschaft einhellig verurteilt. Premierminister Chamberlain reagierte mit über hundert Massnahmen, die zeigten, dass sein Land für einen Krieg gerüstet war, und vier Monate später, als die Deutschen sich bereit machten, den Hafen von Danzig an sich zu bringen, gelobte er, dass Grossbritannien im Fall eines militärischen Konflikts den Polen gegen die Deutschen zu Hilfe käme.

Hitler bemühte sich weiterhin zu verhindern, dass die Nachbarstaaten ihn militärisch bekämpften, auch als seine Truppen schon dabei waren, in benachbartes Territorium einzumarschieren. Um die Amerikaner nicht zu reizen, wurde unter anderem beschlossen, dass Ji Stonborough vorsichtig zu behandeln sei. Nazidiplomaten in Amerika hatten Berlin davon unterrichtet, dass er ein wichtiger Mann sei. Sein offizieller Titel

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

– *Commissioner of Conciliation* – wurde in Berlin ehrfürchtig bestaunt. Tatsächlich bestand Jis tägliche Arbeit im Wesentlichen darin, langweilige Berichte über Streitigkeiten innerhalb der amerikanischen Industrie zu verfassen. In Berlin war bekannt, dass er viele Freunde in den massgeblichen politischen Kreisen Washingtons hatte. Da er ein gerngesehener Gast bei den Cocktailpartys der High Society war, tauchte sein Name häufig in den Klatschspalten der Gesellschaftspresse auf. Sein Freund James Houghteling war mit einer Cousine Präsident Roosevelts verheiratet, und die Deutschen glaubten (zu Unrecht), Ji stünde mit dem Präsidenten auf Du und Du. Ausserdem nahm man in Berlin an, dass er auf seinen häufigen Reisen nach Wien für die Amerikaner Erkenntnisse über das Dritte Reich sammelte; hauptsächlich aus diesem Grund wollten die Deutschen Jis jugendlichen Kopf mit günstigen Eindrücken über ihr dynamisches neues Land füllen. Die Stonboroughs wussten von diesen Vorgängen hinter den Kulissen, und Gretl nutzte ihre Kenntnisse bei den Verhandlungen mit der Reichsbank.

Im August 1939 war immer noch nicht klar, was mit der Wistag geschehen sollte. Paul hatte sich zurückgezogen und den aktiven Kampf seinem Anwalt überlassen. Die nächste Runde sollte in der Schweiz stattfinden. Paul blieb in Amerika und schickte briefliche Instruktionen an Wachtell:

«Ich gestatte Ihnen ohne Vorbehalt, in Zürich in meinem Namen zu handeln und Beschlüsse zu fassen (...) Meine Ehre steht auf dem Spiel (man würde mich verleumden, sollte in Wien irgendetwas passieren), aber ebenso mein Gewissen und meine Gemütsruhe (...) Tun Sie, was Sie für richtig halten, aber denken Sie daran, dass man seine moralischen Ansprüche niemals preisgibt.»

Die Verhandlungen in Zürich erwiesen sich als wesentlich weniger schwierig als die in New York einen Monat zuvor. Ludwig reiste an und

DER DROHENDE KRIEG

verliess die Runde wieder, ohne etwas zu erreichen. Gretl und Ji weigerten sich, mit Wachtell zu sprechen, da sie ihn immer noch als ihren Feind betrachteten. Alfred Indra versuchte vergeblich, Wachtell dazu zu bewegen, ein falsches Memorandum zu unterzeichnen, während Anton Groller an sein Gewissen appellierte. Er sagte, dass Wachtell Paul längst nicht so gut kenne wie er selbst, Groller, und dass Paul zwar behauptet habe, nicht nach Wien zurückkehren zu wollen, sich aber in Wahrheit nach seiner Heimat sehne. Wenn er im Übrigen jetzt nicht nachgebe, werde das Palais Wittgenstein, an dem er so sehr hänge, unweigerlich beschlagnahmt werden und er werde es nie zurückerhalten.

Währenddessen warteten alle Beteiligten gespannt auf offizielle Neuigkeiten aus Berlin bezüglich des Mischlingsstatus der Schwestern. Kurt Mayer von der Reichsstelle für Sippenforschung hatte zwar von der arischen Abstammung Hermann Christian Wittgensteins nichts wissen wollen, doch dem Chef der Reichsbank war es gelungen, die Akte Wittgenstein an Mayer vorbei einer höheren Instanz zur Bearbeitung vorzulegen. Jetzt hoffte die Familie nicht mehr auf genealogische Beweise, sondern auf ein Entgegenkommen der Behörden. Dazu brauchte man die Einwilligung Hitlers.

Wachtell erfuhr von Alfred Indra, dass sich möglicherweise der Führer persönlich in die Angelegenheit einschalten werde. Bei einer Besprechung im Hotel Dolder in Zürich hatte Wachtell seine Besorgnis darüber geäußert, dass die Deutschen den Mischlingsstatus gewähren, aber auch bald widerrufen könnten, um Paul zu weiteren Zahlungen zu zwingen. In Wachtells Protokoll der Sitzung heisst es weiter:

«Herr Dr. Indra sagte, wegen der hohen Stellung des Beamten, der den Mischlingsstatus zuerkennen werde, werde niemand es wagen, ihn wieder abzuerkennen. Ich war nicht überzeugt. Doch Herr Dr. Indra bestand darauf, dass es so sei, denn die Person, die die entschei-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

dende Unterschrift leiste, sei der Führer selbst. Ich sagte, so etwas zu erwarten sei wenig glaubhaft, doch Indra versicherte mir, dass es sehr gut möglich sei.»

Die Deutschen standen im Begriff, in Polen einzumarschieren, und wenn man Chamberlains Voraussagen trauen durfte, stand ein Krieg unmittelbar bevor. Und doch scheint Hitler tatsächlich die Zeit gefunden zu haben, den Befehl zu unterschreiben, der den Wittgensteins den Mischlingsstatus gewährte. Hermann Christians arische Abstammung wurde anerkannt. Innenminister Wilhelm Frick schickte Kurt Mayer von der Reichsstelle für Sippenforschung am 29. August die entsprechenden Instruktionen. Am nächsten Tag musste Mayer die Mischlingszertifikate an alle Betroffenen schicken. Diese überraschende Wendung erregte den Verdacht der Wiener Verantwortlichen. Der Direktor des dortigen «Gauamts für Sippenforschung» der NSDAP verlangte eine Erklärung von Berlin. Kurt Mayers Antwort findet sich in den Wiener Archiven:

«In der Abstammungssache Wittgenstein und Nachkommen habe ich meine Entscheidung auf Weisung des Herrn Reichsminister des Innern vom 9.8.39 gefällt, die ihrerseits auf eine Anordnung des Führers und Reichskanzlers zurückgeht. Unter diesen Umständen sind die Abstammungsverhältnisse von hier in eigener Zuständigkeit nicht des Näheren nachgeprüft worden. Die vom Führer und Reichskanzler getroffene Entscheidung betrifft zugleich ohne Einschränkung Hermann Wittgenstein (geb. Korbach 12.9.1802), der als deutschblütiger Vorfahre sämtlicher Nachkommen anzusehen ist (...).

«Inzwischen sind für zahlreiche Nachkommen des Hermann Wittgenstein Abst.-Bescheide erteilt worden, so dass ihre rassische Einordnung im Sinne des Reichsbürgergesetzes keine weiteren Schwierigkeiten bereiten dürfte. Erforderlichenfalls können in Zweifelsfällen

DER DROHENDE KRIEG

bei der Reichsstelle für Sippenforschung entsprechende Abstammungsbescheide nachgesucht werden.

gez. Dr. Kurt Mayer»

Natürlich wären die Nazibehörden zu diesen Zugeständnissen nicht bereit gewesen, wenn es nicht möglich gewesen wäre, Paul am Ende dazu zu bringen, auf einen Grossteil seines Vermögens zu verzichten. Samuel Wachtells Hartnäckigkeit war es zu verdanken, dass er mit Zustimmung der Reichsbank 1,8 Millionen Franken behalten durfte. Dreihunderttausend Schweizer Franken wurden den Anwälten Bloch, Wachtell und Bienstock überwiesen. Von Ji erhielt Paul eine Entschädigungssumme von zweihunderttausend Franken, später noch einmal dreihunderttausend, eine Summe, die etwas geringer war als sein Anteil am Kapital der Wistag. Insgesamt gelang es Paul, 2,3 Millionen Franken seines ausländischen Vermögens zu retten, gegen Kosten von etwas über 1,2 Millionen. Sein gesamtes Bargeld und sein Immobilienbesitz im Reich, einschliesslich des grossen Palais, das ihm zur Hälfte, und des Anwesens in Neuwaldegg, das ihm zu einem Drittel gehörte, wurden entschädigungslos seinen Schwestern Hermine und Helene überschrieben. In einem Fragebogen der amerikanischen Steuerbehörde vom August 1945 schätzte Paul den Wert seines Vermögens in den Vereinigten Staaten auf 924'821 Dollar – für die meisten Leute eine erhebliche Summe, doch nichts im Vergleich zu Pauls früherem Vermögen.

Kaum gehörte Pauls Geld den Deutschen, fielen alle möglichen Ämter darüber her wie ein Rudel hungriger Hyänen, und es gab viele bürokratische Verwicklungen zwischen der Reichsbank, dem Reichsamt für Denkmalpflege, dem Amt für Vermögenskontrolle, der Reichsstelle für das Auswanderungswesen und der Gestapo. Die Reichsbank hatte mit Paul vereinbart, dass er bewegliche Güter mitnehmen konnte, zumindest jene, die nicht der Exportkontrolle unterlagen. Alles war schon fertig ge-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

packt, als plötzlich das Reichsamt für Denkmalpflege einschritt und die Vereinbarung mit der Reichsbank zunichtemachte.

Auf einem offiziellen Formular in Amerika hatte Paul erklärt: «Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob meine persönlichen Besitztümer, Kunstwerke, Manuskripte und Möbel, in Österreich noch unversehrt sind und was sie wert sind.» Ein Teil der Vereinbarung mit seinen Schwestern bestand darin, dass seine Auswanderungssteuer von dem Geld bezahlt werden sollte, das er ihnen überlassen hatte. Nachdem das Amt für Vermögenskontrolle Pauls inländisches Vermögen auf 6,4 Millionen Reichsmark geschätzt hatte, verlangte man 25 Prozent oder 1,6 Millionen Reichsmark von dieser Summe. Hermine und Helene engagierten nun ausgerechnet Alfred Indra, der mit dafür gesorgt hatte, dass Paul auf einen grossen Teil seines Geldes verzichten musste, um ihr neues Vermögen vor der begehrlichen Steuerbehörde zu retten.

63 Wertvolle Handschriften

Zwei Tage nachdem der Mischlingsstatus der Familie Wittgenstein offiziell bestätigt worden war, erhielten um 5 Uhr 35 am Morgen des 1. September 1939 mehr als eine Million Soldaten, die entlang der deutsch-polnischen Grenze zusammengezogen worden waren, den Befehl, sich in Bewegung zu setzen. «Achtung! – Panzer marsch!», hiess es. Das ohrenbetäubende Geräusch von Flugzeugmotoren, Motorrädern, Panzern und Versorgungslastwagen zerriss die Morgenstille, und Minuten später ertönte MG-Feuer. Die riesige Maschinerie der deutschen Wehrmacht rückte mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf Warschau vor; binnen acht Tagen war der deutsche Blitzkrieg zu Ende. Polen war dem Reich angegliedert worden. Am 3. September, vor dem Ende der Kampfhandlungen, erklärten die britischen und französischen Premierminister dem Deutschen Reich den Krieg.

Ji war in Wien, als die Nachricht sich verbreitete. Als amerikanischer

WERTVOLLE HANDSCHRIFTEN

Staatsbürger drohte ihm keine unmittelbare Gefahr, doch er und seine Mutter versuchten verzweifelt, so viele wertvolle Besitztümer wie möglich aus dem Land zu schmuggeln, bevor die Situation noch schlimmer wurde. Am 10. September packte er seine Koffer für die Rückreise nach Washington. Zwischen Hosen und Socken versteckte er eine Anzahl bedeutender Musikautographen: das Scherzo von Beethovens Streichquartett op. 130; das *Lied aus der Ferne* und neunzehn Briefe von Beethoven; Brahms' Händel-Variationen und zwei Versionen des Klavierkonzerts d-Moll; Mozarts Serenade KV 361 und das Streichquintett in C-Dur KV 515; sechs Lieder von Schubert, darunter die berühmte *Forelle*, und ein Klavierduett sowie eine Sammlung von Entwürfen für die *Walküre* von der Hand Richard Wagners.

Karl und Leopoldine waren eifrige Sammler von Musikhandschriften gewesen. Nach dem Tod ihres Vaters erbt Gretl einige davon und kaufte neue Autographen dazu. In den zwanziger Jahren, bevor Jerome beim Börsencrash so viel verloren hatte, hatte sie ihn damit beauftragt, Musikhandschriften, aber auch französische Gemälde und orientalische und ägyptische Kunst zu erwerben. Sie betrachtete diese Käufe als langfristige Investitionen. Ihr Geld und sein fachmännischer Blick sollten ihren Wert garantieren, und tatsächlich wurde auf diese Weise der Grundstock zu einigen bedeutenden Sammlungen gelegt. Viele der Handschriften, die sich im Juni 1938 in Wien befanden, erschienen nicht in den Vermögensaufstellungen. Zur Zeit des Verfahrens wegen Passvergehens wurden bei Durchsuchungen einige davon entdeckt und in die Schatzkammern der Österreichischen Nationalbibliothek überführt, doch viele andere wurden nicht gefunden. Ji versteckte sie unter seinen Sachen und hoffte, sie auf diese Weise nach Amerika zu bringen.

Er wollte mit dem Zug fahren und bei Buchs über die Schweizer Grenze gelangen. In Zürich würde er die Manuskripte via Diplomatenpost nach Washington auf den Weg bringen, bevor er nach Paris weiterfuhr. Im Atlantikhafen Le Verdon hoffte er dann, die *Manhattan* bestei-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

gen zu können, die ihn nach New York bringen sollte. Doch auf der österreichischen Seite der Grenze wurde sein Zug aufgehalten. Erregte Uniformierte von Gestapo und Grenzpolizei liefen die Gänge entlang und durchsuchten das Gepäck der Passagiere. Als sie die Handschriften in Jis Koffer fanden, wurde Ji abgeführt und verhört, und der Zug fuhr ohne ihn weiter. In einem Bericht über diese Vorkommnisse erzählt Ji viele Jahre später:

«Ich war klug genug, laut und deutlich zu behaupten, dass nur ein Trottel versuchen würde, solche wertvollen Handschriften aus dem Land zu schmuggeln. Jedes dieser Papiere sei eine sorgfältige moderne Kopie. Die olympischen Götter hielten ihre Hand über mich, und diese Schwachköpfe glaubten mir und gaben mir, einem wichtigen Amerikaner, schliesslich mit verdiesslicher Miene die Erlaubnis, den nächsten Zug (sechs Stunden später) nach Zürich zu nehmen.»

Wenn man seinem Bericht glauben darf, dann waren die Grenzbeamten tatsächlich die grössten Schwachköpfe, denn man hatte sie ja genau darauf gedrillt: zu verhindern, dass die Leute heimlich Wertgegenstände ausser Landes brachten. Sie mussten die Ausrede, dass es sich nur um Kopien handelte, schon tausendmal gehört haben, und vermutlich standen ihnen in Zweifelsfällen auch Spezialisten zur Verfügung. Es ist unwahrscheinlich, dass sie die Handschriften untersuchten und übereinkamen, die Lüge zu schlucken; glaubhafter scheint zu sein, dass die Grenzbeamten bei höheren Stellen nachfragten und entdeckten, dass Ji Stonborough ein unantastbarer «wichtiger Amerikaner» war.

Sechs Stunden hielt man ihn an der Grenze fest. In dieser Zeit lernte er einen Mann kennen, der ebenfalls aus dem Zug geholt worden war. Dieser Mann behauptete, ein Bäcker aus Sankt Gallen zu sein, doch Ji hatte den Verdacht, dass es sich um einen Mitarbeiter des Geheimdienstes handelte. Sie machten einen Spaziergang. Ji sagte ihm nichts und sprach lediglich über das Wetter – wenigstens nach seiner Version der

WERTVOLLE HANDSCHRIFTEN

Dinge. (Sie würde allerdings ganz und gar nicht seinem charakteristischen Verhalten entsprechen, denn es fiel ihm gewöhnlich sehr schwer, nicht zu prahlen.) Danach setzten beide unbehelligt die Reise fort. Kaum war Ji sicher in Amerika angekommen, schrieb die Klatschreporterin Dudley Harmon in ihrer Kolumne der *Washington Post*: «Die *Manhattan*, bis zum letzten Platz besetzt, lief am Samstag im New Yorker Hafen ein. Auch einige Washingtoner Bürger waren an Bord. Unter ihnen John Stonborough, der seinen Freunden beim abendlichen Cocktail gern faszinierende Geschichten über die Schwierigkeiten, aus Europa herauszukommen, zum Besten gibt.»

Ob Ji dem Schweizer Bäcker irgendetwas erzählte, ist unbekannt. Die Grenzpolizei stellte sich allerdings als etwas weniger schwachköpfig heraus, als er behauptet hatte. Denn nicht lange nachdem er mit seiner wertvollen Fracht die Grenze passiert hatte, bekam seine Mutter in Wien Besuch von der Gestapo. Diesmal prüften die Polizisten die Vermögensaufstellungen Punkt für Punkt. Als sie herausfanden, dass Gretl im Juni 1938 sechs Manuskripte zu Ludwigs Händen nach England geschmuggelt hatte, drohten sie prompt mit einer Klage wegen illegaler Ausfuhr nationaler Kunstschatze. Noch einmal gelang es ihr mit Hilfe von Alfred Indra, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Indra empfahl ihr, diverse Manuskripte aus ihrem und Jis Besitz zu einem «vernünftigen Preis» dem Staat zu überlassen, damit man ihr im Gegenzug Sicherheit vor weiterer juristischer Verfolgung garantierte. Es handelte sich um die Manuskripte, die bereits während ihrer Haft beschlagnahmt und der Nationalbibliothek übergeben worden waren: Holographen von Bruckner- und Wagner-Sinfonien aus ihrem Besitz, Jis Handschriften des Klavierquintetts von Brahms und eines Quintetts von Weber, andere Manuskripte von Brahms und Schubert und ein Brief von Beethoven. Indra wollte, dass Gretl all diese höchst wertvollen Dokumente zum Schleuderpreis veräußerte, wofür man ihr erlauben sollte, eine einzige dieser Handschriften – Brahms' dritte Sinfonie (die einst dem Dirigenten Hans Bü-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

low gehört hatte und nun im Besitz ihres Sohnes Thomas war) – steuerfrei auszuführen.

Friedrich Plattner (Chef der Abteilung Erziehung, Kultur und Staatskunde im Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten) war der für diese Angelegenheit zuständige Beamte. Um sich rückzuversichern, schrieb er am 9. Januar 1940 einen Brief an den berüchtigten Hans Heinrich Lammers, Chef der Reichskanzlei. Darin erklärte er, dass sich die Witwe Stonborough aufgrund einer «drohenden Anklage» dazu entschlossen habe, der Nationalbibliothek für nur fünfzigtausend Reichsmark ihre wertvollen Musikautographen anzubieten. Weiter heisst es in seinem Brief:

«Um dem Angebot Nachdruck zu verleihen, weist die Familie Stonborough darauf hin, dass sie bei den unmittelbar bevorstehenden Verhandlungen über die Aufteilung eines restlichen Vermögens von rund 1 Million Schw. Frs. in Zürich in der Lage sein werde, einen Transfer dieses Betrages zugunsten des Deutschen Reiches herbeizuführen oder aber zu verhindern; diesem Hinweis ist kürzlich von einem Vertreter der Reichsbank in Berlin (...) durch eine Intervention zugunsten der Familie Stonborough bei der Zentralstelle für Denkmalschutz in Wien noch Nachdruck verliehen worden.

Erwähnt sei noch die Möglichkeit, dass von der Familie Stonborough – Dr. John Stonborough ist in angeblich einflussreicher Stellung im Labour Department in Washington tätig – etwa auf diplomatischem Wege ein Druck im Sinne einer Auslieferung der Brahms-Symphonie ohne eine entsprechende Gegenleistung ausgeübt werden könnte.»

Wie kaum anders zu erwarten, verweigerte Lammers die Erlaubnis für die Ausfuhr des letzten noch im Reich befindlichen Brahms-Manuskripts; er gab Plattner grünes Licht für den Ankauf der Autographen und befahl ihm, die angesprochene Summe von einer Million Schweizer Franken dafür zu verlangen, dass man Gretl vor weiterer behördlicher

KALTER KRIEG

Verfolgung schützte. Dieses Geld war laut Jis Gelöbnis Paul gegenüber als Notreserve für Hermine und Helene beiseitegelegt worden, für den Fall, dass sie auswandern mussten. Es musste nun anderweitig aufgetrieben werden.

64 Kalter Krieg

In der Schweiz hatte sich Paul mit all seiner Kraft für Daniel Goldberg eingesetzt, einen Wiener Arzt, der sich um Hilde und die Kinder gekümmert hatte. Goldberg war im August mit seiner arischen Frau nach Paris geflohen. Dort lebte das Paar nun kümmerlich in einem billigen Hotel am Stadtrand. Paul schickte ihnen Geld und beschwor seine Freunde in England und Amerika, eine Stelle für Goldberg ausfindig zu machen. Auch Gretl bemühte sich aufopferungsvoll, alte Familienfreunde vor den Nazis zu retten. Es gelang ihr, zwei von ihnen zuerst nach Kuba und dann nach Amerika zu bringen. Doch 1940 war sie mit ihrem Latein am Ende. Für die Deutschen war sie *persona non grata* geworden. Sobald der Handel mit der Nationalbibliothek abgeschlossen war, forderte man sie auf, das Land zu verlassen. Von ihren zwei Anwesen in Gmunden eigneten sich die Nazis das grössere an, und bald nahmen sie auch ihr Wiener Haus in Beschlag. In den Stunden vor ihrer Ausreise half ihr Indra, etliche Schätze in ihrem Garten in der Kundmannngasse zu vergraben. Für die Zeit ihrer Abwesenheit gab sie ihm eine Generalvollmacht, dann fuhr sie schweren Herzens nach Genua ab, wo sie das Schiff besteigen wollte. Am 8. Februar 1940 erreichte sie auf der *Washington* den New Yorker Hafen. Es war ihre zweite erzwungene Emigration, und wieder hatte sie mit Entmutigung und Niedergeschlagenheit zu kämpfen. An Ludwig schrieb sie: «Es gibt auch hier keine Oase, in der man sich ausruhen könnte & ich kann auch niemandem in meiner Umgebung wirklich nützlich sein. So Gott will, finde ich, wenn ich hierbleiben muss, irgendeine nützliche Beschäftigung.»

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Am Ende füllte sie diese öden Monate damit aus, dass sie ihre Besitztümer verkaufte. Im Oktober gab es zwei grosse Auktionen in der Galerie Parke-Bernet in der 57th Street. Angeboten wurden Möbel, Gemälde und orientalisches Kunsthandwerk «aus dem Besitz des verstorbenen Jerome Stonborough». Dazu gehörten Bilder von Picasso, Corot, Gauguin und Matisse, eine Koromandel-Lackarbeit in Form eines sieben Meter langen Wandschirms, antike römische Statuen und griechische Vasen sowie chinesische Kunstgegenstände der Tang-, Ming-, Yuan- und Song-Dynastien. Diese Schätze konnten nicht aus New York kommen, denn Gretl hatte dort keinen festen Wohnsitz. Auf einer Passagierliste vom Februar 1937 wird das Hotel Waldorf Astoria als Jeromes Adresse in Amerika angegeben. Im Jahr darauf schreibt Gretl, sie wohne in der Wall Street 44 – wo sich das Büro des Börsenmaklers ihres Sohnes befand. Im Auktionskatalog der Galerie steht, dass alle Gegenstände von Jerome in Paris gesammelt worden seien. Es ist nicht bekannt, ob es Gretl gelang, für ihre Kunstschatze in Wien eine Ausfuhrgenehmigung zu erwirken. Die Galerie Parke-Bernet taxierte ihre Gemälde auf einen Wert, der sich zwischen 59'015 und 91'615 Dollar bewegte. Doch die Ergebnisse der Versteigerung waren enttäuschend. Der höchste Preis für ein Einzelobjekt wurde für Los Nr. 71 bezahlt, ein Stillleben von Matisse, das für 10'400 Dollar den Zuschlag erhielt. Nicht mehr als 5'200 Dollar erzielte Toulouse-Lautrecs strenges Porträt von Jeanne Wenz; 4'100 Dollar Gauguins *Cellist* und 3'800 eine Picasso-Zeichnung, *Der Hund*. Fast alles andere ging für weniger als 2'000 Dollar weg – darunter ein wunderbares Gemälde von Modigliani, *Frau mit Kette*, für 400 Dollar. (Ein ganz ähnliches Bild Modiglianis, *Frau mit grüner Kette*, wurde im Mai 2007 von Christie's auf einen Preis zwischen 12 und 16 Millionen Dollar geschätzt.) Alle Gemälde zusammen erbrachten nicht mehr als 56'705 Dollar. Es waren schlechte Zeiten für den Verkauf von Bildern.

Einige Monate später verkaufte Ji alle Autographen, die er bei Buchs über die Grenze geschmuggelt hatte, zu einem günstigen Preis an die

HILDE

Clarke-Whittall-Sammlung der Library of Congress in Washington. Einen Teil des Erlöses transferierte er auf ein Konto in Bermuda; einen anderen Teil legte er im Namen von John Stonborough und Abraham Bienstock in einem Investmentfonds an.

Da das Geld, das man für Hermine und Helene in Reserve gehalten hatte, den Nazis ausbezahlt worden war, beschlossen Gretl und Ji, es auf andere Weise wiederzubeschaffen. Sie schrieben an Ludwig und baten ihn, die Autographen in Cambridge aus dem Safe zu holen, damit sie sie in Washington veräußern konnten. Mindestens eine dieser Handschriften (Mozarts Klavierkonzert KV 467) gehörte Paul. Daraufhin versuchte Ludwig, Ji von dem Verkauf abzubringen, mit dem Argument, dass die Nachfrage für solche Dinge im Augenblick zu gering sei. Ji reagierte mit einem aggressiven Brief, in dem er äusserte, er habe seit 1939 «2 und ein halbes Vermögen ziemlich gut verwaltet», und er habe mehr Achtung für seine Entscheidungen verdient, als sein Onkel ihm bisher gezollt habe.

65 Hilde

Für die junge Hilde war das Leben in der Schweiz alles andere als einfach. Weil sie nur eine zeitweilige Aufenthaltserlaubnis bekommen hatten, standen sie, Karoline Rolly und die Kinder in ständiger Gefahr, an die Deutschen ausgeliefert zu werden. Anfang März 1939 wurden sie von Pauls Anwalt angewiesen, ihre Sachen zu packen und mit dem Nachtzug nach Genua zu fahren. Dort sollten sie das italienische Linienschiff *Rex* besteigen, das nach New York fuhr. Als sie in Genua ankamen, fanden sie eine aufgeregte Menge verzweifelter Menschen vor, die hofften, an Bord desselben Schiffes zu gelangen. Man nahm ihr Gepäck in Empfang, doch es wurde wieder ausgeladen, als man entdeckte, dass ihre Einreisepapiere nicht in Ordnung waren.

Zweieinhalb Wochen lang warteten sie in Genua; dann bekamen sie

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Plätze auf einem kleineren Schiff, das nach Panama und Valparaiso fuhr. Über tausend notleidende, mittellose Leute befanden sich an Bord der *Virgilio*, die für nicht mehr als sechshundertvierzig Passagiere gebaut worden war. Als man Gibraltar erreichte, war Hilde schon krank vor Heimweh. Die Reise ging weiter über die Kanarischen Inseln, Venezuela, den Panamakanal und die Zwillingsstädte Cristobal und Colon (dort erlebten die Passagiere mit, wie ein grosser Brand die halbe Stadt in Schutt und Asche legte) bis nach Havanna, wo sie kubanische Visa kauften, ein Haus am Meer mieteten und anderthalb Jahre darauf warteten, dass Paul kam und sie rettete.

Aber er konnte zunächst nichts für sie tun, denn sobald er die USA verliess, bestand das Risiko, dass man ihn nicht mehr einreisen liess. Erst als sein Touristenvisum im August 1940 auslief, flog er nach Havanna. Sieben Monate lang wohnte er im Hotel Nacional de Cuba am Kap San Lazaro und besuchte seine Geliebte und seine Kinder an den Wochenenden. Mehrere Versuche, Papiere für einen dauerhaften Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu erhalten, schlugen fehl, und eine Zeit lang zog er die Möglichkeit in Erwägung, mit seiner Familie nach Argentinien zu ziehen.

Hilde war ein religiöser Mensch. Sie war katholisch erzogen worden und hatte das tiefe Bedürfnis, die Beziehung mit dem Vater ihrer Kinder durch eine Heirat zu legitimieren. In den vorangegangenen Jahren hatte sie viel gelitten und viel geopfert, hatte jede Schwierigkeit tapfer und standhaft gemeistert. Trotz seiner Antipathie der katholischen Kirche gegenüber hatte er eingewilligt, dass seine Töchter in Wien getauft wurden, und nun liess er sich im Rahmen einer privaten katholischen Zeremonie am 20. August 1940 in Havanna mit Hilde trauen.

Als sie beide in New York gewesen waren, hatten es Gretl und Paul vermieden, einander zu sehen, doch über einen gemeinsamen Bekannten erfuhr Gretl immer wieder, wie es um ihren Bruder stand. «Ich würde ihn mit Freude besuchen, wenn das irgendetwas nützen würde», schrieb sie an Ludwig, «aber ich weiss, dass ich der letzte Mensch bin, den er

BENJAMIN BRITTEN

sehen will.» Während des Krieges musste sie ihrem jüngsten Bruder auf Englisch schreiben; auf Deutsch geschriebene Briefe liessen die Zensoren nicht passieren. Das war ihr lästig, doch es war der einzige Weg, um Ludwig Nachrichten von seinem Bruder zukommen zu lassen. Weiter heisst es in diesem Brief: «Pauls Freundin (mit ihren Kindern) ist jetzt in Kuba & er wird sie hierherbringen & sie heiraten, sobald er die Erlaubnis dazu bekommt. Früher habe ich immer gedacht, das wäre so ziemlich das grösste Unglück, das ihm passieren kann, aber jetzt! – ich schaue Dich an & wir sagen: ‚natürlich‘. Mag er Frieden finden.»

66 Benjamin Britten

Im Rahmen des ISCM-Festivals in Florenz hatte Paul im April 1934 das Konzert von Ravel gespielt, mit Hermann Scherchen am Pult. Im Publikum sass der zwanzigjährige englische Komponist Benjamin Britten, dessen *Phantasy Quartet* am Abend darauf aufgeführt werden sollte. Der Kritiker der *Times* fand Pauls Darbietung besser als alles, was er sonst auf dem Festival gehört hatte, doch Britten war so fasziniert von Scherchens dreizehnjährigem Sohn Wulff (der später die Inspirationsquelle für *Young Apollo* werden sollte), dass es ihm womöglich schwerfiel, sich auf die Musik zu konzentrieren. Als Schulkind in Norfolk hatte er Strauss' *Parergon* im Radio gehört und danach in sein Tagebuch geschrieben: «Nachmittags hingelegt und Radio gehört, ein Konzert, Orchester und Paul Wittgenstein (ich glaube, so heisst er, der linkshändige Pianist). Ganz gut, aber dem Programm konnte ich nicht viel abgewinnen.»

1940 lebte Britten in Amerika. Kurz vor Kriegsausbruch hatte er England verlassen, um dem komplizierten Verhältnis mit Wulff zu entkommen. Paul war sich nicht sicher, wie er Brittens Musik beurteilen sollte, und war unschlüssig, ob er ihm einen Auftrag für eine Komposition geben sollte oder nicht. Brittens Freund Peter Pears schrieb: «Wir haben uns lange mit ihm [Wittgenstein] unterhalten. Er war ziemlich blöd,

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

konnte Bens Musik nicht verstehen[^]) & Ben ist *fast* aus der Haut gefahren, hat sich gerade noch beherrschen können.» Einige Tage später lud Paul den jungen Komponisten und seinen Verleger Hans Heinsheimer in seine Wohnung am Riverside Drive ein, um über eine mögliche Zusammenarbeit zu sprechen. Als sie gingen, war die Sache noch immer nicht entschieden. Heinsheimer, dem an einer verlässlichen Zusage sehr gelegen war (die Gage sollte siebenhundert Dollar betragen), rief Paul am nächsten Tag an. Über das Telefonat berichtete er Britten:

* «Ich rief Mr Wittgenstein an diesem Morgen noch einmal an und bat ihn, eine klare und ehrliche Stellungnahme abzugeben. Er sagte, genau das habe er gestern getan, und wenn das manchmal ein wenig seltsam gewirkt habe, dann deshalb, weil er so aufrichtig wie möglich habe sein wollen. Er habe den gestrigen Abend nicht als Gelegenheit betrachtet, einander zu schmeicheln, sondern eher wie ein Treffen von Arzt und Patient, wo beide die grösste Aufrichtigkeit an den Tag legen müssten. Er entschuldigt sich, wenn der Eindruck entstanden sein sollte, dass er zu aufdringlich gewesen sei, und er glaubt wirklich, dass Ihre Musik das Richtige für ihn wäre. Er ist dankbar für Ihr Angebot, ihm Teile des Werks vorzulegen, bevor der Vertrag geschlossen wird (...) Ich glaube, Sie sollten es versuchen.»

In wenigen Tagen hatte Britten ein erstes Konzept notiert und zeigte es Paul. Kurze Zeit später schreibt er: «Ich habe mich mit Wittgenstein geeinigt. Ich habe mit ihm zu Abend gegessen, was viel angenehmer war, als ich befürchtet hatte. Wenn man mit ihm allein ist, ist es viel einfacher mit ihm! Ich habe sogar schon angefangen, an dem Stück zu arbeiten. Es könnte sehr hübsch werden.» Und an seine Schwester schreibt er: «Ich habe von einem Herrn namens Wittgenstein einen Auftrag bekommen (...) Er zahlt gut, deshalb mache ich es.»

Eine Zeit lang scheinen sich Komponist und Auftraggeber gut ver-

BENJAMIN BRITTEN

standen zu haben. Britten beendete die Rohfassung seines Werks am 12. August, eine Woche, nachdem Paul in Havanna angekommen war. Im Oktober spielte Paul die Klavierstimme auswendig. Das Stück gefiel ihm offenbar; doch die beiden Männer waren weit voneinander entfernt: Paul konnte nicht in die Vereinigten Staaten einreisen, und Britten hatte Angst, nach Kuba zu fahren, weil man ihm danach möglicherweise ebenfalls die Wiedereinreise in die USA untersagte. Diese Situation machte dem Pianisten mehr zu schaffen als dem Komponisten. Britten organisierte eine private Aufführung mit zwei Flügeln für Eugene Goossens, den bedeutenden Dirigenten des Sinfonieorchesters von Cincinnati, und dieser war so beeindruckt, dass er sofort danach an Heinsheimer schrieb: «Es ist ein wirklich erstaunliches Werk, eine Bestätigung der Tatsache, dass Britten in der Welt der neuen Musik heute eine hervorragende Rolle spielt.»

Paul (dreiundfünfzig Jahre alt) flog am 10. Februar 1941 von Havanna nach Florida. Drei Tage später sollten ihm Hilde (fünfundzwanzig), die Töchter Elisabeth (fünf) und Johanna (drei) und Karoline Rolly (fünfundfünfzig) per Schiff folgen. In den Einreiseunterlagen ist neben Hildes Namen der handschriftliche Eintrag eines Behördenvertreters zu finden: «Ehemann hat \$ 200'000, zeigt Bankauszug, aber sie ist fast blind.» Bald darauf ziehen die Frauen mit den Kindern in ein komfortables Haus in Huntington auf Long Island. «Das Haus ist schön gelegen», schreibt Paul an Rudolf Koder, «mit der Aussicht auf eine Meeresbucht, hat einen hübschen Garten, in dem ich im nächsten Jahr Erdbeeren und Ribisel zu ziehen gedenke, und, was das Wichtigste ist, bis zum Badestrand sind nur 10 Minuten zu gehen!» In den nächsten Jahren lebte Hilde in diesem Haus. Paul behielt seine Wohnung in Manhattan und besuchte sie und die Kinder an Wochenenden und in den Schulferien.

Bald verkündete Hilde stolz, dass sie erneut schwanger war. Paul freute sich. Er wollte unbedingt einen Sohn haben. Unterdessen kühlte sich sein Verhältnis zu Britten merklich ab. Der Grund lag – wie bei den

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

früheren Auftragswerken – darin, dass Paul fand, das Orchester trete zu sehr hervor. Britten, sagte er, sei der typische moderne Komponist, der sich unwohl fühle, wenn er nicht überinstrumentieren dürfe. «Gegen den Lärm Ihres Orchesters anzuspielen ist ein hoffnungsloses Unterfangen», schreibt er an Britten, «es ist ein wahres Löwengebrüll (...) ohrenbetäubender Radau (...) Keine menschliche Kraft am Klavier ist dem gleichzeitigen Lärmen von 4 Hörnern, 3 Trompeten, 3 Posaunen und doppelt besetzten Bläsern gewachsen.»

Doch der junge Komponist gab nicht nach und liess sich zu keiner Änderung bewegen. Die Uraufführung des Stücks, das später den Titel *Diversions* erhielt, sollte im Januar mit dem Philadelphia Orchestra unter dem ungarischen Dirigenten Eugene Ormandy stattfinden. Britten schrieb an seinen englischen Verleger: «Ich habe eine kleine Auseinandersetzung mit Herrn von Wittgenstein wegen meiner Instrumentierung – wenn es etwas gibt, von dem ich etwas verstehe, dann ist es die Instrumentierung, also kämpfe ich. Der Mann ist wirklich ein alter Miesepeter.» Es überrascht kaum, dass auch Peter Pears dieser Meinung war: «Wittgenstein verhält sich starrköpfig und töricht wegen der Instrumentierung der *Diversions* und hat versucht, Ormandy auf seine Seite zu ziehen. Die Reaktion war eine Reihe taktvoller, aber standhafter Briefe von Ben.»

Die «Schlacht», wie Paul ihre Auseinandersetzung unverblümt bezeichnet, wurde einige Wochen lang brieflich geführt, ohne dass eine Seite auch nur einen Millimeter nachgab. Als das Ganze in einer Sackgasse zu enden drohte, schrieb Paul an Britten:

«Im Museum in Wien habe ich einmal eine schreckliche Waffe gesehen, die im Mittelalter benutzt worden ist. Es sieht aus wie ein Schaukelstuhl, aber wenn man sich hineinsetzt, klappen die beiden Seiten hoch und umschliessen den Körper des Sitzenden, so dass er nicht mehr herauskommt. Das deutsche Wort dafür heisst ‚Fangstuhl‘. Meine Idee war, so einen Fangstuhl bauen zu lassen, Sie dann einzuladen

BENJAMIN BRITTEN

und darauf Platz nehmen zu lassen, und dann würde ich Sie nicht mehr herauslassen, bis Sie sich dazu herbeilassen, die Änderungen an Ihrem Konzert vorzunehmen, die ich Ihnen vorschlage.»

Am Ende erklärte sich der Komponist bereit, das Konzert minimal umzuschreiben, was er bis zum Ende seines Lebens kaum verwirklichen konnte. Die Uraufführung fand am 16. Januar 1942 in Philadelphia statt. Britten wollte kommen, wenn auch nur, «um zu hören, wie Wittgenstein meine *Diversions* ruiniert». Die Rezensionen waren – bis auf eine – sehr positiv. Der einflussreiche Kritiker Linton Martin etwa schrieb im *Philadelphia Inquirer*:

«Beim gestrigen Konzert des Philadelphia Orchestra in der Academy of Music verfolgten die Zuhörer begeistert die Darbietung eines einarmigen Pianisten, dessen rechter Ärmel leer herunterhing, während seine Linke mit fast magischer Sicherheit über die Tasten fegte. Seine virtuose Brillanz hätte einem äusserst talentierten Künstler mit zehn Fingern zur Ehre gereicht.»

Zwei Monate später, am 13. März 1942, kamen die *Diversions* nach New York. Es gab ein Rundfunkkonzert in der Town Hall mit Charles Lichter und dem Columbia Concert Orchestra. Britten war nicht zugegen; Peter Pears schrieb einem Freund: «Wittgenstein spielt das Stück am Freitag, 15.30-16.30 auf CBs. Hör es Dir an, wenn Du kannst, obwohl ich nicht glaube, dass es gut sein wird.»

Gretl kam und sah ihren Bruder seit Mai 1939 zum ersten Mal wieder. Paul bemerkte nicht, dass sie sich mit einem Freund in den Saal stahl. Sie sass sehr weit hinten. An Ludwig schrieb sie:

«Ich wollte ihn sehen (aber er sollte mich nicht sehen) & ihn auch hören. Er sieht gut aus & erstaunlich jung & so sympathisch wie eh

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

und je auf dem Podium. Aber er spielt viel schlechter als früher. Wahrscheinlich kann man nichts anderes erwarten, denn er versucht hartnäckig, etwas zu tun, was eigentlich unmöglich ist. Es ist eine Vergewaltigung – ja, er ist krank (...)»

67 Der Krieg der Wittgensteins

Anfang 1938 kritzelte Ludwig, dem sein fortgesetztes sinnliches Interesse an Francis Skinner zu schaffen machte, in sein Tagebuch: «Dachte, es wäre gerecht & gut, wenn er [Skinner] stürbe & dadurch meiner ‚Torheit‘ entrissen würde. Aber das meine ich doch wieder nur *halb*.» Jahrelang waren Ludwig und Francis unzertrennlich gewesen, bis der neunundzwanzigjährige Gärtner und Mechaniker am 11. Oktober 1941 an Kinderlähmung starb (wie Ludwigs Neffe Fritz Salzer nach dem Ersten Weltkrieg). Ludwig war am Boden zerstört. In der Zeit der internationalen Krise wollte er nicht länger Philosophie unterrichten. Er suchte nach einer anderen Arbeit und fand eine Stelle als Bote im Guy’s Hospital in London. Die Bezahlung betrug achtundzwanzig Shilling die Woche. Als ein Arzt entdeckte, dass er der berühmte Philosoph aus Cambridge war und ihn begrüßen wollte, wurde Ludwig «kreidebleich» und sagte: «Um Himmels willen, sagen Sie niemand, wer ich bin!»

«Meine Seele ist *sehr* müde und gar nicht in guter Verfassung», schreibt er in dieser Zeit. Seine Aufgabe bestand darin, Medikamente von der Apotheke auf die Stationen zu bringen. Dort riet er den Patienten offenbar, die Tabletten nicht einzunehmen. Die von Francis Skinner hinterlassene Lücke wurde zu einem gewissen Grad von einem einundzwanzigjährigen Mann von bescheidener Herkunft und geringen Geistesgaben ausgefüllt, der in der Apotheke arbeitete. Er hiess Roy Fouracre, und er nannte Ludwig liebevoll «Old So-and-so». Sie blieben enge Freunde bis zu Ludwigs Tod im Jahr 1951. Ludwig hinterliess Roy sogar

DER KRIEG DER WITTGENSTEINS

eine kleine Geldsumme in seinem Testament. Im Krankenhaus wurde Ludwig bald vom niederen Apothekenboten zum Labortechniker befördert. Er durfte nun selbst Salben mischen und tat dies mit erstaunlichem Geschick. Seine Zeit am Guy's Hospital endete, als Roy in die Armee eintrat. Ludwig zog nach Newcastle, wo er als Mitglied eines medizinischen Forscherteams mit zwei Ärzten zusammenarbeitete, die eine atembedingte Pulsschwankung, den sogenannten «paradoxen Puls», bei schwerverletzten Patienten erforschten. Wieder einmal bewies Ludwig seine Originalität auf vielen Gebieten, denn er entwickelte ein verbessertes Gerät zur Aufzeichnung des Pulses, das den Ärzten gute Dienste leistete. «Er ist ein erstklassiger Kopf und hat erstaunliche physiologische Kenntnisse», schrieb sein Vorgesetzter über ihn. «Was die Praxis angeht, hat er uns als Laborassistent gute Dienste geleistet.»

Das war Ludwigs englischer Krieg. In Wien hatte die allgemeine Begeisterung für den Nationalsozialismus, für den Kampf und selbst für Hitler nachzulassen begonnen, als die ersten Nachrichten über die Niederlage von Stalingrad eintrafen. Von den fünfzigtausend österreichischen Soldaten in der deutschen 6. Armee hatten nach der Einkesselung durch die russischen Streitkräfte nur zwölfhundert überlebt. Im August 1943 wurde die Wiener Neustadt von den Amerikanern bombardiert, und als im September 1944 die schweren Luftangriffe auf die Wiener Innenstadt begannen, wurde die Stimmung in der Bevölkerung zunehmend bedrückter; Defätismus machte sich breit.

Hermine und Helene gegenüber hielten die Nazis Wort. Die beiden älteren Damen lebten während der gesamten Kriegszeit ohne weitere Behelligung durch die Behörden. Max Salzer, Helenes Mann, starb im April 1941. Sein angegriffener Geisteszustand hatte ihr sehr zu schaffen gemacht, ebenso wie die Emigration ihres einzigen Sohnes Felix nach Amerika. Drei ihrer Enkelsöhne kämpften als Soldaten der Wehrmacht; zwei davon waren gegen Ende des Krieges vermisst. Es waren schwere Jahre für Helene.

Hermine, die schon immer sehr scheu gewesen war, zog sich noch

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

mehr von der Welt zurück. Das Zeichnen und Unterrichten hatte sie schon lange aufgegeben. Von ihren Verwandten ermuntert, machte sie sich daran, ihre Memoiren zu schreiben – eine Sammlung ausgewählter sentimentaler und manchmal boshafter Erinnerungen an die Familie. Zunächst wohnte sie auf der Hochreit (das Anwesen in den Bergen, das sie von ihrem Vater geerbt hatte). Im Oktober 1944 floh sie aus Angst vor einer russischen Invasion aus dem Osten nach Wien, und als die Stadt zu einem blutigen Schlachtfeld zu werden drohte, zog sie in ein Haus, das Gretl ihr in Gmunden zur Verfügung gestellt hatte. Das Palais Wittgenstein, das ihr nun ganz gehörte, wurde in ein Lazarett für verwundete Offiziere umgewandelt.

Von Gretls zwei Adoptivöhnen kämpfte Wedigo, der älteste, auf der Seite der Deutschen und wurde getötet. «Es geht mir sehr nah», schrieb Gretl an Ludwig. «Trotz all seiner Schwächen hatte ich ihn sehr gern, und nichts, was er je getan hat, hätte daran etwas ändern können. Tatsache ist, dass er verdammt unschuldig war. Er war aus einem Stoff gemacht, der uns fremd ist, und hätte in anderen Umständen als den unseren leben sollen. Seine offensichtliche Zuneigung zu mir hat mich immer erstaunt und beunruhigt.» Jochen, der jüngere Sohn, kämpfte auf Seiten der Alliierten, wurde von den Deutschen gefangengenommen und als Hochverräter gefoltert. Er überlebte. Als Hitler im Dezember 1941 den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte, wurde Gretls Haus in der Kundmangasse enteignet und von den Nazis übernommen. Viele Einrichtungsgegenstände wurden gestohlen.

In Washington verliebte sich Ji in eine ungewöhnliche Frau namens Veronica Morrison-Bell, die dritte Tochter eines kleinen Adligen aus Northumberland. Sie war technisch begabt und liebte schnelle Autos und Baked Beans. Mit neunundzwanzig Jahren war sie nach Amerika gekommen. Als eine Frau, die selbstständig denken konnte, hatte sie kurz vor Kriegsausbruch in Japan eine Ferienreise gemacht; der Rückweg nach Europa war von Schlachtschiffen und Minen versperrt gewesen. Daher hatte sie die östliche Route über den Pazifik gewählt und war

DER KRIEG DER WITTGENSTEINS

am 2. Oktober 1940 in Kalifornien gelandet. Eine Freundin ihrer Eltern, die Mäzenin Dorothea Merriman, hatte ihr eine Stelle als Sekretärin im Washingtoner Hauptquartier des alliierten Stabes verschafft. Dort wurde von einer Exilregierung mit Churchill an der Spitze gemunkelt. Veronica, deren Bruder in der britischen Armee kämpfte, war eine grosse Patriotin, und Gerüchte wollten wissen, dass sie Ji nur heiratete, nachdem er seinen Schreibtischberuf aufgegeben und beschlossen hatte, Soldat zu werden und gegen die Nazis zu kämpfen. Im Frühjahr 1941 wurde Ji freiwilliges Mitglied der Royal Canadian Hussars des Herzogs von York, und am 17. Juli 1942 heiratete das Paar in einem Trainingslager für Offiziere in Brockville, Ontario, mit einem Taxifahrer als Trauzeugen. Gretl betrauerte den Verlust ihres «Goldjungen», doch bald gelang es ihr, die neue Lage zu akzeptieren. «Ich mag Veronica», schrieb sie an Ludwig, «ich mag sie wirklich sehr, auch wenn ich den harten & bitteren Kern unter dem weichen Überzug wahrnehme.»

Ji – oder Stoney, wie ihn seine Offizierskollegen nannten – trainierte hart und wurde ein tüchtiger Soldat, obwohl er zu viel fluchte und die kanadische Armee als einen «Haufen ineffizienter Idioten» bezeichnete. Nachdem seine Einheit 1944 in Frankreich gelandet war, kämpfte er gegen die Panzerdivision der Hitlerjugend. Weil er fließend Deutsch sprach, setzte man ihn als Vernehmer, Dolmetscher und Geheimagenten ein. Er kam nie über den Rang eines Majors hinaus, weil «ein niederträchtiger kanadischer General» seine weitere Beförderung verhinderte. Am Ende des Krieges war er in den Prozess um den SS-Brigadeführer Kurt Meyer, genannt Panzermeyer, verwickelt. Meyer war ein hochdekoriertes deutscher Soldat, der zu Unrecht angeklagt war, 1944 in der Normandie kanadische Kriegsgefangene erschossen zu haben. Ji arbeitete für die Vertreter der Anklage. Bereits vor Beginn des Prozesses äusserte er, dass der Schuldspruch feststehe und Meyer das Todesurteil zu erwarten habe. Während des Verfahrens arbeitete er als Dolmetscher. Bald wurde klar, dass er durch Einschüchterungen versucht hatte, einen

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Zeugen zu beeinflussen, worauf ihn der Richter seines Amtes enthob und einen anderen Dolmetscher berief. Meyer wurde tatsächlich zum Tode verurteilt, doch nach leidenschaftlichem Einsatz sowohl der Deutschen wie der Kanadier im September 1954 wieder aus dem Gefängnis entlassen.

Paul erlebte einen ganz anderen Krieg. In New York wurde er Mitglied einer Exilantengruppe namens Österreichische Aktion, an deren Spitze Graf Ferdiand Czernin stand, der Sohn des österreichischen Außenministers während des Ersten Weltkriegs. Die Gruppe umfasste Leute ganz unterschiedlicher Herkunft und Überzeugung, die aber in einem wesentlichen Punkt übereinstimmten: Sie wollten das Regime der Nationalsozialisten in Österreich zu Fall bringen. Paul spendete der Gruppe Geld; und er spielte bei diversen Benefizkonzerten in New York. Das Ergebnis war, dass er ins Visier der nervösen amerikanischen Behördenvertreter geriet, die glaubten, alle Mitglieder der Österreichischen Aktion wären Kommunisten.

In diesen Jahren gab Paul auch Konzerte zur Unterstützung der amerikanischen Truppen. Vor Soldaten in Oakland, Camp Shanks und Gulfport Field spielte er eine Bearbeitung des Ravel-Konzerts mit militärischen Blechbläsern und entsprechender Begleitung. Im April 1944 gab er in New York ein Konzert zugunsten der Hebrew Immigrant Aid Society zur Unterstützung jüdischer Einwanderer. Jede Woche schickte er alten Freunden und Hausangestellten Päckchen mit Lebensmitteln und Geld.

Da er nicht wusste, was sich musikalisch in Europa tat, fürchtete er, dass man ihm das grosse Repertoire an linkshändiger Klaviermusik, das er in Auftrag gegeben und für das er sein Vermögen geopfert hatte, stehlen würde. Mit diesen Musikstücken hatte er die grössten Erfolge seiner Karriere gefeiert. Seine Angst bezog sich zunächst auf die Möglichkeit, dass die ursprünglichen linkshändigen Stücke für zwei Hände arrangiert wurden; aber auch darauf, dass *seine* Werke von anderen zwei- oder ein-

DER KRIEG DER WITTGENSTEINS

armigen Pianisten gespielt wurden. Schon vor dem Krieg hatte sich Ravel, wütend über die Freiheiten, die sich Paul bei der Bearbeitung seines Werkes erlaubte, dafür eingesetzt, dass der französische Pianist Jacques Février das Stück spielte, sobald der Vertrag mit Wittgenstein auslief. Zu Pauls Ärger spielte Février Ravels Konzert 1943 ein. Zur gleichen Zeit nahm Richard Strauss eine für Paul ähnlich verstörende Umwidmung seines *Panathenäenzugs* vor: Der Begünstigte war der junge deutsche Pianist Kurt Leimer, der bald darauf die erste Plattenaufnahme dieses Stücks einspielte.

Nach dem Exodus der jüdischen Komponisten galt Franz Schmidt in Österreich als die neue Verkörperung des reinrassig germanischen musikalischen Geistes. Zur Zeit des «Anschlusses» war Schmidt ein kranker Mann. Die Aufregung über die langersehnte öffentliche Anerkennung war ihm zu Kopf gestiegen. Bei der Uraufführung seines Oratoriums *Das Buch mit sieben Siegeln* grüßte er vom Balkon des Musikvereinsaal aus mit dem Hitlergruss. Danach machte er sich daran, ein weiteres Werk zum Ruhme der Nationalsozialisten zu komponieren, das er *Die deutsche Auferstehung* nannte. Er starb, bevor er es vollenden konnte, doch mit alldem trug er dazu bei, dass man ihn bald vergass.

Paul, der Schmidt fast wie einen Vater verehrte, brach das Herz, als er kurz nach dem Tod des Komponisten 1939 herausfand, dass Friedrich Wührer, ein junger Pianist mit faschistischen Überzeugungen, alle sechs Stücke, die Schmidt ursprünglich für Pauls linke Hand komponiert hatte, für zwei Hände arrangiert hatte und damit konzertierte. Wührer war ein ehemaliger Schüler Schmidts, der laut Paul «zehn Jahre lang Heil Hitler gerufen hat» und nach dem Krieg nur spielte, «um die Vergangenheit auszulöschen». Wührer hasste Paul ebenso sehr, wie Paul ihn hasste. «Wir in Österreich nehmen Herrn W. nicht ernst», schrieb Wührer einem Kollegen. «Ein cholerischer Neurastheniker, reich, anmassend und als Pianist miserabel.»

Wührer behauptete, Schmidt besucht zu haben, als dieser schon auf dem Totenbett lag. Er habe darüber geklagt, dass der Komponist noch

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

nichts «Richtiges» für das Klavier geschrieben habe, und Schmidt habe geantwortet: «Aber ich habe ein Klavierkonzert geschrieben. Sie müssen es nur für zwei Hände arrangieren.» Wührer behauptete, das sei Rechtfertigung genug für seine Neuarrangements. Paul schrieb wütende Protestbriefe aus Amerika an die Witwe des Komponisten, doch ihre Antworten waren nicht eindeutig. Sie war geistig verwirrt und starb später als Opfer des Euthanasieprogramms der Nazis. «Ich weiss, dass Wührer lügt, aber wie kann ich es beweisen?», schrieb Paul verärgert an Koder.

In diesen Jahren führte Wührer alle linkshändigen Stücke Schmidts in seinen eigenen Arrangements für zwei Hände auf – ohne der Tatsache, dass Paul noch immer die exklusiven Aufführungsrechte daran besass, die mindeste Beachtung zu schenken. In den Konzertprogrammen erschien eine kurze Notiz, dass das Werk ursprünglich für Paul Wittgenstein und für die linke Hand geschrieben worden sei, doch da Paul sich als Jude im Exil befand – im offiziellen Nazihandbuch *Lexikon der Juden in der Musik* war er als verbotener Konzertpianist aufgeführt –, fühlte sich niemand verpflichtet, seinen Forderungen aus weiter Ferne zu genügen. Folglich fehlte in Wührers Konzertprogrammen später auch die auf Paul hinweisende Notiz.

Ende des Jahres 1944 gab es in Wien kaum noch Anhänger Hitlers. Amerikanische Flugzeuge tauchten auf und warfen über der Stadt ihre Bomben ab. Die Piloten flogen einen Einsatz nach dem anderen und waren davon überzeugt, dass sie das Volk der Österreicher vom schweren deutschen Joch befreien. Und auch viele Wiener sahen es so: Die Bomben waren nicht die Strafe dafür, dass sie einen teuflischen Ideologen willkommen geheissen hatten, dass sie sich ihm ausgeliefert und seine barbarischen Pläne mit mehr Begeisterung und Eifer in die Tat umgesetzt hatten, als sich der wahnsinnige Diktator je hätte träumen lassen; oder dafür, dass sie Hitlers brutales Regime fünf Jahre lang mit ihren Waffen und unter Einsatz ihres Lebens verteidigt hatten – nein, die Bom-

DAS ENDE DER REISEN

ben sollten sie retten, die Amerikaner waren nun die «Befreier», und als die blutdürstigen Russen von Osten her anrückten, wurde es für die Wiener lebenswichtig, dass die nachsichtigeren Amerikaner ihre Stadt zuerst erreichten.

An einem nasskalten Wintertag im Dezember 1944 liess ein US-Bomber bei einem Routineflug seine Bombenlast über dem einst so wohlhabenden Wiener Bezirk Wieden fallen. Eine Bombe traf das Dach des Palais Wittgenstein. Die Explosion zerriss die Rückwand des Gebäudes und legte den hinteren Teil des Hauses – dort, wo Karl 1913 in seinem luxuriösen Schlafzimmer gestorben war – in Schutt und Asche. Die Decke des Musiksaals, in dem einst Brahms, Mahler und Hanslick ehrfürchtig lauschend gegessen hatten, krachte herunter; und die grosse, das Sonnenlicht filternde Glaskuppel über der zentralen Marmortreppe zersplitterte in tausend Stücke. Nach einem ohrenbetäubenden Knall wirbelte Staub in der Luft. Sirenengeheul näherte sich und übertönte das monotone Geräusch des Regens.

68 Das Ende der Reisen

Unmittelbar nach dem Krieg war Wien aufgeteilt in französische, britische, sowjetische und amerikanische Besatzungszonen. Der Durchgangsverkehr war streng reglementiert. Das Haus der Wittgensteins befand sich im russischen Sektor. Einen Monat lang war es ungeschützt den Elementen ausgesetzt; danach wurde die Eingangstür mit Brettern gesichert und fast ein Jahr lang nicht mehr geöffnet. Hermine war für die Reparatur der Schäden zuständig, doch sie konnte erst im Frühjahr 1947 wieder einziehen. Bilder, Möbel, Manuskripte und eine Porzellansammlung, die Paul gehört hatten, wurden ihm nach Amerika geschickt, doch es gab keine Versöhnung, und man hielt nur über Anwälte Kontakt. Vielleicht war Hermine froh, wieder in ihrem alten Heim wohnen zu können, auch wenn ihr Bruder nicht bei ihr war, doch ihre Freude war von kurzer

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Dauer, denn ein halbes Jahr nach ihrer Rückkehr wurde eine unheilbare Krebserkrankung bei ihr festgestellt.

Nach neun Jahren kam Ludwig zum ersten Mal nach Wien zurück, um sie zu besuchen. Er selbst fühlte sich nicht allzu wohl. Seinen Lehrstuhl in Cambridge hatte er aufgegeben, um schreiben zu können; er war nach Irland gezogen, wo er in einem Stadium von nervöser Erregung immer wieder den Wohnsitz wechselte. Als er eintraf, war seine älteste Schwester in einem schlechten Zustand, und im Lauf des Jahres 1948 ging es ihr immer schlechter. Nach einer grossen Operation Anfang 1949 teilte man ihr mit, dass sie nur noch eine kurze Zeit zu leben hatte – höchstens zwei oder drei Jahre. Sie hatte dann zunächst einen leichten, kurz darauf einen schwereren Schlaganfall, und bald war jedem klar, dass ihr Tod unmittelbar bevorstand. Immer wieder verlor sie das Bewusstsein. Gretl und Helene waren an ihrer Seite.

Ludwig wollte im März wieder nach Wien kommen, aber Gretl versuchte, seinen Besuch zu verhindern, mit der Begründung, dass Hermine, die nicht mehr fähig sei, irgendjemanden zu erkennen, sich nur unnötig aufregen würde. Rudolf Koder berichtete Ludwig etwas anderes, worauf Ludwig ihm wütend zurückschrieb:

«[Aus der letzten Nachricht] geht hervor, dass mir meine Schwester Gretl wieder eine falsche Nachricht gegeben hat, als sie sagte, Mining erkenne niemand mehr. Es ist schrecklich für mich, widersprechende Nachrichten zu erhalten. Bitte lass Dich durch niemand beeinflussen & schreib mir nach wie vor die Wahrheit, so wie Du sie weisst. Bitte verlass Dich nicht auf das Urteil meiner Schwester Gretl, es ist viel zu temperamentvoll.»

Im März 1949 erhielt Paul, der über elf Jahre nicht mehr in Wien gewesen war, eine Einladung: Er sollte in zwei Konzerten zum zehnten Jahrestag des Todes von Franz Schmidt spielen. Ludwig schrieb an Marga Deneke. Sie sollte seinen Bruder davon in Kenntnis setzen, dass Her-

DAS ENDE DER REISEN

mine im Sterben lag. Das hat sie wahrscheinlich getan. Doch Paul, der am 13. März mit den Wiener Philharmonikern Schmidts Beethoven-Variationen und am 19. März zwei Quintette Schmidts im Brahmsaal spielte, besuchte seine todkranke Schwester nicht.

Wien war nicht mehr die sorglose und prachtvolle Stadt, die er aus seiner Jugend in Erinnerung hatte, aber ebenso wenig ähnelte sie der rastlosen kulturellen Metropole der Zwischenkriegsjahre. Im Stadtbild waren 1949 die Narben des Krieges unübersehbar; Trauer über den Verlust des jüdischen Teils der Bevölkerung und Scham der Überlebenden über ihr Mitwirken beim Terror der Nazis waren mit Händen zu greifen. Paul hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass er in Amerika zu Hause war, und obwohl er im tiefsten Inneren immer ein patriotischer Österreicher blieb, kam er 1949 nicht als ein Exilant nach Wien, der sich nach seiner Heimat sehnt, sondern als Besucher, Hotelgast und internationaler Konzertpianist. Er mied sein Elternhaus, blieb dem Palais Wittgenstein fern. Es gelang ihm nicht, seine Bitterkeit zu überwinden.

Ludwig nahm übereilt (denn auch er war gesundheitlich angegriffen) die Einladung des einstigen Philosophiestudenten Norman Malcolm an, nach Ithaca im Staat New York zu kommen und sich dort eine Weile aufzuhalten. Bevor er nach Amerika aufbrach, besuchte er Hermine noch einmal in Wien. Paul hatte die Stadt bereits verlassen, und Ludwig musste erkennen, dass das Leben seiner Schwester am seidenen Faden hing. An Professor Malcolm schrieb er: «Seit Anfang März habe ich nichts gearbeitet & ich hatte nicht einmal die Kraft, es zu versuchen. Gott weiss, wie es jetzt weitergeht.» Ein Arzt in Dublin sagte ihm, er leide an einer hartnäckigen Anämie, die man mit Eisen und Leberpillen behandelte. Eine Röntgenaufnahme seines Magens ergab nichts Auffälliges. Am 21. Juli bestieg er die *Queen Mary* in Richtung New York.

Amerika kam Ludwig heiss und verwirrend vor. Die Malcolms waren freundlich, doch er fühlte sich wie ein «alter Krüppel» und «zu dumm», um Briefe zu schreiben. Er wollte Paul einen Überraschungsbesuch ab-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

statten. In seinem Haus in Long Island traf er ihn nicht an, so dass er nur eine kurze Nachricht hinterliess und wieder ging. Kurz darauf fühlte er sich wieder krank und liess sich gründlich untersuchen, aber wieder wurde nichts Ernstes gefunden. Am Tag vor der Untersuchung sagte er zu Malcolm: «Ich will nicht in Amerika sterben. Ich bin ein Europäer – ich will in Europa sterben. Was für ein Narr war ich herzukommen!»

Nach seiner Rückkehr liess er sich in London erneut untersuchen und erfuhr endlich die Ursache seines schlechten Befindens. Er hatte Prostatakrebs. Die Krankheit hatte sich bereits bis ins Knochenmark ausgebreitet und die Anämie verursacht. Um sie zu bekämpfen, sollte er regelmässig Östrogen-tabletten einnehmen. Zu den Nebenwirkungen dieser Therapie gehören Übelkeit, Diarrhö, Hitzewallungen, Impotenz und das Anschwellen der Brust. Ludwig fühlte sich arbeitsunfähig und von Unruhe gequält. Er beschloss, zu Weihnachten nach Österreich zu fahren. Dort, so stellte er sich vor, würde er in seinem alten Zimmer im Palais Wittgenstein sterben. «Ich plane, sobald wie möglich einige Zeit in Wien zu verbringen», schrieb er an Jean Rhees. «Dort werde ich einfach nichts tun & die Hormone ihr Werk tun lassen.» Seinen Freunden gab er die Anweisung, nichts über die Krankheit verlauten zu lassen; es sei «von grösster Wichtigkeit», dass seine Familie während seines Aufenthalts in Wien von seinem wahren Zustand nichts erfuhr.

Am Weihnachtsabend traf Ludwig im Palais Wittgenstein ein und zog sich bald in sein Zimmer zurück. Vor siebenunddreissig Jahren war Karl am gleichen Ort an Krebs gestorben, und jetzt waren seine älteste Tochter und sein jüngster Sohn an der Reihe. Ludwig blieb zwei Monate in Wien, die meiste Zeit davon verbrachte er im Bett. Jeden Tag besuchte er Hermine auf ihrem Krankenlager, doch sie konnte kaum sprechen, und wenn sie ein paar Worte herausbrachte, konnte niemand sie verstehen. Am 11. Februar 1950 starb sie. An einen Freund in England schrieb Ludwig: «Meine älteste Schwester starb gestern Abend sehr friedlich.

DAS ENDE DER REISEN

Während der letzten drei Tage haben wir stündlich mit ihrem Ableben gerechnet. Es war also kein Schock.»

Von den fünfundsiebzig Lebensjahren Hermines waren die meisten mit altjüngferlichem Zeitvertreib ausgefüllt und von Gefühlen von Minderwertigkeit und Nutzlosigkeit beeinträchtigt gewesen. Die begabte Zeichnerin hatte zwei oder drei Bilder durchschnittlichen Werts hervorgebracht; das beste zeigte Josef Labor auf dem Totenbett. Sie hatte nur wenige Freunde, denen sie stets verbunden blieb. Vor allem hatte sie sich ihrer Familie gewidmet. Seit dem Tod des Vaters hatte sie hart gearbeitet, um seinen Besitz zusammenzuhalten, sein Andenken in Ehren zu halten und sich der von ihm gesetzten Massstäbe würdig zu erweisen. Sie hatte nicht nur das Palais Wittgenstein, sondern auch die Häuser auf der Hochreit und in Neuwaldegg instandgehalten. In ihren unveröffentlichten Memoiren, die sie für ihre Grossneffen und Grossnichten verfasste, zeichnet sie ein märchenhaftes Bild der Wittgensteins. Diese Erinnerungen zeigen auch, dass sie sehr an ihren Onkeln und Tanten hing und sie mit grösstem Stolz betrachtete. Von ihren Geschwistern brachte sie nur Ludwig und Gretl Respekt entgegen. Hans, Rudi, Kurt, Helene und Paul werden mit ein paar Worten abgetan. Trotz ihrer offensichtlichen Mängel war ihr Tod für Ludwig ein schwerer Schlag. Er notierte: «*Grosser Verlust für mich und Alle. Grösser, als ich geglaubt hätte.*»

In dieser Zeit erwartete er selbst den Tod, doch noch ein Jahr nach Hermines Ableben schrieb und reiste er. Im April 1950 fuhr er nach Cambridge, von dort, nach einem kurzem Aufenthalt in London, weiter nach Oxford; nach einem kurzen Urlaub in Norwegen im August zog er zu Dr. Edward Bevan und dessen Frau in Cambridge. Im Februar war sein Zustand so schlecht geworden, dass man auf eine weitere Behandlung verzichtete. Das schien Ludwig aufzumuntern. Zu Mrs Bevan sagte er: «Jetzt werde ich arbeiten wie noch nie in meinem Leben.» Bald darauf machte er sich daran, einen grossen Teil des Textes zu verfassen, der heute unter dem Titel *Über Gewissheit* bekannt ist.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Er hielt durch bis zu seinem zweiundsechzigsten Geburtstag. Als Mrs Bevan ihm gratulierte, sagte er: «Es gibt nichts mehr zu gratulieren.» Am folgenden Morgen schrieb er seinen letzten philosophischen Gedanken nieder:

«(...) Wer träumend sagt ‚Ich träume‘, auch wenn er dabei hörbar redete, hat so wenig recht, wie wenn er im Traum sagt ‚Es regnet‘, während es tatsächlich regnet. Auch wenn sein Traum wirklich mit dem Geräusch des Regens zusammenhängt.»

In dieser Nacht verschlechterte sich sein Zustand rapide, und als Dr. Bevan ihm sagte, dass er wahrscheinlich nur noch ein paar Tage zu leben habe, sagte er: «Gut!» Bevor er zum letzten Mal das Bewusstsein verlor, flüsterte er Mrs Bevan zu: «Sagen Sie ihnen, dass ich ein wundervolles Leben hatte.» In den letzten Stunden sassen vier seiner früheren Studenten an seinem Bett; auf ihr Geheiss war auch ein Dominikanermönch gekommen. Am nächsten Tag, dem 30. April 1951, wurde Ludwig Wittgenstein nach katholischem Ritus auf dem Friedhof von St Giles in Cambridge beigesetzt. Kein Mitglied seiner Familie war zugegen.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dass Krebs eine Erbkrankheit ist, so wäre die Familie Wittgenstein ein exemplarischer Fall. Achtzehn Monate vor Hermines Tod starb Helenes Tochter Maria – ebenfalls an Krebs. In derselben Zeit erkrankten eine weitere Tochter von Helene und einige ihrer Enkelinnen und Urenkelinnen an der verheerenden Krankheit. Helene selbst fiel ihr 1956 zum Opfer. Sie hatte ihren Bruder Paul seit 1938 nicht gesehen.

Gretl lebte ein paar Jahre länger, doch es waren keine sehr glücklichen Jahre. Als sie nach Wien zurückkehrte, hatte sie ihre alte Fröhlichkeit und Energie bereits verloren. Ihr gesellschaftliches Leben war nicht mehr das, was es in den zwanziger und dreissiger Jahren gewesen war. Sie war einsam. Die Eskapaden ihres draufgängerischen älteren Sohnes (der fünfmal heiratete und ihr die Haare vom Kopf frass) bereiteten ihr

DAS ENDE VOM LIED

nicht weniger Sorgen als die Trägheit und der mangelnde Ehrgeiz des jüngeren. Nach 1945 hatte Ji seine hochfliegenden Washingtoner Pläne aufgegeben und führte nun das untätige Leben eines Gutsherrn in Dorset, wo er mit Veronica eine Familie gründete.

Von Paul sprach Gretl nie mehr, doch sie erwähnte ihn in ihren letzten Briefen an Ludwig. «Eine Zeit lang habe ich wirklich geglaubt, er würde seine Haltung aufgeben», schrieb sie, «aber jetzt sehe ich, dass ich ihn tatsächlich verloren habe. Er vergisst nichts & ich glaube nicht, dass das Alter ihn milder werden lässt. Ich verstehe ihn heute so viel besser als in der alten Zeit, als seine äusserlich herrische Art mich hinters Licht führte.»

1958 versagte ihr Herz. Seit ihrer Jugend hatte sie Herzprobleme gehabt, doch nun hatte sie drei Schlaganfälle in rascher Folge. Nach kurzer Zeit erholte sie sich zunächst und konnte genug Kraft sammeln, um ihrem Enkel gegenüber zu behaupten, dass sie sich gar nicht schwach fühle und bald alles wieder in Ordnung komme, aber dann verbrachte sie den Rest ihrer Tage grossenteils bewusstlos in einer teuren Privatklinik in der Billrothstrasse. In einem kleinen Zimmer im Rudolfinerhaus starb sie am 27. September. Sie war von allen Geschwistern die warmherzigste, die humorvollste und gütigste; aber sie war auch weltoffener, ehrgeiziger und geschäftstüchtiger als ihre Schwestern und Brüder, obwohl sie diese Charakterzüge immer wieder selbstkritisch betrachtete. Trotz ihrer Neigung, andere gegen sich aufzubringen und sich in Angelegenheiten einzumischen, die sie nichts angingen, bewahrten ihr die vielen Freunde und Nachkommen ein liebevolles Andenken. Am 1. Oktober 1958 wurde sie auf dem Friedhof von Gmunden neben ihrem Ehemann beigesetzt.

69 Das Ende vom Lied

Paul Wittgenstein starb am 3. März 1961. Er war dreiundsiebzig Jahre alt. Wie sein jüngerer Bruder hatte er Prostatakrebs und litt ebenfalls un-

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

ter der damit verbundenen Anämie, doch am Ende versetzte ihm eine schwere Lungenentzündung den Todesstoss.

Nach aussen hin waren seine letzten Jahre in Amerika recht erfolgreich gewesen. Ende November 1941 hatte er einen Sohn bekommen, Paul junior, und die Familie zog von Huntington nach Great Neck, in ein Anwesen im Tudor-Stil, mit grossem Grundstück und schöner Aussicht über die Bucht von Long Island. Den grössten Teil seiner Zeit – bis auf die Wochenenden und die Schulferien – verbrachte Paul weiterhin in Manhattan. Doch trotz dieses unkonventionellen Umstands und des grossen Altersunterschieds zwischen ihm und seiner Frau führte er, wenn man den Berichten seiner Bekannten Glauben schenken darf, eine glückliche Ehe. 1946 erhielt er mit seiner ganzen Familie die amerikanische Staatsbürgerschaft. Es tat ihm nie leid, Amerikaner geworden zu sein. Nachdem er sich als Konzertpianist 1958 aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, publizierte er drei Werke mit Klavierstücken für die linke Hand, darunter eines mit eigenen Arrangements, auf das er ungeheuer stolz war. Im gleichen Jahr erhielt er aufgrund seiner Verdienste um die Musik die Ehrendoktorwürde der Musikakademie von Philadelphia.

Er hatte viele Klavierschüler, die er alle unentgeltlich unterrichtete, und diese Arbeit erfüllte ihn. Einer seiner Schüler, der talentierte Komponist und später preisgekrönte Filmregisseur Leonard Kastle wurde sein engster Freund. Pauls eigenes Klavierspiel in dieser Zeit wurde allerdings merklich schlechter. In seiner Glanzzeit, zwischen 1928 und 1934, war er ein Pianist von Weltrang gewesen; durch seine ausserordentliche technische Virtuosität, sein grosses Einfühlungsvermögen und seine bemerkenswerte Bühnenpräsenz vermochte er das Publikum zu fesseln. Doch postum verblasste sein Ruhm. Der Grund dafür liegt zum einen darin, dass sich bedeutende Komponisten, deren Werke er veränderte, gegen ihn wandten. Ravel beklagte sich bis zu seinem Tod über ihn; Prokofjew beleidigte ihn in seiner Autobiographie, und Britten revidierte die Partitur seiner *Diversions* nach 1950, weil er eine «offizielle

DAS ENDE VOM LIED

Fassung» herstellen wollte, die die von Paul gespielte Version obsolet werden liess. Zum anderen gibt es von Paul nur wenige und meist unzulängliche Schallplattenaufnahmen. Die Aufnahme seines eigenen Arrangements der von Brahms bearbeiteten Bach-*Chaconne* in d-Moll ist makellos, doch bei den Einspielungen des Ravel-Concertos und des *Parergon* von Strauss beeinträchtigen stümperhafte Fehler, gedankenlose Phrasierungen und unnötige Abweichungen vom Notentext die Qualität der Darbietung.

Es kann sein, dass die nervliche Anspannung der Konzerte irgendwann einmal zu viel für ihn geworden war. In den frühen Jahren hatte er sich bei aller Brillanz auch hin und wieder verspielt. Aber das waren Ausnahmen gewesen. Später war er den Anstrengungen des Musikbetriebs immer weniger gewachsen, und die Fehler nahmen zu. Orchester und Dirigenten, die ihn einmal eingeladen hatten, wiederholten ihre Einladung nur selten. In England suchte Marga Deneke weiterhin Engagements für ihren alten Freund, doch auch sie stiess immer wieder auf Schwierigkeiten. Der Dirigent Trevor Harvey, der *Diversions* im Oktober 1950 mit Paul in Bournemouth aufgeführt hatte, schrieb ihr acht Jahre später:

«Ich glaube, ich werde für Paul nicht besonders viel tun können. Bestimmt gehe ich recht in der Annahme, dass ich mich Ihnen gegenüber ganz frei äussern darf und Sie es trotz ihrer alten Freundschaft mit P.W. nicht persönlich nehmen. Die Frage ist – wie spielt er heute? Denn bei seinem letzten Konzert hier hat er keinen guten Eindruck hinterlassen – ehrlich gesagt, war das Britten-Konzert mit mir in Bournemouth streckenweise glänzend, aber es gab auch jede Menge Patzer und falsche Interpretationen oder Missverständnisse (...) Es kann natürlich sein, dass Paul heute unendlich viel besser spielt als letztes Mal, aber es wird schwer sein, die Leute davon zu überzeugen.»

Zwei Wochen nach dem Konzert in Bournemouth spielte Paul *Diversions* noch einmal: in der Royal Albert Hall in London mit Sir Malcolm

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

Sargent als Dirigent. Der Kritiker der *Times* berichtet von einem «herzlichen Empfang», doch er fährt fort: «Die Vertrautheit mit diesen Werken zieht offenbar eine gewisse Missachtung der Details nach sich; doch das könnte durch ein eingehendes Studium des gedruckten Notentexts ohne weiteres behoben werden.»

Der Pianist Siegfried Rapp, der seinen rechten Arm bei einem Gefecht im Zweiten Weltkrieg verloren hatte, war besonders enttäuscht. Er hatte Paul um Aufführungsgenehmigungen für jene Werke gebeten, die in Pauls Auftrag entstanden waren, und eine schroffe Absage erhalten:

«Man baut ja schliesslich ein Haus nicht, damit ein Anderer darin wohnt [schrieb ihm Paul]. Ich habe die Werke bestellt und gezahlt, das Ganze war *meine* Idee (...) Ich habe mir dieses Haus, will sagen dieses Repertoire, mit Mühe u. Kosten zusammengebracht. – Ohnehin war ich, wie im Falle Ravel, mit Kontrakten viel zu grosszügig, wofür ich auch jetzt gestraft bin. – Aber diejenigen Werke, deren Alleinaufführungsrecht ich noch habe, die sollen mir auch, solange ich öffentlich aufträte verbleiben, das ist nur recht & billig. Wenn ich einmal gestorben bin oder nicht mehr konzertiere, dann stehen die Werke jedem zur Verfügung, da ich durchaus nicht den Wunsch habe, dieselben zum Nachteil der Komponisten ,in Bibliotheken verstauben zu lassen.»

Rapp blieb hartnäckig, und nach Prokofjews Tod gelang es ihm tatsächlich, von der Witwe des Komponisten eine Abschrift des *Konzertes für Klavier linker Hand und Orchester* zu erhalten; 1956 brachte er zu Pauls grösstem Ärger das Werk in Berlin zur Uraufführung. Rapp hatte immer eine sehr schlechte Meinung von Paul. An den tschechischen Pianisten Otakar Hollmann schrieb er: «Ich hatte mir schon nichts Besonderes unter Wittgensteins Spiel vorgestellt, aber das, was ich auf den Platten hö-

DAS ENDE VOM LIED

re, ist bodenlos schlecht. (...) Ich bin aufs Höchste entsetzt und enttäuscht über Wittgensteins Spiel. Das ist ja gar kein Pianist! Wittgenstein ist nunmehr für mich lediglich ein reicher Dilettant (...)»

Paul hätte sich schon viel früher von der Konzertbühne verabschieden sollen, aber er war ein Kämpfer und betrachtete noch immer jede Aufführung als eine Prüfung seines Durchhaltevermögens und seiner Nerven. Das Aufgeben seiner Konzerttätigkeit wäre für ihn das Eingeständnis des Scheiterns gewesen. Das kam nicht in Frage. Er ging also weiterhin auf Tournee, auch als er schon krank war, und konzertierte bis ein Jahr vor seinem Tod, obwohl sein Ruf immer schlechter wurde. Dabei trieb ihn nicht Eitelkeit, denn im tiefsten Inneren war er ein bescheidener Mensch. «Sie überschätzen mich bei weitem», schrieb er kurz vor seinem Tod an seinen Schüler Leonard Kastle. «Ich habe nur ein paar gute Eigenschaften, der Rest ist nicht viel wert, und das sage ich nicht, um das Gegenteil von Ihnen zu hören, sondern weil es die Wahrheit ist.»

Es war dieselbe Mischung aus Stolz, Ehrgefühl und Dickköpfigkeit, die einer Versöhnung mit seinen Geschwistern im Weg stand – doch in diesem Punkt waren sich alle Wittgensteins ähnlich, und jeder hatte seinen Anteil an der Situation. Als sowohl Gretl wie Paul einmal eine Vorladung für eine Anhörung vor Gericht erhielten – es ging darum, für einen Freund zu bürgen, der sich um die amerikanische Staatsbürgerschaft beworben hatte –, sagten sie beide, dass sie keine Zeit hätten, persönlich zu erscheinen, und schickten Stellvertreter. In Wahrheit konnten sie es nicht ertragen, einander zu sehen. Gretl drückte es so aus: «Ich war mir sicher, dass [Paul] mich nicht sehen wollte, deshalb schickte ich meinen Anwalt.» Hermine sagte auf ihrem Totenbett, dass sie oft an Paul denke, doch um ein Treffen zu bitten, ging ihr zu weit, und als sie im Sterben lag, lautete Ludwigs Vermutung: «Ich glaube, sie will gleichsam von ihrer Seite Frieden machen & in sich alle Bitterkeit, die doch existiert haben muss, auslöschen.» Am Ende blieb die Situation, wie sie war.

Ähnliches geschah, nachdem Paul anlässlich des grossen Streits um

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

die Wistag AG ein Memorandum in Auftrag gegeben hatte. Er tat dies, weil er glaubte, es später zu brauchen, um seine Ehre zu retten, doch er bat seinen Anwalt, seinem Bruder nur dann ein Exemplar seiner Stellungnahme zu schicken, wenn dieser es ausdrücklich wünschte. Natürlich wünschte Ludwig nichts dergleichen und las das Memorandum daher auch nicht, obwohl es ihm gewidmet war: «Das Folgende ist nicht einfach nur ein Zusatz zu meinem Testament, es richtet sich auch nicht primär an meine Kinder, sondern war viel eher für meinen Bruder gedacht, der in England lebt.»

Wenn Paul zu Hause gewesen wäre, als Ludwig ihm im Jahr 1949 einen Überraschungsbesuch abstatten wollte, hätte die bittere Fehde zwischen ihnen vielleicht beendet werden können. Beide Brüder waren mit dem Zustand nicht zufrieden, doch mit Ausnahme dieses einzigen Vorstosses war keiner von ihnen dazu bereit, den ersten Schritt zu tun. Marga versuchte bei verschiedenen Gelegenheiten, sie zusammenzubringen, doch sie stellte sich offenbar nicht sehr geschickt dabei an, und es kam zu Verstimmungen:

«Paul ist jetzt mit den Denekes in Oxford [schrieb Ludwig im März 1949 an Rudolf Koder], & ich erhielt neulich eine sehr seltsame, mir Ekel erregende Einladung der Miss Deneke, sie dort während Pauls Anwesenheit zu besuchen. Dass, 6c warum, ich diese Einladung weder annehmen kann, noch will, habe ich ihr geschrieben. Ich bin sicher, dass die Einladung der Miss Deneke nicht in Pauls Auftrag geschrieben war. Ich glaube vielmehr, dass sie eine Zusammenkunft herbeiführen wollte, 6c mein Bruder ihr die Erlaubnis gab, mich einzuladen, was sie, ihrer Dummheit entsprechend, in der dümmsten Form getan hat.»

Ein Jahr später, als Paul in England mit den *Diversions* konzertierte, machte Marga, unbeeindruckt von Ludwigs abschlägiger Antwort in der Vergangenheit, einen neuen Versuch. Sie fuhr persönlich nach Oxford

DAS ENDE VOM LIED

und suchte ihn in seiner Mansardenwohnung in der St John Street auf. In ihren Erinnerungen schreibt sie:

«Er sass in einem Morgenrock am Feuer. Seine Stimme hatte immer noch den alten heiser-musikalischen Klang, aber sein blasses Gesicht sah leidend aus. Nach ein paar Minuten bat er mich zu gehen. Er sagte, er fange an zu zittern, wenn die alten Erinnerungen in ihm aufstiegen, und bei meinem Anblick denke er an Wien und sein Zuhause, und das sei zu viel für ihn.»

Mit seinen Kindern sprach Paul nur selten über Ludwig oder seine Schwestern. 1953 schreibt er an Rudolf Koder: «Ich will übrigens bei dieser Gelegenheit noch feststellen, dass ich mit meinem Bruder seit dem Jahre 1939 ausser Kontakt geblieben bin; ein od. zwei Briefe die er mir anlässlich meines Besuches in England, u. weil ihn Frl. Deneke eingeladen hatte, geschrieben hat, habe ich nicht beantwortet. Ob ich es auch dann nicht getan hätte, wenn mir bekannt gewesen wäre, dass er todkrank ist, weiss ich nicht.»

Zu dieser Zeit war es ihm bereits gelungen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Ludwig und Gretl glaubten, dass er das Gefühl der Entfremdung von seiner Familie brauchte, um ein freies und erfülltes Leben führen zu können.

Nach Hermine's Tod wurde das einst so glanzvolle Palais Wittgenstein verkauft. Bald darauf wurde es abgerissen. Eingestürzte Mauern, Bauschutt und Ruinen – damit war das Ende der Geschichte des Hauses Wittgenstein erreicht. Paul und sein Sohn waren die letzten männlichen Nachkommen Karl Wittgensteins, und jetzt, da es nicht einmal mehr die Hoffnung auf eine Rückkehr in das alte Wiener Zuhause gab, suchten sie eine neue Identität und neue Hoffnung weit weg im ungestümen und optimistischen Amerika.

«ANSCHLUSS» UND AUFLÖSUNG

«Dass unser Haus in der Alleegasse nicht nur verkauft ist, sondern niedergerissen werden wird, ist sehr traurig, war aber wohl unausbleiblich. – Wer könnte heutzutage ein solches auf Prunk u. Raumverschwendung gedachtes Palais bewohnen u. erhalten? Man denke nur an das Stiegenhaus u. die Salons im ersten Stock! Schon wie meine verstorbene Schwester u. ich es bewohnt haben, waren die Erhaltungskosten eigentlich über unsere Verhältnisse.»

Am 6. März 1961 wurden Freunde eingeladen, um dem Toten auf amerikanische Weise die letzte Ehre zu erweisen. Paul war im North Shore Hospital gestorben. Er wurde im Flidner Funeral Home in der Middle Neck Road aufgebahrt, wo am nächsten Tag um zehn Uhr morgens die Trauerfeier begann. Es wurde nicht gesprochen. Ein Mann in der vorderen Reihe stand auf und setzte einen Plattenspieler in Gang. Zu hören war das *Deutsche Requiem* von Brahms. Jedes Mal, wenn eine Seite abgespielt war, ging der Mann nach vorn und drehte die Platte um, bis der Schlusschoral mit den Worten der Offenbarung des Johannes zu hören war: «Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.»

Es wurden keine Reden gehalten, es wurde kein Trostgedicht verlesen, es wurde auch nicht gebetet. Der Plattenarm hob sich und schwang zurück, und als der Plattenteller aufgehört hatte, sich zu drehen, standen die Leute auf und verliessen einer nach dem anderen den Raum.

In der *New York Times* gab es einen langen Nachruf, in dem die wichtigsten Ereignisse in Pauls Karriere aufgezählt wurden. In London pries Trevor Harvey seine aussergewöhnliche Grossherzigkeit. Harveys Nachruf in der Zeitschrift *The Gramophone* endete mit den Worten: «Als Freund wird Paul Wittgenstein nie vergessen sein, solange jene, die ihn kannten, am Leben sind; doch noch lange danach wird es die Musik

DAS ENDE VOM LIED

geben, die auf seine Initiative hin entstand, und Musikliebhaber werden allen Grund haben, sich seiner dankbar zu erinnern.»

Auch Marga zollte ihrem exzentrischen alten Freund öffentlich Tribut. Elf Tage nach seinem Tod erschien ihr Artikel in der Londoner *Times*: «Zu seiner starken Persönlichkeit gehörte es, dass er sich seinen Freunden gegenüber stets loyal verhielt. Was wir Paul Wittgenstein zu verdanken haben, ist ein bedeutendes Kapitel in der Geschichte der Musik.»

Postskriptum

Hilde Wittgenstein lebte bis März 2001. Sie war zu dieser Zeit völlig blind und litt unter der Alzheimer-Krankheit. Dreissig Jahre zuvor war sie von Long Island im Staat New York nach Newfoundland in Pennsylvania gezogen. Pauls Leiche wurde exhumiert und im Pine Grove Cemetery in der Nähe ihres Hauses erneut beigesetzt. Im Lauf der Jahre hatte sich Hilde immer mehr von den Menschen abgeschottet, auch von jenen, die ihr am nächsten standen: Karoline Rolly, Dorothy Lutz (ihrer Betreuerin), ihrem Sohn Paul junior und ihren Töchtern. Trotz ihres Misstrauens gegen alle und jeden schenkte sie einer christlichen Sekte in Pennsylvania einen grossen Teil ihres Vermögens. Jahrelang hielt sie Pauls Musikautographensammlung in einem Zimmer ihres Hauses, zu dem niemand Zutritt hatte, ängstlich unter Verschluss. Nach ihrem Tod fand man dort wahre Schätze, etwa das verloren geglaubte Manuskript von Hindemiths *Klaviermusik mit Orchester*. Pauls gesamte Bibliothek, die aus dreieinhalb Tonnen Büchern und Manuskripten bestand, wurde bei Sotheby's in London versteigert. Ein chinesischer Unternehmer bekam den Zuschlag. Dieser Mann war für die Einführung des Big Mac in Hongkong verantwortlich und hatte auf diese Weise sein Vermögen gemacht.

Elisabeth («Elizabeth» nach ihrer Einbürgerung), Johanna («Joan») und Paul jun. Wittgenstein sind von Paul und Hilde auf Long Island aufgezogen worden. Ihren Vater erinnerten sie als «einen strengen, oft unverständlichen, distanzierten und beherrschenden» Menschen, der sich

POSTSKRIPTUM

immer besonders auf Weihnachten freute. Zu Hause wurde Englisch gesprochen, und die Kinder verstanden ihre Eltern nicht, wenn diese miteinander Deutsch sprachen. Von Pauls ehemaliger Schülerin Erna Otten bekamen alle Kinder Klavierunterricht, doch keines von ihnen war oder ist besonders musikalisch. Elizabeth hatte keine Kinder. Nach der Schule wollte sie einen Pflegeberuf ergreifen. Sie litt unter ihrem aufbrausenden Temperament, das ihr Vater ihr vererbt hatte. Gestorben ist sie bei einem nie ganz aufgeklärten Unfall im New Yorker Stadtteil Queens im Februar 1974. Joan heiratete einen Dänen und bekam fünf Kinder. Das älteste wurde noch zu Pauls Lebzeiten geboren. Sie hat im Buchhandel gearbeitet und lebt heute zurückgezogen in den Wäldern von Virginia. Paul Junior war schon als Heranwachsender kränklich. Als begabter Mathematiker arbeitete er eine Zeit lang als Programmierer. In den frühen sechziger Jahren lernte er in einer psychiatrischen Klinik das Malen, und bald nach seiner Entlassung zog er nach Österreich, wo es seither einige erfolgreiche Ausstellungen seiner Bilder gegeben hat. Als Maler benutzt er den Namen Louis Wittgenstein.

Die Brüder Stonborough, Thomas und Ji, verstanden sich nie besonders gut. Thomas starb 1986. Wesentliche Teile seines Erbes hatte er verkauft, darunter Gretls modernistisches Palais in der Kundmangasse, Klimts berühmtes Porträt seiner Mutter und diverse Manuskripte Ludwig Wittgensteins mit unklaren Eigentumsrechten. Dem Haus Wittgenstein in der Kundmangasse drohte jahrelang der Abriss; schliesslich wurde es von einem Kreis architekturbegeisterter Persönlichkeiten gerettet und ist heute Sitz des Bulgarischen Kulturinstituts. Thomas einziges noch lebendes Kind, sein Sohn Pierre, arbeitet bei einer Bank und hat zwei Töchter.

Ji Stonborough starb 2002 in Glendon, im englischen Dorset. Eine Zeit lang machten ihm seine Zahlungsverpflichtungen gegenüber einer grossen Versicherung zu schaffen, und in seinen letzten Jahren lebte er mit einem Herzschrittmacher. Seine Frau Veronica starb kurz vor ihm.

POSTSKRIPTUM

Sie hatten drei Kinder. Die einzige Enkelin ist Dichterin. Das Anwesen in Glendon wurde 2007 verkauft.

Die Salzers hatten viele Nachkommen. Die meisten von Helenes Kindern und Kindeskindern leben noch immer in Österreich. Sie teilen sich die Eigentumsrechte am Sommerhaus der Wittgensteins auf der Hohezeit. Der berühmte Musikwissenschaftler Felix Salzer, zweiter Sohn von Helene und Max, starb 1986. Vier Jahre danach verkaufte seine Witwe für 1,85 Millionen Dollar seine Autographensammlung, zu der unter anderem das Originalmanuskript der Cellosonate in A-Dur von Beethoven, ein Brief von Schubert und ein Rondo von Mozart gehörten. 1958 hatte Felix das Palais in Neuwaldegg geerbt. Er selbst hat nie dort gewohnt. Eine Zeit lang wurde das Gebäude als Erholungsheim für zweihundert deutsche Displaced Persons genutzt, später wurde es für 23 Millionen Schilling verkauft und das Grundstück geteilt. Auf einem Teil davon baute man Privatwohnungen, die grössere Hälfte ging in Regierungseigentum über. Als Opfer des Nationalsozialismus erhielten Pauls Erben durch einen Gerichtsbeschluss 2006 einen kleinen Teil des Anwesens zurück.

Anmerkungen

Abkürzungen

BL	Bodleian Library, Oxford
BR	Bertrand Russell
GBW	Gesamtbriefwechsel, digitalisierte Fassung (vgl. Bibliographie)
HW	Hermine Wittgenstein
JSt	John Stonborough (Ji)
KW	Karl Wittgenstein
LpW	Leopoldine Wittgenstein (geborene Kalmus)
LW	Ludwig Wittgenstein
MD	Margaret Deneke
MSt	Margaret Stonborough (Gretl)
ÖNB	Österreichische Nationalbibliothek, Wien
PA	Prokofjew-Archiv
PW	Paul Wittgenstein

1 Wiener Debüt

- 15 «In den Häusern sieht es unsäglich elend aus»: Lansdale, *Vienna*, a.a.O., S.19.
- 16 «Ein Mann, der erst kurze Zeit in Wien lebt»: unsignierter Artikel, *Harpers Magazine*, 3,1898, zit. in ebd., S. 11.
«Während im Politischen»: Zweig, *Die Welt von gestern*, a.a.O., S.35f.
- 18 «Ganz abgesehen vom Preis»: PW an MD, 30.12.1936, BL.

ANMERKUNGEN

- 20 «immer nur Verachtung für andere»: David Pinsent, Diary, 24.9.1913, in Flowers, *Portraits*, Bd. 1, a.a.O., S. 225.
«Das Gefühl, dass ich sterben muss»: LW an BR, 20.9.1913, GBW.
«Er kann sie beide nicht ausstehen»: LWs Abneigung gegen seine Schwester und seinen Schwager wird sowohl von Russell wie von Pinsent berichtet; vgl. Russell, *Autobiographie* II, a.a.O., S. 149, und Flowers, *Portraits*, Bd. 1, a.a.O., S. 226.
«Zu Weihnachten werde ich leider nach Wien fahren müssen»: LW an BR, undatiert [Dezember 1913], GBW.

3 *Karls grosse Rebellion*

- 23 «Kunstdirektor»: HW, *Ludwig sagt*, a.a.O., S. 25.
24 «1864 Consilium abeundi» KW, zit. in HW, «Familienerinnerungen», S. 37.
26 «Haupttätigkeit das Auseinanderkennen der Neger», KW, zit. in ebd., S. 38.
26f. «An meine Eltern kann ich nicht schreiben»: KW an seine Schwester Bertha, 29.9.1865, zit. in ebd., S. 39.
27 «Mamas Brief»: KW an seinen Bruder Louis, 30.10.1865, zit. in ebd., S. 38.
27f. «Nimm meinen Dank»: KW an seine Mutter, 7.2.1866, zit. in ebd., S. 39 f.

4 *Der Unternehmer*

- 31 «Carl hat ein gutes Herz»: Fanny Wittgenstein an LpW, undatiert (September 1873), zit. in ebd., S. 53.
32 «Bevor sie sich häuten», Hermann Wittgenstein, zit. in ebd., S. 53.
«Geehrtes Fräulein»: Hermann Wittgenstein an LpW, 16.9.1873, zit. in ebd., S. 54.
33 «Zum Teufel hinein!»: KW, zit. in ebd., S. 55.
34 «Der Industrielle muss wagen»: in KW, «Politico-economic

ANMERKUNGEN

Writings», in Eschbach, Schmitz (Hg.), *Viennese Heritage/Wiener Erbe*, a.a.O., S. 59. Von der Spielleidenschaft KWs ist die Rede in den Artikeln «The American Way – C.M. Schwab Gives Austrians Some Lessons», in *Daily North Western*, 28.1.1902 sowie «When the Headlines Said: Charlie Schwab Breaks the Bank», in *American Heritage Magazine*, Bd. 8, 4/1958; in diesem Artikel wird KWs Name als «Dr Griez Wittgenstein» wiedergegeben.

- 35 «200 Millionen Kronen»: Karl Menger, «Reminiscences of the Wittgenstein Family», in Flowers, *Portraits*, Bd. 1, a.a.O., S. 111.

5 Heirat mit einer Millionenerbin

«Jerome Steinberger»: Belege für die Geschichte von Herman und Jacob Steinberger und ihren Familien finden sich in Passagierlisten, Volkszählungsberichten und Telefonbüchern New Yorks sowie in folgenden Artikeln und Meldungen in der *New York Times*: «Important Business Failures», 13.6.1877; «Disappearance of a Lady», 27.6.1878; «The Wertheimer Mystery», 28.6.1878; «Body Not Yet Discovered», 30.6.1878; «Mrs Wertheimer Found Drowned», 2.7.1878; «Hebrew Fair», 13.12.1895; «Home for Aged Hebrews», 4.6.1897; «Failure of Glove Firm», 18.1.1898; «Affairs of Wertheimer & Co.», 19.1.1898; «New Corporations», 22.1.1898; «Legal Notices», 17.2.1898; «In the Real Estate Field», 31.3.1900; «Bankruptcy Notices», 11.7.1900; «Deaths Reported; Manhattan and Bronx», 27.12.1900.

Zur Verbindung mit der Familie Guggenheim siehe die folgenden Artikel in derselben Zeitung: «Weddings of the Day – Guggenheim-Steinberger», 18.10.1904; «Says Her Divorce Isn't a Valid One», 19.1.1909 sowie in Davis, *The Guggenheims*, a.a.O., S. 281.

- 36 «Dein Reich komme»: vgl. Janik, Veigl, *Wittgenstein in Wien*, a.a.O., S.38.
- 37 «Sie besass eine seltene Schönheit»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 78.

ANMERKUNGEN

6 *Rudolf Wittgensteins Tod*

- 38 «Seine perverse Veranlagung»: Magnus Hirschfeld, *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Bd. VI (1904), zit. in Bartley, *Wittgenstein, ein Leben*, a.a.O., S. 36.
- 39 «Verlassen, verlassen, verlassen»: zit. in Häsel, *Lieder zur Gitarre*, a.a.O., S. 14.

7 *Hans‘ Tragödie*

- 41 «Mein siebenjähriger Bruder Rudi»: HW, «Familienerinnerungen», S. 96.
- 42 «Ein eigenartiges Kind»: ebd., S. 98
«Gusseiserner Pavillon»: vgl. ebd., S. 99.
- 44 «Es war tragisch»: ebd., S. 102.
«Der Grossindustrielle Carl Wittgenstein»: zit. in Gaugusch, a.a.O., S.14.
- 45 «Die oft glühende Lustigkeit»: MSt, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S.27.
«Bekanntermassen homosexuell»: Bartley, *Wittgenstein, ein Leben*, a.a.O., 3. Aufl., S. 36.
- 46 «Chesapeake Bay»: Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 28.
«Pistole mit hinausnehmen auf den See»: JSt an Brian McGuinness, 18.6.1989, Privatarchiv.
- 47 «Meine Geisteskräfte»: Otto Weininger, *Taschenbuch*, a.a.O., S. 28.

8 *Zu Hause in der Alleegasse*

- 49 «Steirischer Jäger»: Erna Otten an E. Fred Flindell, 20.6.1967, Privatarchiv.
- 50 «Stets festliche Angelegenheiten»: HW, «Familienerinnerungen», S.79.
- 51 «Wir haben das *Erzherzog-Trio* gehört»: Anekdote, die PW in den späten 1940er Jahren seinem Schüler Steve Portman erzählte. Dieser berichtete es dem Autor (Mai 2007).

ANMERKUNGEN

- 51 «Verehrteste liebe gnädige Frau»: Eduard Hanslick an LpW, 11.4.1904, ÖNB.
52 «Wer ist Dr. Stonborough?»: *Washington Post*, 8.1.1914, S. 6.

9 Die Buben

- 53 «Schmarren!»: Laut einer Auskunft von PWs Tochter Joan Ripley, September 2006, gegenüber dem Autor.
«Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst»: LW, *Tractatus*, a.a.O., Vorwort.
«Meinem lieben Bruder»: Signiertes Exemplar des *Tractatus logico-philosophicus*, Privatarchiv.
54 «Die Lehrer, die durch seine Jugend gegangen sind»: Hitlers verächtliche Bemerkungen über seine Lehrer sind zu finden in Andreas Hillgruber (Hg.), Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche*, a.a.O., S. 106 f., 12.4.1942 (Wolfsschanze).
56 «Der Selbstmord aus Unfähigkeit»: Otto Weininger, *Taschenbuch*, a.a.O., S. 27.
«Ich weiss, dass der Selbstmord immer eine Schweinerei ist»: LW an Paul Engelmann, 21.6.1920, in Soma villa (Hg.), *Wittgenstein – Engelmann*, a.a.O., S. 57.
57 «Ich hatte am Tag vorher»: Somavilla (Hg.), *Ludwig Wittgenstein, Denkbewegungen*, a.a.O., S. 73 f.
58 «Man muss das Piano ja nicht bearbeiten»: Kross, «Paul und Ludwig Wittgenstein», a.a.O., S. 298.

10 Die Mutter

- 59 «Wir standen ihr eigentlich verständnislos gegenüber»: HW, «Familienerinnerungen», S. 95.
«Die Pflichttreue meiner Mutter»: MSt., Notizen um 1950, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 18 f.
60 «Was wir Kinder von Jugend auf stark empfanden»: HW, «Familienerinnerungen», S. 94.

ANMERKUNGEN

- 60 «Meine Mutter, wie wir sie kannten»: ebd., S. 94.
61 «Eine neuartige Schönheit»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 76.
«Sie bewegten sich im Takt «: ebd., S. 76.

11 Der andere Bruder

- 62 «Qualität, Flexibilität, Zuverlässigkeit»: Website Stahl Judenburg
www.stahl-judenburg.com
63 «Tiefe darf man bei ihm nicht suchen»: HW an LW, Mai/Juni 1917,
GBW.

13 Pauls Ausbildung

- 64 «Ein achtzehnjähriger Gymnasiast»: Zweig, *Die Welt von gestern*,
a.a.O., S. 52.
«Was uns heute als beneidenswerter Besitz erscheint»: ebd., S. 53.
67 «Der grosse Saitenknicker»: zit. bei Flindell, «Paul Wittgenstein»,
a.a.O., S. 112.
«Künstler und Lehrer zugleich»: PW, «The Legacy of Leschetizky»,
a.a.O.
68 «Was dich und mich verbindet»: LW an PW, undatiert (1928?),
Privatarchiv.
«Er ist für mich gestorben»: Mahler-Werfel, *Tagebuch-Suiten*, a.a.O.,
15.10.1901.
69 «Wenn Gott will»: ebd., 28.2.1899.
«Besonders laut applaudieren»: JSt an Brian McGuinness, 7.10.1993,
Privatarchiv.
«Nie genug»: HW, «Familienerinnerungen», S. 78.

14 Ludwigs Dilemma

- 70 «Alle Frauen, die ich kenne»: David Pinsent, Diary, 7.2.1913, in
Flowers, Portraits, Bd. 1, a.a.O., S. 201.
«Flugzeugpropeller»: Zum Patent Wittgensteins vgl. *Wittgenstein*

ANMERKUNGEN

- Studies*, Wien/New York, 25.2.1995, und www.sammelpunkt.philo.at:8080/archive/00000487/01/25-2-95.txt.
- 71 «Neigung wie Talent fehlten», David Pinsent, Diary, 7.2.1913, in Flowers, *Portraits*, Bd. 1, S. 201.
«Seine Grösse»: LW an George Edward Moore, 23.8.1931, GBW.
«Bessere Dich selbst»: LW laut Heinrich Postl im Gespräch mit Adolf Hübner, 10.4.1975, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S.232f.
- 72 «Vollendetste Beispiel eines Genies»: BR, *Autobiographie II*, a.a.O., S. 148f.
«Sehr gross gewachsen»: BR, *Autobiographie I*, a.a.O., S. 327.
«Unbekannter Deutscher»: BR an Ottoline Morrell in: Griffin (Hg.), *Selected Letters of Bertrand Russell* (teilweise übersetzt in Russell, *Autobiographie II*), 18.10.1911.
«Wie ein wildes Tier»: BR, *Autobiographie II*, a.a.O., S. 149.
- 73 «Mein deutscher Freund»: BR an Ottoline Morrell, in Griffin (Hg.), *Selected Letters of Bertrand Russell*, a.a.O., 19.10.1911.
«Mein wilder Deutscher»: BR an Ottoline Morrell, ebd., 16.11.1911.
«Ich mag ihn inzwischen»: BR an Ottoline Morrell, ebd., 29.11.1911.
«Am Ende des ersten Semesters»: BR, *Autobiographie II*, a.a.O., S.149.
- 74 «Er verfügt in höchstem Masse...»: BR an Ottoline Morrell, in: Griffin (Hg.), *Selected Letters of Bertrand Russell*, a.a.O., 16.3.1912.
- 75 «Der arme Mann»: Lytton Strachey an Saxon Sydney-Turner, 20.11.1912, Privatarchiv.

15 Die Brisch verheirateten

- 76 «Ich glaube wirklich nicht»: MSt an HW, 26.2.1905, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 54.
«Der Abschied war doch furchtbar schwer»: MSt an HW, 8.1.1905, zit. in ebd., S. 52.
«Die ägyptischen Ruinen»: MSt an LpW, 1.2.1905, zit. in ebd., S.53.
- 77 «Russische Jüdinnen»: MSt an HW, 12.5.1905, zit in ebd., S. 58.

ANMERKUNGEN

- 78 «Ich kann Dir nicht beschreiben»: MSt an HW, 27.10.1910, zit. in ebd., S. 70.

16 Karl verliert das Bewusstsein

- «Als ich hier eintraf»: LW an BR, 26.12.1912, GBW.
«Da die Krankheit... sich rapide verschlimmert»: LW an BR, 6.1.1913, GBW.
78 f. «Obwohl es sicher ist»: LW an Walter Morley Fletcher, 10.1.1913, GBW.
79 «Er hat noch keine schlimmen Schmerzen»: LW an BR, 10.-20.1.1913, GBW.
«Lieber Russell»: LW an BR, 21.1.1913, GBW.

17 In memoriam K.W.

- 80 «Karl Wittgenstein»: Paul Kupelwieser, *Karl Wittgenstein als Kunstfreund*, in *Neue Freie Presse*, 21.1.1913.

18 Noch einmal Paul

- 81 «Scherz»: vgl. Albert Figdor an PW, Dezember 1913, Paul Wittgenstein Collection, New York Public Library.
82 «Ich kann einfach nicht spielen»: PWs Ausspruch ist überliefert von M.O'C. Drury, «Gespräche mit Wittgenstein», in Rhees (Hg.), *Ludwig Wittgenstein*, a.a.O., S. 190.
«Absolut immateriell»: laut eines Briefes von LW an PW, undatiert (1928?), Privatarchiv.
«Du willst dich nicht hinter einer Komposition verstecken»: vgl. LW an PW, ebd.
«Vom künstlerischen Standpunkt aus»: PW an MD, 30.1.1928, BL.
83 «Ein junger Mann»: Max Kalbeck, *Neues Wiener Tagblatt*, 6.12.1913.
«Im Zwielficht der Gefühle»: Max Kalbeck, ebd.

ANMERKUNGEN

- 84 «Die mitunter recht heiklen Terzen»: *Das Fremdenblatt*, zit. in Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 161.
«Lebhaftes Interesse»: Julius Korngold, zit. in ebd., S. 161.
- 85 «Der österreichische Thronfolger... »: vgl. Corti/Sokol, *Kaiser Franz Joseph*, a.a.O., S. 460 f.

19 Finanzfragen

- 90 «Unedler Ton»: LW an Ludwig von Ficker, 13.2.1915, GBW.
«Ethisches» und «bürgerliches» Geld: HW, *Ludwig sagt* a.a.O., S.97.
«Es wäre gesund für mich»: MSt, Tagebucheintragung 11.10.1917, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S.96.
- 91 «Nichts ist gefährlicher»: Mahler-Werfel, *Tagebuch-Suiten*, a.a.O., 28.2.1899.
«Sehr schön gespielt»: HW an LW, 20.1.1914, GBW.

20 Vorspiel zum Krieg

- 92 «Da sass er in seiner Loge.»: Zweig, *Die Welt von gestern*, a.a.O., S.250f.
- 93 «Wir kannten sie ja, diese Welt»: Thomas Mann, Gedanken im Kriege (1914), in: Mann, *Essays*, Bd. 1, a.a.O., S. 192 f.

21 Soldaten

- 95 f. «Eine Steigerung seines Ichs»: Zweig, *Die Welt von gestern*, a.a.O., S.258.
- 96 «Eine grosse Schweinerei»: LW an BR, 3.3.1914, GBW.
- 97 «Am Grunde meiner Seele»: LW an BR, Dezember 1913, zit. in McGuinness, *Wittgensteins frühe Jahre*, a.a.O., S. 304.
«Nicht nur darum zu tun, sein Vaterland zu verteidigen»: HW, «Familienerinnerungen», S. 103.

ANMERKUNGEN

- 97 «Die furchtbare Traurigkeit unserer Lage»: LW, Notizbuch, 25.10.1914, zit. in McGuinness, *Wittgensteins frühe Jahre*, a.a.O., S. 331.
«Es ist wunderbar von ihm»: David Pinsent, Diary, August 1914, zit. in Flowers, *Portraits*, Bd. 1, a.a.O., S. 232.

22 Katastrophen

- 98 «Von ungeahnter Seite Hilfe gekommen»: MSt. an HW, 22.8.1914, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 78. «Wegen Unaufmerksamkeit»: zit. in Janik, Veigl, *Wittgenstein in Wien*, a.a.O., S. 224.
102 «Meine angeblichen Heldenthaten»: PW an LpW, 2.2.1915, GBW.

23 Gefangener der Russen

- 105 «Alle [lagen] entweder auf der rechten oder linken Seite»: Bericht Bruno Prochaskas in Weiland, Kern (Hg.), *In Feindeshand*, Bd. 1, a.a.O., S. 101.
«In Alpträumen»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 24.
106 «Es dauerte drei Stunden»: Zichy, *Das Buch des Einarmigen*, a.a.O., S.15.
107 «Da lag ein junger Mann in einer Ecke»: Brändström, *Unter Kriegsgefangenen in Russland und Sibirien*, a.a.O., S. 73.
108 «Mein teurer lieber Ludwig»: LpW an LW, 7.10.1914, GBW.
«Seit 4. d. M. nichts mehr gehört»: LpW an LW, 13.10.1914, GBW.
«Erhielt heute viel Post»: LW, Kodierte Notizen, 28.10.1914, Typoskript, Privatarchiv.

24 Kurt Wittgenstein in Amerika

- 109 Brief Alfred von Rettichs: vgl. Flindell, «Paul Wittgenstein», a.a.O.
«Aus dem Weg gestellter Kurt»: LpW an LW, 12.11.1915, GBW.

ANMERKUNGEN

- 110 «Fast am leidesten tut mir jetzt Kurt»: HW an LW, 26.4.1915, GBW.
«Immer muss ich an den armen Kurt denken»: HW an LW, 5.6.1915, GBW.
- 111 «Grund für die probritischen Gefühle»: KW in «Has Faith in German Allies», nicht unterzeichneter Artikel, *Washington Post* 18.1.1915, S. 6.
Delia Steinbergers Eintrag des Jahres 1920 beim US Census Bureau, der im Internet nachzulesen ist, enthält mehrere Fehler. Die Angabe ihres Alters ist falsch, und sie erklärt, dass ihre beiden Eltern in England geboren und aufgewachsen seien. In Wahrheit wurden ihr Vater in Deutschland, ihre Mutter in Polen geboren.
«Berichte aus der Heimat»: KW in «Has Faith in German Allies», a.a.O., S. 6.
- 112 «Die k.u.k. Botschaft gibt bekannt»: zit. in dem nicht signierten Artikel «Austrian Propaganda Costs Forty Millions», in *New York Times* 15.9.1915.
- 113 «Soeben Rotterdam gesund angekommen»: KW an LpW, zit. in LpW an LW, 21.5.1917, GBW.
«Eben erfahre ich»: HW an LW, 21.5.1917, GBW.

26 Drei Quellen der Ermutigung

- 117 «Klavierkonzert für linke Hand allein»: Verlag AlbertF. Gutmann, 1895, Manuskript in der Musiksammlung der ÖNB. (Nach einem Hinweis von Albert Sassmann.)
Eduard Hanslicks Artikel wird zitiert in Abell, «Count Géza Zichy», a.a.O., S. 10. Liszt spricht in einem Brief an die Baroness Meyendorff von der bemerkenswerten Geschicklichkeit von Zichys linker Hand: vgl. Waters, *The Letters of Franz Liszt to Olga von Meyendorff*, a.a.O., S. 421.
«Die Unter- und Oberhose allein anziehen»: Zichy, *Das Buch des Einarmigen*, a.a.O., S. 21.
«Den Verstümmelten Trost bringen»: Baron von Eiseisberg, in ebd., S. 7.

ANMERKUNGEN

118 «Ganz Wien spricht von mir»: Leopold Godowsky an Maurice Aronson, 6.2.1904, zit. in Nicholas, *Godowsky, the Pianist*, a.a.O., S. 63.

27 *Ein Hoffnungsschimmer*

120 «Paul seit zweiter Hälfte Jänner»: Otto Franz an LpW, 20.2.1915, ÖNB.

«Herzensmutter»: PW an LpW, 2.2.1915, GBW.

121 «[Paul] scheint fleissigst zu üben»: LpW an LW, 15.4.1915, GBW.

«Du hattest ganz recht mit der Annahme»: HW an LW, 26.4.1915, GBW.

122 «In voller Tätigkeit»: LpW an LW, 24.5.1915, GBW.

28 *Lebendig begraben in der Krepost*

125 «die meisten [Gefangenen] grübelten»: Brändström, *Unter Kriegsgefangenen*, a.a.O., S. 81.

«Die Omsker ‚Krepost‘»: ebd., S. 80.

«Die Krepost ist kein Sanatorium»: Meier-Graefe, *Der Tscheinik*, a.a.O., S. 186f.

127 «Es geht voran»: Telegramm des dänischen Konsulats an LpW, zit. in LpW an LW, 16.3.1915, GBW.

«[Du] kannst Dir denken»: LpW an LW, ebd.

«Von Paul habe ich gute Nachrichten»: LpW an LW, 20.5.1915, GBW.

128 «Mama kränkt sich»: HW an LW, 8.7.1915, GBW.

«Eine Million:» zit. in ebd.

129 «Mann an Mann liegt auf den Pritschen»: Hans Weiland, «Stilles Helldentum», in Weiland, Kern (Hg.), *In Feindeshand*, 2L.a.O., S.193.

ANMERKUNGEN

29 Eine Fluchtmöglichkeit

- 130 «Der bewunderungswürdige Mensch»: LpW an LW, 20.9.1915, GBW.
«Ausserordentlich gefreut hat es mich»: HW an LW, 6.10.1915, GBW.
- 131 «Irgendeine Anordnung herbeiführen»: ebd.
«Vielleicht wird man noch dafür dankbar sein müssen»: ebd.
«Das bedeutet doch einen Hoffnungsschimmer»: LpW an LW, 29.10.1915, GBW.
«Ob der Paul ausgetauscht wird»: HW an LpW, 3.11.1915, GBW.
- 132 «Sie verkauften das Essen»: Brändström, *Unter Kriegsgefangenen*, a.a.O., S. 149.
«Mein lieber guter Ludwig»: LpW an LW, 12.11.1915, GBW.

30 Rückkehr

- 134 «Es war ganz anders»: HW an LW, 16.11.1915, GBW.
«Paul sieht wirklich sehr gut aus»: LpW an LW, 25.11.1915, GBW.
«Er spricht so natürlich»: HW an LW, 16.11.1915, GBW.

31 Eine Wandlung

- 136 «Ich fürchte mich nicht davor»: LW, Kodiertes Notizbuch, 12.9.1914, Typoskript, Privatarchiv.
«Eine Saubande»: LW, ebd., 15.8.1914.
«Furchtbare Szenen»: LW, Notizbuch, 13.9.1914, zit. in Rush Rhees, Nachwort, in Rhees (Hg.), *Ludwig Wittgenstein*, a.a.O., S. 259.
«In unmittelbarer Nähe des Feindes»: LW, Notizbuch, 15.9.1914, zit. in ebd.
- 137 «In Sibirien», Meier-Graefe, *Der Tscheinik*, a.a.O., S. 160. «Dieses Buch hat mich seinerzeit»: LW an Ludwig von Ficker, 24.7.1915, GBW.
- 138 «Ich werde von Zeit zu Zeit zum Tier»: LW, Tagebuch, 29.7.1916, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 164.

ANMERKUNGEN

- 138 «Keine Quellen»: LW, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O., Vorwort.
«Grundlage und Anfang aller Dinge»: Tolstoy, *The Gospel*, a.a.O., S. 158.
- 139 «Die Welt ist alles, was der Fall ist»: LW, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O.
«Dieses gegenwärtige Leben»: Tolstoy, *The Gospel*, a.a.O., S. 3.
«Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer»: LW, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O.
- 140 «Der Renan»: MSt an HW, zit. in HW, *Ludwig sagt*, a.a.O., S. 72.
«Es gibt zwei Gottheiten»: LW, Tagebücher, 8.7.1916, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O. S. 160.
«Alle Qualitäten eines Propheten»: Max Bieler, zit. in ebd., S.151.
- 141 «Die Lösung des Problems»: LW, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O.

32 Gretls Probleme

- «Geld geben ist ja schön»: MSt an HW, 22.8.1914, zit. in Prokop, a.a.O., S. 79.
- 142 «Genauso wie Dir geht es mir»: MSt an HW, 2.8.1914, zit. in ebd., S.79.
«Wie ich sie liebe»: HW an LW, 31.8.1916, GBW.
- 143 «Das innere Leben»: MSt an HW, zit. in Prokop, a.a.O., S. 82.

33 Pauls einhändiges Debüt

- 145 «Sehr schön, mit grosser Wärme»: HW an LW, 29.10.1916, GBW.
«Der Fall ‚Paul‘»: ebd.
«Der Versuch, einen Berg zu besteigen»: PW, zit in Joachim Wechsberg, «His Hand Touched Our Hearts», a.a.O., S. 25.
- 147 «Gestern waren es allerdings nur alte»: HW an LW, 29.10.1916, GBW.

ANMERKUNGEN

147 «Er spielt eben mit der einen Hand»: Julius Korngold: «Die Uraufführung des *Klavierkonzerts in D-Dur* von Josef Labor vom 12. Dezember 1916», in *Neue Freie Presse*, 19.12.1916.

34 In Europa wütet der Krieg

149 «Innerlich hasserfüllt»: LW, Notizbuch, März 1916, zit. in Rush Rhees, Nachwort, in: Rhees (Hg.), *Ludwig Wittgenstein*, a.a.O., S.261.

«Fast immer umgeben von Leuten, die mich hassen»: LW, Notizbuch, März 1916, zit. in ebd.

149f «Furcht vor dem Tode»: LW, Tagebücher, 8.7.1916, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 159.

150 «Vielleicht tue ich Dir auch Unrecht»: HW an LW, 16.4.1916, GBW.
«Vielleicht bringt mir die Nähe des Todes»: LW, Notizbuch, 4.5.1916, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 156.

151 «Sein hervorragend tapferes Verhalten»: vgl. ebd., S. 172.

35 Amerika tritt in den Krieg ein

152 «Oh Gott, das ist der Anfang»: MSt., Tagebucheintragung, 22.8.1918, zit. in Prokop, a.a.O., S. 106.

«Immer denke ich an meinen Tod»: MSt., ebd.

153 «Ich bin guter Dinge»: MSt. an HW, April 1917, zit. in ebd., S. 86.

«Was werde ich dann tun»: MSt an HW, 15.6.1917, zit. in ebd., S.89.

«Kindskopf»: HW an LW, Juni 1917, GBW.

154 «Gottseidank dass es so etwas gibt»: HW an LW, 10.7.1917, GBW.

36 Pauls Veränderung

155 «Im Bedarfsfall»: HW an LW, 7.4.1917, GBW.

«Pauls Kopfwaschung»: LW an HW, 12.4.1917, GBW.

156 «Auch sonst kommt durch Paul»: HW an LW, 12.1.1917, GBW.

ANMERKUNGEN

- 156 «Die Stunden der Gemütlichkeit»: HW an LW, 20.1.1917, GBW.
157 «Zu meinem grossen Leidwesen»: HW an LW, 11.7.1918, GBW.
158 «Abscheuliche Häuser»: PW, «Notes on Two Russian Tours», ca. 1935, Privatarchiv.
«Er spricht gar nicht darüber»: HW an LW, 20.3.1917, GBW.

37 *Endspiel*

- 161 f. «Da weiss man auch nicht»: HW an LW, 18.2.1918, GBW.
162 «Gut, dass Dein feiner Apparat nicht zugegen war»: ebd.
163 «Sehr tüchtiger, energischer General»: vgl. www.weltkriege.at/generalitaet.
164 «Als das geschah, sah ich meine Zukunft»: Adolf Hitler, zit. in Bob Dorman: «Germany for Germans, says New Leader who Drills his Troops to Enforce his Idea: Picturesque New Figure», Interview mit Adolf Hitler, NEA News Service, abgedruckt in *Modesto Evening News*, 15.4.1923, S. 26.
165 «Mein geliebter Herzenssohn»: LpW an LW, 27.12.1918, GBW.
166 «Bin unbeschreiblich glücklich»: HW an LW, 30.12.1918, GBW.
«Kurt fiel»: HW an LW, 10.1.1919, GBW.
«In den letzten Tagen des Ersten Weltkriegs»: HW, «Familienerinnerungen», S. 102.
«Kurt Wittgensteins Tod besonders schmerzlich»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 45.
169 «Der interessanteste und wertvollste»: HW, «Familienerinnerungen», S. 106.
«Wenig verkrampft»: HW, «Familienerinnerungen», S. 102f. «Mangel des ‚harten Muss‘»: ebd.
«Viele sterben zu spät»: Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, «Vom freien Tode».

ANMERKUNGEN

39 Familiäre Spannungen

- 178 «Hat es in Ihrem Leben Tragödien gegeben»: Theodore Redpath, «A Student's Memoir», in: Flowers (Hg.), *Portraits*, Bd. 3, a.a.O., S. 32.
«The best of a bad bargain»: (im Original englisch) MSt an HW, 25.11.1917, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 103.
- 179 «Gänzlich kopflos»: MSt an HW, 25.3.1919, zit. in ebd., S. 117.
«Der gute Paul»: Mst an HW, ebd.
«That's no way of doing business»: (im Original englisch) MSt an HW, ebd.
«In der Alleegasse»: MSt, Tagebucheintragung, 29.6.1919, zit. in ebd., S. 118.
«Die Österreicher sind verzweifelt»: MSt, Tagebucheintragung, 5.1.1919, zit. in ebd., S. 108
- 180 «Ich habe in den letzten 2 Jahren so viel erlebt»: MSt an HW, 29.4.1919, zit. in ebd., S. 117.
«Nicht einmal wir 5 Geschwister»: LW an HW, November 1929, GBW.
- 181 «Die Musik nebenan»: MD, «Memoirs», Bd. 2, a.a.O., S. 16.
- 182 «Es geht mir nicht sehr gut»: LW an Paul Engelmann, 25.8.1919, in Somavilla (Hg.), *Wittgenstein – Engelmann*, a.a.O., S. 42.
«Seinen zweiten Entschluss»: HW, «Familienerinnerungen», S. 110.
- 183 «Sammelt auf Erden nichts an»: Tolstoy, *The Gospel in Brief*, a.a.O., S.57.
«Willst du vollkommen sein»: Matth. 19, 21.
- 184 «Alles getan, um bis ins Kleinste»: HW, «Familienerinnerungen», S.110.

40 Antisemitismus

- «Mit den Juden begann»: PW, «Russian Notes», S. 5, Privatarchiv.
- 185 «Gab es denn da einen Unrat»: Hitler, *Mein Kampf*, München 1932, S.61.

ANMERKUNGEN

- 185 «Das war Pestilenz»: ebd., S. 62.
«Juden als Führer der Sozialdemokratie»: ebd., S. 64/S. 69.
- 186 «Siegt der Jude»: ebd., S. 69 f.
- 187 «In Ehrenangelegenheiten geht man zu keinem Juden»: zit. in McGuinness, *Wittgensteins frühe Jahre*, a.a.O., S. 17. «Besonders sympathisch, obwohl natürlich jüdisch»: HW an LW, 1939, GBW.
«Die arische und die jüdische Rasse»: HW, *Ludwig sagt*, a.a.O., S.97.
«Auf dem Grund jedes Juden»: PW, zit. in ebd.
«Wenn er je von Juden sprach»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 32. «Communistische Juden»: LW, zit. in HW, *Ludwig sagt*, a.a.O., S.113.
«Die Juden durch das Leben in fremden Staaten»: LW, zit. in ebd., S. 97.
«Muss denn hinter jeder Unanständigkeit»: LW, Kodierte Bemerkungen, 1.12.1929, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 300.

41 Sexuelle Erfahrungen

- 188 «Zwei oder drei Leben»: Mitteilung von JSt an Brian McGuinness, 19.8.1993, Privataarchiv.
«Was die Biographie meines Bruders betrifft»: PW an Friedrich Hayek, zit. in PW an Rudolf Koder, 7.10.1953, Privataarchiv.
- 189 «Man braucht nur einmal aufmerksam»: Lansdale, *Vienna*, a.a.O., S. 11. «unendlich viele Geliebte»: Mitteilung von JSt an Brian McGuinness, 19.8.1993, Privataarchiv.
- 190 «Ich mochte Paul überhaupt nicht»: Mitteilung von JSt an Brian McGuinness, 2.2.1989, Privataarchiv.
«Weibliche Ware offen ausgeboten»: Zweig, *Die Welt von gestern*, a.a.O., S. 105.
«Suche ich mich redlich zu erinnern»: ebd., S. 111.
- 191 «Sucht nicht Befriedigung»: Tolstoy, *The Gospel*, a.a.O., S. 55.

ANMERKUNGEN

- 191 «Wenn man mit einem Knopfdruck»: Elizabeth Anscombe,
zit. in *Wittgenstein – Engelmann*, a.a.O., S. 13.
- 191f. «Derbe junge Männer <: Bartley, *Wittgenstein, ein Leben*, a.a.O.,
S.40.
- 192 «Obszöne Verunglimpfung»: JSt, zit. in Rhees (Hg.), *Ludwig Wittgenstein* (englische Ausgabe), a.a.O., S. 80.
«Zwei- oder dreimal mit ihm gelegen»: LW, Kodierte Bemerkungen,
22.9.1937, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 400.

42 Ein bisschen Unterricht

- 193 «Unglücklich über Jeromes Zustand»: MSt an HW, 12.2.1920,
zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 128.
«Leicht geisteskranker Erpresser»: HW, «Familienerinnerungen»,
S. 126.
- 195 «Unglaubliche Bekanntheit unseres Namens»: PW an LW, 17.11.1920,
Privatarchiv.
- 196 «Das Bekanntwerden Deiner Abkunft»: PW an LW, 20.11.1920,
Privatarchiv.
«Warum um Kleidung sorgen»: Tolstoy, *The Gospel*, a.a.O., S. 57.
- 197 «Aber ich sage euch»: ebd., S. 51.
«Täglich denke ich»: LW an BR, 6.8.1920, GBW.
«Fortwährend daran gedacht, mir das Leben zu nehmen»: LW an Paul
Engelmann, 30.5.1920, in *Wittgenstein – Engelmann*, a.a.O., S.55.
«Ich bin nämlich in einem Zustand»: LW an Paul Engelmann,
21.6.1920, ebd., S. 57.
«Alle Teufel los»: LW an Paul Engelmann, 11.10.1920, ebd., S. 60.
«Moralisch vollkommen tot»: LW an Paul Engelmann, 2.1.1921, ebd.,
S. 61.
«Nichtsnützig und unverantwortlich»: LW an BR, 23.10.1921, GBW.
«Unmenschen», «ekelhafte Larven»: LW an Paul Engelmann,
14.9.1922, in *Wittgenstein – Engelmann*, a.a.O., S. 71.
- 198 «Das Philosophische selbst»: Paul Engelmann in ebd., S. 100.

ANMERKUNGEN

- 198 «Ich verfange mich»: Gottlob Frege an LW, 28.6.1919, GBW.
«Versteht kein Wort»: LW an BR, 19.8.1919, GBW.
«Oberflächlichkeit und Missverständnis»: LW an BR, 6.5.1919, GBW.
199 «Meine Sätze erläutern»: LW, *Tractatus*, a.a.O., § 6.54.
«Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben»: LW an Ludwig von Ficker, Oktober oder November 1919, GBW, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 196.
«Es ist schrecklich, wenn er sagt»: Frank Ramsey an Agnes Ramsey, 20.9.1923, abgedruckt in McGuinness, *Wittgenstein in Cambridge*, a.a.O., S. 139.
- 200 «Wir leben wirklich in einer grossen Zeit»: Frank Ramsey an Agnes Ramsey, 22.7.1924, Privataarchiv.
«Kopfschüttelnd amüsierten sie sich»: Thomas Bernhard, *Wittgensteins Nefte*, a.a.O., S. 104 (Hervorhebungen von T.B.).
- 201 «Freilich ist es bei aller Wahrheit»: HW an Ludwig Hänsel, 13.12.1920, in Somavilla, Unterkircher, Berger (Hg.), *Ludwig Hänsel – Ludwig Wittgenstein*, a.a.O., S. 40. Das von Hermine zitierte englische Sprichwort stammt aus der Bibel und lautet ursprünglich: «Ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe.» (Prediger Salomo 9.4) «Verehrter Herr Koder»: PW an Rudolf Koder, 13.11.1923, Privataarchiv.
- 202 «Dieser total verrückte Kerl»: zit. in Luise Hausmann und Eugene C. Hargrove, «Wittgenstein in Austria as an Elementary School Teacher», abgedruckt in Flowers, *Portraits*, Bd. 2, a.a.O., S. 102.
- 203 «Ich bin übrigens neugierig»: LW an Rudolf Koder, Herbst 1926, GBW.

43 Pauls Aufstieg

- 205 «Vielleicht nur einem Zufall zu verdanken»: HW, «Familienerinnerungen», S. 102.
- 207 «Subtilität»: «Ich glaube, das gute Österreichische (Grillparzer, Lenau, Bruckner, Lenau) ist besonders schwer zu verstehen. Es ist in gewis-

ANMERKUNGEN

- sem Sinne *subtiler* als alles andere, und seine Wahrheit ist nie auf Seiten der Wahrscheinlichkeit.» LW, *Vermischte Bemerkungen*, zit. in LW, *Über Gewissheit*, a.a.O., S. 454.
- 207 «Labor geht es wieder gut»: HW an LW, 15.5.1922, GBW.
«Das Wunder»: LpW an LW, 23.5.1922, GBW
«Hochverehrter, lieber Herr Labor»: PW an Josef Labor, 1.6.1922, Wiener Stadt- und Landesbibliothek.
- 209 «Alle Dirigenten in Deutschland»: Erich Korngold an PW, 19.6.1923, abgedruckt in Flindell, «Dokumente», in *Musikforschung*, a.a.O., S. 1971.
- 210 «Bis zum Ende der nächsten Woche alles fertig»: Paul Hindemith an PW, 4.5.1923, abgedruckt in ebd., S. 425.
«Nach Durchsicht der Partitur»: Paul Hindemith an PW, Juni 1923, abgedruckt in ebd., S. 426.
- 211 «Wie eine zirpende Grille»: PW an Leonard Kastle, 13.6.1960, Bibliothek der University of Albany.
«Lieber Herr Korngold»: PW an Erich Korngold, 18.5.1926, ÖNB.
- 212 «Spielarabesken eines hochmusikalischen Temperaments»: Artikel, gez. «e.d.», in *Neues Wiener Tagblatt*, 4.2.1924.
«Korngolds Gestaltungskraft»: Artikel, gez. «r.», in *Neue Freie Presse*, 27.9.1927.
«Idiotischer Schuss»: ungezeichneter Artikel in *Neues Wiener Tagblatt*, 30.9.1924.
- 213 «Strauss ist sehr habgierig»: PW an MD, 30.1.1928, BL.
- 214 «*De fond en comble* geändert werden»: PW an MD, 25.3.1927, BL.
«Mit einer einzigen armen Hand»: PW, zit. in MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 45.
«Dieser *Panathenäenzug* ist unerträglich»: Adolf Weissmann, zit. in «A Radio Opera Premiere», *New York Times*, 19.2.1928.
- 214f. «Uninteressante Meinungen uninteressanter Leute»: PW an MD, 21.3.1928, BL.
- 115 «Ich weiss, dass der Panathenäenzug nicht schlecht ist»: Richard Strauss, zit. in Flindell, «Dokumente in Musikforschung, a.a.O., S. 426.

ANMERKUNGEN

- 215 «Reiche und anstrengende Beschäftigung»: Julius Korngold,
Neue Freie Presse, 15.3.1928.
«Ein vielbegehrter Mann»: «One Armed Pianist to Play», in *New York Times*, 2.8.1928.
- 216 «Arbeiten zu müssen»: PW an MD, 21.9.1927, BL.

44 Leopoldines Tod

- 218 «Mit Freundlichkeit und Humor»: HW, «Familienerinnerungen»,
S. 104.
«Bat auf das Rührendste um Entschuldigung»: ebd., S. 94.
«Die nächsten Tage»: MSt an Thomas Stonborough, 8.6.1926,
zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 161.
- 219 «Heute früh»: LW an Rudolf Koder, 3.6.1926, GBW.
«Eine sehr schöne Nacht»: MSt an Thomas Stonborough,
zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 161.
«Etwas von einer Heiligen»: HW, «Familienerinnerungen», S. 94.

45 Finanzielle Turbulenzen

- 221 «Ein Tag bösester Streitereien»: Jacques Groag an Emo Groag, Spät-
herbst 1927, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*,
a.a.O., S. 167.
«Zwei grosse Menschen»: HW, «Familienerinnerungen», S. 114.
- 222 «Der Teufel los»: MSt an Thomas Stonborough, 29.12.1928,
zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 184.
«Er ist mein Mann»: MSt an Thomas Stonborough, 12.11.1929,
zit. in ebd., S. 195.
- 223 «*Gar nicht* unglücklich»: MSt an Thomas Stonborough, Dezember
1929, zit. in ebd., S. 196.

ANMERKUNGEN

46 Weiteres über Paul

- 225 «Spaziergänge geistig ermüdeten»: R.T. Grant, undatierter Brief an Georg von Wright, Privatarhiv.
«Regen machte ihm nichts aus»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 27.
- 226 «Anders als alle Leute»: Erna Otten-Attermann an Fred Flindell, 20.6.1967, Privatarhiv.
«Ein reizender Mensch»: Mitteilung Leonard Kastles an den Autor, 23.2.2007.
- 227 «Unsere Bekanntschaft vertiefte sich»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 29.
«Eines Abends bat ich Paul»: ebd., S. 37.
- 228 «Niemand kritisierte ihn»: Mitteilungen Steve Portmans an den Autor, Oktober 2006.
«Er sah mich zornig an»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 38.
- 229 «Beide Brüder sind grosse Männer»: Donald Francis Tovey an Stuart Deas, Januar 1930, Edinburgh University Library.
«Ich fahre immer noch zusammen»: Leonard Kastle, in Suchy, Janik, Predota, *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 68.
«Ich weinte ein bisschen»: Philippa Schuyler, «Scrapbook», 10.7.1941, zit. in Talalay, *Philippa Schuyler*, a.a.O., S. 91.
- 230 «Ein unvergesslicher Mensch»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 58.

47 Russland und Ravel

- 231 «Es ist gute Musik»: Leopold Godowsky an Frieda Godowsky, 6.5.1928, zit. in Nicholas, *Godowsky*, a.a.O., S. 135.
- 232 «Je me joue de difficultés»: Maurice Ravel, zit. in PW an Joachim Wechsberg, 5.2.1958, Privatarhiv.
«Als Gleichheit brüstet sich»: Franz Grillparzer, *Libussa*. Die Stelle lautet vollständig: «Und Freiheit wird sich nennen die Gemeinheit, / Als Gleichheit brüsten sich der dunkle Neid./Gilt jeder nur als Mensch, Mensch sind sie alle,/Krieg jedem Vorzug, heisst das Losungswort.» (V, 2386f.)
- 233 «Die ewige russische Warterei»: PW, «Russian Notes», ca. 1935, S. 7, Privatarhiv.

ANMERKUNGEN

- 233 «Café au lait»: PW, ebd.
«Wenn Ihr den Zaren»: PW, zit. nach einer Mitteilung von JSt an Brian McGuinness, 18.1.1996, Privatarshiv.
«Rote Fahnen im grossen Saal»: PW, «Russian Notes», ca. 1935, S. 11, Privatarshiv.
- 234 «Herr Wittgenstein ist im Augenblick»: Georg Kugel an Michel Astroff, 25.6.1930, PA.
- 234f. «Verehrter Meister»: PW an Sergej Prokofjew, 27.8.1930, PA.
- 235 «Wenn ich ohne Orchester spielen wollte»: PW, zit. in Prokofjew, *Aus meinem Leben*, a.a.O., S. 116.
«Ravel war enttäuscht»: PW, zit. in Joachim Wechsberg, «His Hand Touched our Hearts», *Coronet*, a.a.O.
«Ravels Konzert»: PW an Sergej Prokofjew, 29.9.1930, PA.
- 236 «Paul Wittgensteins virtuose Leistung»: Mit «r» unterzeichnete Kritik, *Neue Freie Presse*, 18.1.1932.
«Nach dem Ende des Konzerts»: Long, *At the Piano with Ravel*, a.a.O., S. 40
- 237f. «Konzert in Paris abgesagt»: PW an MD, 2.4.1932, BL.
- 238 «Was die schriftliche Erklärung betrifft»: PW an Maurice Ravel, 17.3.1932, zit. in Orenstein, *A Ravel Reader*, a.a.O., S. 594.
- 239 «Es ist erstaunlich»: PW an Donald Francis Tovey, 22.6.1932, Edinburgh University Library.
«Mein Streit mit Ravel»: PW in «One-Armed Pianist Undaunted by Lot», unsigned interview, *New York Times*, 4.11.934.

48 Prokofjew

- 240 «Ich kann Bolschewiken nicht ausstehen!» PW, zit. in Prokofjew, *Diaries*, 2.9.1930, a.a.O.
«Unattraktives Äusseres»: ebd.
«Was haben Sie erwartet?» ebd.
«Warum bei mir»: ebd.
«Noch zwei Monate weiterspielen»: PW, zit. in ebd.
- 241 «Mit soviel Liebe gespielt»: ebd.

ANMERKUNGEN

- 241 «Kein besonderes Talent»: ebd.
«Sie werden Ihr eigenes Zimmer bekommen»: PW an Sergej Prokofjew, 20.3.1931, PA.
- 242 «Klarer»: PW an Sergej Prokofjew, 22.10.1930, PA.
«Ich hoffe, das Konzert wird Sie zufriedenstellen»: Sergej Prokofjew an PW, 11.9.1931, PA.
«Ich danke Ihnen für das Konzert»: PW, zit. in Prokofjew, *Aus meinem Leben*, a.a.O., S. 116.
- 243 «Vertrauensvolles Verhältnis»: Sergej Prokofjew an PW, 8.10.1934, PA.
«Das ist ungerecht»: PW an Sergej Prokofjew, 11.10.1931, PA. «Sie schulden mir»: Sergej Prokofjew an PW, 16.9.1931, zit. in Flindell, in *Die Musikforschung*, a.a.O., S. 429.
«Keine bestimmte Meinung»: Prokofjew, *Aus meinem Leben*, a.a.O., S.116.

49 Liebe

- 244 Bassia Moscovici: Einzelheiten über ihr Leben sind schwer zu finden. Ihr «Verlassenschaftsakt» im Wiener Stadtarchiv nennt Namen und Beruf ihrer Eltern und ihren Besitz zum Todeszeitpunkt. Die Stelle im «Austrittsbuch Nr. 108/1931» der Israelitischen Kultusgemeinde lautet: «Bassia MOSCOVICI, geb. 23. [sic] XII. 1910 Bukarest, ledig, XIX., Vegagasse 14.» Im «Verzeichnis der Verstorbenen in Wien» (hg. vom Magistrat der Stadt Wien, 1936) findet sich der Eintrag: «MOSCOVICI, Bassia (Pauline), Juwelierstochter, 22 J. (geb. 22. XII. 1910), gest. Sa., 23. April 1932 in Wien, 3. Bezirk, Kundmangasse 19, Sarkom des Oberarms, röm.-kath; begr. Mo., 25. April 1910 Zentralfriedhof Wien, Gruppe 30b, Reihe 7, Grab Nr. 14.»
- 246 «Sie gab mir die Hand»: MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 55.
«Die Bassia in Agonie»: Marguerite Respinger an LW, 22.4.1932, GBW.
«Grossen Eindruck gemacht»: Marguerite Respinger an LW, 23.4.1932, GBW.

ANMERKUNGEN

- 246f. «[Paul] hat viel verloren»: HW an LW, 26.4.1932, GBW.
247 «Verlieren kann dabei natürlich nur der Paul»: HW an LW, 7.5.1932, GBW.

50 Amerikanisches Debüt

- «Trotz der Bewunderung»: Pawel Rytel in *Gazeta Warszawska*, 1932, Nr. 378.
«Die Darbietungen einarmiger Pianisten»: R. Szopski in *Kurier Warszawski*, 1932, Nr. 341.
248 «Man hätte erwarten können»: «H.D.» in *Robotnik*, 1932, Nr. 421.
«Nach den ersten Augenblicken»: *New York Herald Tribune*, 18.11.1934, S. 16.
249 «Ich hege grösstes Mitgefühl»: Ernest Newman, in *Sunday Times*, 21.8.1932.
«Ad infinitum so fortreden»: HW an LW, 7.2.1935, GBW.
250 «Der erste und der zweite Satz»: PW an Donald Francis Tovey, 14.1.1935, Edinburgh University Library.

51 Weitere Komplikationen

- «Strassenbahnkontrolleur»: JSt in einer Mitteilung an Brian McGuinness, 19.8.1993, Privatarchiv. Franz Schania selbst nennt sich in diversen Formularen «Strassenbahnbeamter» (Adressverzeichnis «Lehmann», 1935-37, Wiener Stadt- und Landesarchiv), «Strassenbahn-Vizeinspektor» (ebd., 1940), «Obersekretär der Städtischen Strassenbahn» (Wiener Stadt- und Landesarchiv: Politische Beurteilung, PB 265247,1942), «Beamter der Wiener Verkehrsbetriebe» und «Kanzleioberkommissär» (in seinem Testament).
252 «Im Kriege verlor ich»: PW, Bewerbung um «Zulassung als unbesoldeter Dozent für das Hauptfach Klavier», 11.10.1930, abgedruckt in Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 122.
«Hofrat Dr. Marx und Professor Mairecker»: Protokoll des Professorenkollegiums, abgedruckt in ebd., S. 121.

ANMERKUNGEN

- 253 «Ich liebe es zu unterrichten»: PW, zit. in einem Artikel von «G. N.», «Teaching Field in the United States Gains Adherent in Viennese Pianist», in *Musical Courier*, Januar 1939.
«Immer alle Türen aufgemacht»: Erna Otten-Attermann in Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 42.

52 Wachsende Spannungen

- 255 «Äusserst gutaussehend»: MD, «Memoirs», Bd.2, S. 66.
«Im Alter von 40 Jahren»: J.N. Findlay, «My Encounters with Wittgenstein», *Philosophical Forum*, Bd. 4, 1972-73, S. 171.
- 256 «Viele Grüsse von Dr. Ludwig Wittgenstein»: LW an Frau Oberleithner, in einem Brief an PW vor April 1932, Privataarchiv.
- 257 «Das neue Regime in Russland»: Rhees, «Nachwort», in: *Ludwig Wittgenstein: Porträts und Gespräche*, a.a.O., S. 269.
«Die russischen Arbeiter bevormundet»: ebd.
«Die Russen sagten ihm»: George Sacks, zit. in: Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 375.
«Man könne sehr wohl in Russland leben»: vgl. Fania Pascal, «Meine Erinnerungen an Wittgenstein», in: Rhees, *Ludwig Wittgenstein: Porträts und Gespräche*, a.a.O., S. 77f.
- 258 «Im Herzen bin ich Kommunist»: zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 366.
- 259 «Der neueste Witz»: MSt an Thomas Stonborough, ca. Herbst 1933, zit. in Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein*, a.a.O., S. 213.
- 260 «Mit Leib und Seele Österreicher»: HW, Familienerinnerungen», S.155.
- 261 «Der Faschismus in Österreich»: Ungezeichneter Artikel, «Heimwehr Leader in Offer to Hitler», in *New York Times*, 29.1.1934. «Wir haben viel gemeinsam mit den deutschen Nazis»: Ungezeichneter Artikel über Ernst Rüdiger Starhemberg: «New Chancellor Foe of Anschluss», in *New York Times*, 27.7.1934.
- 262 «Aber eigentlich weiss doch niemand»: HW an LW, Februar 1934, GBW.

ANMERKUNGEN

- 262 «Kaum die Freude aus dem Gesicht wischen»: Friedelind Wagner, zit. in PW, Anhang zum Testament vom 31.1.1945 (sic), S. 10, WMGA.
264 «Einmarsch deutscher Truppen»: *New York Times*, 18.3.1938.

53 Ein Patriot in Schwierigkeiten

- 269 «Als ich in den Saal kam»: Albert Sassman, Interview mit Erna Otten-Attermann, in: Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 43.
«Paul Wittgenstein wurde von mir eingeladen»: Joseph Reitler, Empfehlungsschreiben für PW, 11.3.1938, in englischer Sprache 19.3.1938, Privataarchiv.
273 «Der Jude muss aus Europa heraus»: H.R. Trevor-Roper (Hg.), *Hitler's Secret Conversations*, a.a.O., S. 193.
«Wir gelten als Juden»: vgl. HW1, S. 156.

54 Erste Pläne

- 275 «Frage: Was ist zu der Ehe eines Halbariers zu sagen»: zit. in Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, a.a.O., S. 175.
276 «Man hat entdeckt»: Unity Mitford an Diana Guinness, 23.12.1935, in Mosley, *The Mitfords*, a.a.O., S. 68.
«Natürlich war der arme Heinz»: ebd., S. 125.
«Unsere engste Familie»: HW, «Familienerinnerungen», S. 155.
277 «Pur sang»: zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 21.
278 «Abgesehen von all den üblen Konsequenzen»: LW an John Maynard Keynes, 8.3.1938, GBW.
«Was ich immer abgelehnt habe»: ebd.
«Durch die Annexion Österreichs»: ebd.
«Sie sind fast alle»: ebd.
279 «Der Sicherheit wegen»: LW an PW, 30.5.1938, Privataarchiv.
280 «Durch die beigefügten Daten»: zit. im Schreiben der «Schiedsinstanz für Naturalrestitution», Wien, 206/2006, 12.7.2006, Artikel 53.
«Obwohl das Familienvermögen»: ebd.

ANMERKUNGEN

- 281 «Schliesslich werden sie Philanthropen»: Adolf Hitler 25.1.1942, in: Jochmann (Hg.), *Adolf Hitler*, a.a.O., S. 229.
«Wiedemanns grossflächiges Gesicht»: Martha Dodd, zit. in Schad, *Hitlers Spionin*, a.a.O., S. 53.
- 282 «Ein hübsches Kocherl»: Adolf Hitler 2.9.1942, in: Jochmann (Hg.), *Adolf Hitler*, a.a.O., S. 384.
- 283 «Ein zweiter arischer Grosselternanteil sei nötig»: HW, «Familienerinnerungen», S. 157.

55 Gegenangriff

- 284 «Ich will in Erinnerung behalten werden»: Karl Menger, «Reminiscences of the Wittgenstein Family», in Flowers, *Portraits of Wittgenstein*, Bd. 1, S. 115.
- 287 «Trotz ihres sozialen Gewissens»: ebd.
«Ich bin schon überfordert»: JSt, Mitteilung an Joan Ripley, 2.1.2000, Privataarchiv.
- 289 «Wer hat das Vermögensverzeichnis einzureichen?»: PWs ausgefülltes «Verzeichnis über das Vermögen von Juden», Nr. 19710, unterschrieben am 15.7.1938, Privataarchiv.
- 290 «Diese Anmeldung wird mit dem Vorbehalte erstattet»: ebd.

56 Flucht

- 291 «Als Jude»: HW, «Familienerinnerungen», S. 156.
- 293 «Sie würde Dich gern treffen»: PW an MD, 13.6.1938, BL.
«Mein Schwager Stonborough»: PW an MD, 15.6.1938, BL. «Nachdem das Wichtigste besprochen war»: Die ganze Szene ist beschrieben in MD, «Memoirs», Bd. 2, S. 60.
- 294 «Ein netter, ehrlicher und ehrenhafter Mann»: JSt an Brian McGuinness, 22.1.1989, Privataarchiv.
«Ein offenerherziger Nazi»: Viktor Matejka, «Anregung ist alles», zit. von Herbert Exenberger in *Gefängnis statt Erziehung. Jugendgefängnis Kaiser-Ebersdorf 1940-1945*, auf der Website des Dokumentationsarchivs

ANMERKUNGEN

- des österreichischen Widerstands,
www.doew.at/thema/kaiserebersdorf/jugendgef.html.
- 296 «Eines kann ich sagen»: PW an MD, 15.10.1938, BL.
«Was die Möglichkeit eines Krieges betrifft»: Piero Sraffa an LW,
14.3.1938, GBW.
- 297 «Herrn Paul Wittgenstein»: Franz Roitner an PW, 5.8.1938, Kopie,
Privatarchiv.
- 298 Franz Schania: Einzelheiten seiner Beziehungen zur NSDAP stehen in seinem «Gauakt» im Wiener Stadt- und Landesarchiv («Politische Beurteilung», Akte Nr. PB 265247), der auf Anfrage der Wiener Städtischen Strassenbahnen Ende 1942 von der Gauleitung der NSDAP erstellt wurde. Nach den Angaben im Meldeamtsarchiv zog Schania nach den Novemberpogromen 1938 in die Kandlgasse 32, Wohnung Nr. 19, die zuvor an die jüdische Familie Wulwek vermietet worden war. Der Sohn der Wulweks, der Musiker Leo Wulwek, flüchtete über die Tschechoslowakei nach Palästina. Seine Eltern, Benjamin und Scheindel Wulwek, zogen zunächst in eine schlechtere Wohnung, am 28. Oktober 1941 dann in das sogenannte Sammelhaus in der Schottenfeldgasse 53, von wo man sie deportierte. Auf der Seite www.avotaynu.com/holocaust-list/w.mt.htm erscheinen ihre Namen als Ermordete des Holocaust. Die Namen weiterer Juden, die aus der Kandlgasse 32 deportiert wurden, werden auf der Seite www.lettertothestars.at aufgelistet. Laut seines Verlassenschaftsakts (Innere Stadt I, Franz Schania, A4/9A23870) hinterliess er seinen Töchtern aus erster Ehe Hilde und Käthe nichts, da sie sich «ja nur am allerwenigsten um mich kümmerten». Auf behördlichen Formularen, die er während des Krieges ausfüllte, leugnete er die Existenz Hildes. Die Villa in der Gersthofer Strasse 30, wo Hilde und ihre Kinder zwischen 1934 und 1938 versteckt wohnten, gehörte einer Freundin PWs, der bekannten Sängerin Ruzena Herlinger. Hildes Wohnung dort war auf den Namen Franz Schania angemietet worden, um die Anonymität PWs, Hildes und der beiden unehelichen Töchter zu wahren. Ruzena Herlinger war Jüdin und floh 1938 nach England. Franz Schania versuchte, mit PWs Hilfe die Villa zu kaufen, aber er stiess auf taube

ANMERKUNGEN

aber er stieß auf taube Ohren. Stattdessen wurde sie von einem arischen Zahnarzt namens Anton Haller erworben. 2005 wurde das Haus abgerissen.

- 299 »Denn ich wünsche nicht«: PW an Ernst Schlesinger (Henry Selbing), 16.8.1938, zit. in Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 22.

57 Verhaftung

- 301 »An diesem Taufschein«: Brigitte Zwiauer an die Reichsstelle für Sippenforschung, Wien, 29.9.1938. Wittgenstein Archive, Cambridge.
- 306 »Sehr geehrter Herr«: JSt an den Herausgeber der *Washington Post*, 6.9.1938, abgedruckt am 8.9.1938.
- 307 »Jetzt sind ernste Zeiten«: HW an LW, 15.10.1938, GBW.
- 308 »Unsere Art des Sprechens«: HW, »Familienerinnerungen«, S. 173.
»Aufgrund dieser Anschauung«: ebd., S. 174.
»Böser Schlag«: ebd., S. 174 f.

58 Zweite Emigration

- 309 Kühe, die sich weigerten, ihren Stall zu verlassen: vgl. PW, Anhang zum Testament, 31.1.1945, S. 12, WMGA.
- 311 »Ich habe jetzt mein Ticket«: PW an MD, 11.11.1938, BL.
- 312 »Ich werde ganz bestimmt zurückkommen«: ebd.
- 313 »Ich machte einen langen Spaziergang mit ihm«: MD, »Memoirs«, Bd. 2, S. 64.

59 Seitenwechsel

- 314 »Es fehlt in unserer Familie«: HW an LW, 15.10.1938, GBW.
»Man stößt überall auf Schwierigkeiten«: PW an Ludwig Hänsel, 9.1.1939, in Somavilla, Unterkircher, Berger (Hg.), *Ludwig Hänsel – Ludwig Wittgenstein*, a.a.O., S. 154.

ANMERKUNGEN

- 315 »Wie soll ich ohne sie zurechtkommen?«: Die ganze Anekdote stammt von Leonard Kastle, der sie im Mai 2007 dem Autor mitteilte.
- 316 »Dieses Memorandum«: Harold Manheim, »Memorandum über Paul Wittgensteins Beziehungen zu seiner Schwester in Wien«, 17.2.1944, S. 2., WMGA.
»In den Jahren 1938 und 1939«: ebd., S. 6.
- 317 »Gretl und gute Freunde«: HW, »Familienerinnerungen«, S. 175.
»Gentleman«: JSt an Brian McGuinness, 13.1.1989, Privatarshiv.
- 318 »Erklärung«: vgl. »A Sale in Vienna«, in *Journal de l'Association Internationale d'Histoire de la Psychanalyse*, Bd. 8, 1989.
»Indra war ein sehr gutaussehender Mann«: JSt in einer Mitteilung an Brian McGuinness, 8.2.1989, Privatarshiv.
- 320 »Sehr freundlich geführt«: HW, »Familienerinnerungen«, S. 177.
»Und die laufen noch alle frei herum«: ebd., S. 176.
- 321 »Ich nehme an, Sie werden das erstere wählen«: ebd., S. 179.
»Er und Dr. Schoene wären geneigt«: ebd., S. 178.
»Freundschaft mit der Reichsbank«: ebd. In einem Brief an Brian McGuinness (13.1.1989) schreibt JSt: »Die Reichsbank in Berlin war ehrlich und ehrenhaft«, und über Johannes Schoene äußert er, er sei »jung und nett« gewesen.

60 Die Nazis in Amerika

- 322 Zu den Äußerungen Grollers vgl. PW, Zusatz zum Testament, a.a.O., S. 7.
- 323 »Eine Kämpferin«: JSt an Brian McGuinness, 22.1.1989, Privatarshiv.
»In meiner Gegenwart«: PW, Zusatz zum Testament, a.a.O., S. 2.
- 324 »Da ich viel zu spät nach Amerika kam«: ebd., S. 7.
»Die Sache ist doch ganz klar«: ebd., S. 6.
- 325 »Wo sind die Deutschen?« ebd., S. 5.
»Mit beträchtlichem Interesse«: ebd.
- 326 »Es wäre besser gewesen«: ebd., S. 8.
»Werde persönlich nicht mehr«: PW an JSt, zit. in ebd., S. 14.
»Damals hat Wachtell«: ebd., S. 8.

ANMERKUNGEN

61 Motive der Stonboroughs

- 326 «Das ist nur eine Vermutung»: PW, Zusatz zum Testament, a.a.O., S. 15.
- 327 «Heute weiss ich»: JSt an Brian McGuinness, 17.1.1989, Privataarchiv.
«Eine mir ziemlich hoch scheinende Devisensumme»: HW, «Familien-
erinnerungen», S. 178.
- 328 «Äusserst gefährlich»: Konrad Bloch an Samuel Wachteil, 20.6.1939,
WMGA.
«Es ist schäbig und unerklärlich»: MSt, zit. in PW, Zusatz zum Testa-
ment, a.a.O., S. 15.
«Ein richtiger Kotzbrocken»: JSt an Brian McGuinness, 2.2.1989,
Privataarchiv.
«Die jüdischen Anwälte Wachteil und Bloch»: Hans Schoene an die
Reichsbank, zit. in PW, Zusatz zum Testament, a.a.O., S. 17.
«Alfred Indra diktierte mir»: JSt an Brian McGuinness, 13.1.1989,
Privataarchiv.
- 329 «Bestehe nicht weiter auf Mischlingsstatus»: zit. in PW, Zusatz zum Tes-
tament, a.a.O., S. 11.
«Nicht nachgeben oder Tante eingesperrt»: JSt. zit. in LW, Tagebuch,
24.7.1939, Trinity College Library, Cambridge. «Tante» bezieht sich auf
Hermine.
«Lieber Herr Professor Wittgenstein»: Samuel Wachteil an LW, 14.7.
1939, WMGA.
- 330 «Das Verhalten der Stonboroughs»: LW, zit. in PW, Zusatz zum Testa-
ment, a.a.O., S. 10.
«Hätte ich damals bemerkt»: LW, zit. von JSt an Brian McGuinness,
19.8.1993, Privataarchiv.

62 Der drohende Krieg

- 332 «Ich gestatte Ihnen ohne Vorbehalt»: PW an Samuel Wachteil,
24.7.1939, WMGA.
- 333 «Herr Dr. Indra sagte»: Samuel Wachteil, Internationales Memorandum,
17.8.1939, WMGA.

ANMERKUNGEN

- 334 «Die Abstammungssache Wittgenstein»: Kurt Mayer an das Gauamt für Sippenforschung der NSDAP, Wien, 10.2.1940, Kopie, Privatarchiv.
- 336 «Es entzieht sich meiner Kenntnis»: PW in *Aliens» Questionnaire*, S. 3, zum Stand seines Vermögens am 31.12.1944, unterschrieben am 19.8.1993, Privatarchiv.

63 Wertvolle Handschriften

- «Achtung! – Panzer marsch!»: Meyer («Panzermeyer»), *Grenadiere*, a.a.O., S. 7.
- 338 «Ich war klug genug»: JSt an Brian McGuinness, John und Jerome Stonborough 12.3.1999, Privatarchiv.
- 339 «Die *Manhattan*, bis zum letzten Platz besetzt»: Dudley Harmon, «About the Town», in *Washington Post*, 3.10.1939.
- 340 «Um dem Angebot Nachdruck zu verleihen»: Friedrich Plattner, «Schnellbrief» an Hans Heinrich Lammers, 9.1.1940, Kopie, Privatarchiv.

64 Kalter Krieg

- 341 «Es gibt auch hier keine Oase»: MSt an LW, 1940, GBW.
- 343 «2 und ein halbes Vermögen»: JSt an LW, 2.12.1944, GBW.

65 Hilde

- 344 «Ich würde ihn mit Freude besuchen»: MSt an LW, September 1940, GBW.

66 Benjamin Britten

- 345 «Nachmittags hingelegt»: Benjamin Britten, Tagebuch, 14.2.1929, zit. in Mitchell, Reed, *Letters from a life*, Bd. 2, a.a.O., S. 828.
- 345f «Wir haben uns lange mit ihm unterhalten»: Peter Pears an Elizabeth Mayer, 4.7.1940, zit. in ebd., S. 826.

ANMERKUNGEN

- 346 «Ich rief Mr Wittgenstein noch einmal an»: Hans Heinsheimer an Benjamin Britten, 2.7.1940, zit. in ebd., S. 826.
«Ich habe mich mit Wittgenstein geeeinigt»: Benjamin Britten an Elizabeth Mayer, 29.7.1940, zit. in ebd., S. 834.
«Ein Herr namens Wittgenstein»: Benjamin Britten an Beth Welford, 26.6.1940, zit. in ebd., S. 831.
- 347 «Ein wirklich erstaunliches Werk»: Eugene Goossens an Hans Heinsheimer, 27.9.1940, zit. in ebd., S. 874.
«Das Haus ist schön gelegen»: PW an Rudolf Koder, 31.7.1941, Privatarchiv.
- 348 «Lärm Ihres Orchesters»: PW an Benjamin Britten, 31.7.1941, Britten-Pears-Archiv.
«Eine kleine Auseinandersetzung»: Benjamin Britten an Ralph Hawkes, 23.7.1941, zit. in Mitchell, Reed, *Letters from a life*, Bd. 2, a.a.O., S. 956.
«Wittgenstein verhält sich starrköpfig»: Peter Pears an Elizabeth Mayer, 23.8.1940, zit. in ebd., S. 957.
«Im Museum in Wien»: PW an Benjamin Britten, 31.7.1941, Britten-Pears-Archiv.
- 349 «Wittgenstein ruiniert meine *Diversions*»: Benjamin Britten an Albert Goldberg, 20.1.1942, zit. in Mitchell, Reed, *Letters from a life*, Bd. 2, a.a.O., S. 1014.
«Beim gestrigen Konzert»: Linton Martin in *Philadelphia Inquirer*, 17.1.1942.
«Wittgenstein spielt das Stück»: Peter Pears und Benjamin Britten an Antonio und Peggy Brosa, 10.3.1942, zit. in Mitchell, Reed, *Letters from a life*, Bd. 2, a.a.O., S. 1024.
«Ich wollte ihn sehen»: MSt an LW, März/April 1942, GBW.

67 Der Krieg der Wittgensteins

- 350 «Dachte, es wäre gerecht»: LW, «Kodierte Bemerkungen», 1.4.1938, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 410.
«Kreidebleich»: Dr. R. Grant an Georg von Wright, undatiert, Privatarchiv, zit. in ebd., S. 458.

ANMERKUNGEN

- 350 «Müde Seele»: LW an Rowland Hutt, 27.11.1941, GBW, zit. in ebd., S. 459.
- 351 «Ein erstklassiger Kopf»: Dr. E.G. Bywaters an Ray Monk, 9.11.1985, zit. in Monk, *Wittgenstein*, S. 483.
- 352 «Es geht mir sehr nah»: MSt an LW, Ende September 1944, GBW.
- 353 «Ich mag Veronica»: MSt an LW, 14.3.1944, GBW.
«Ein Haufen ineffizienter Idioten»: JSt an Joan Ripley, 13.9.1999, Privataarchiv.
«Ein niederträchtiger kanadischer General»: Brian McGuinness, Nachruf auf John Stonborough, *Independent*, 4.6.2000.
- 355 «Zehn Jahre lang hat er Heil Hitler gerufen»: PW an Rudolf Koder, 6.1.1957, Privataarchiv.
«Wir in Österreich nehmen Herrn W. nicht ernst»: Friedrich Wührer an Siegfried Rapp, 26.12.1949, zit. in Suchy, Janik, Predota (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 119.

68 Das Ende der Reisen

- 358 «Eine falsche Nachricht»: LW an Rudolf Koder, 2.3.1949, GBW.
- 359 «Seit Anfang März»: LW an Norman Malcolm, 17.5.1949, GBW.
- 360 «Ich will nicht in Amerika sterben»: Malcolm, *Erinnerungen an Wittgenstein*, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 591.
«Sobald wie möglich einige Zeit in Wien»: LW an Jean Rhees, 28.11.1949, GBW.
- 360f. «Meine älteste Schwester starb»: LW an Georg Henrik von Wright, 12.2.1950, GBW (zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 595).
- 361 «Grosser Verlust für mich»: LW, Tagebucheintrag vom 10.2.1949, zit. in HW, *Ludwig sagt*, a.a.O., S. 38.
«Jetzt werde ich arbeiten wie noch nie»: Aus den Bemerkungen Mrs. Bevans im Gespräch mit Ray Monk, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 610.
- 362 «Es gibt nichts mehr zu gratulieren»: ebd., S. 612.
«Wer träumend sagt ‚Ich träume‘»: LW, *Über Gewissheit*, a.a.O., S.257.

ANMERKUNGEN

- 362 «Sagen Sie Ihnen»: Bemerkungen Mrs. Bevans im Gespräch mit Ray Monk, zit. in Monk, *Wittgenstein*, a.a.O., S. 612.
- 363 «Eine Zeit lang»: MSt an LW, Mai 1942, GBW.

69 Das Ende vom Lied

- 365 «Ich werde nicht viel für ihn tun können»: Trevor Harvey an MD, 19.8.1959, BL.
- 366 «Die Vertrautheit mit diesen Werken»: Kritik in der *Times*, 31.10.1950.
«Man baut ja schliesslich ein Haus»: PW an Siegfried Rapp, 5.6.1950, zit. in Suchy, Janik, Predote (Hg.), *Empty Sleeve*, a.a.O., S. 172.
«Ich hatte mir schon nichts Besonderes vorgestellt»: Siegfried Rapp an Otakar Hollmann, 1.12.1959, zit. in ebd., S. 118.
- 367 «Sie überschätzen mich»: PW an Leonard Kastle, 13.6.1960, University at Albany, Special Collections.
«Sicher, dass [Paul] mich nicht sehen wollte»: MSt an LW, Juni 1942, GBW.
«Sie will gleichsam von ihrer Seite Frieden machen»: LW an Rudolf Koder, 23.8.1949, GBW.
- 368 «Das Folgende ist nicht einfach nur ein Zusatz»: PW, Zusatz zum Testament, 31.1.1945, S. 1, WMGA.
«Paul mit den Denekes in Oxford»: LW an Rudolf Koder, 22.2.1949, GBW.
- 369 «Er sass im Morgenrock am Feuer»: MD, «Erinnerungen», Bd. 2, S.80.
«Ich will übrigens noch feststellen»: PW an Rudolf Koder, 7.10.1953, Privatarchiv.
- 370 «Unser Haus in der Alleegasse»: PW an Rudolf Koder, 21.5.1955, Privatarchiv.
«Als Freund»: Trevor Harvey, «Paul Wittgenstein: A Personal Reminiscence», in *The Gramophone*, Juni 1961, S. 2.
- 371 «Seine starke Persönlichkeit»: MD, «Mr. Paul Wittgenstein. Devotion to Music», *The Times*, 14. 3.1961.

ANMERKUNGEN

Postskriptum

373 f. «Ein strenger, oft unverständlicher Mensch»: Joan Ripley,
«A Memory of my Father», Typoskript, 3 Seiten, Privatarchiv.

A.d.Ü.: Die Orthographie und Zeichensetzung der zitierten Texte und Briefe wurden weitgehend den heutigen Gepflogenheiten angeglichen.

Bibliographie

1. Bücher

- Abrahamsen, David, *Otto Weininger: The Mind of a Genius*, New York 1946.
- Alber, Martin, *Wittgenstein und die Musik*, Innsbruck 2000.
- Barchilon, John, *The Crown Prince*, New York 1984.
- Barta, Erwin, *Die grossen Konzertdirektionen im Wiener Konzerthaus 1913-1945*, Frankfurt am Main 2001.
- Bartley, William Warren, *Wittgenstein, ein Leben*, München 1983³.
- Beller, Steven, *A Concise History of Austria*, Cambridge 2006.
- Beller, Steven, *Vienna and the Jews 1867-1938*, Cambridge 1989.
- Bernhard, Thomas, *Wittgensteins Neffe*, Frankfurt am Main 1982.
- Black, Max, *A Companion to Wittgenstein's Tractatus*, Cambridge 1964.
- Botstein, Leon, und Werner Hanak (Hg.), *Vienna, Jews and the City of Music*, Annandale 2004.
- Brändström, Elsa, *Unter Kriegsgefangenen in Russland und Sibirien 1914-1920*, ü. v. Margarete Klaute, Leipzig 1927.
- Bree, Malwine, *The Leschetizky Method*, New York 1913.
- Brook, Donald, *Masters of the Keyboard*, London 1946.
- Brook-Shepherd, Gordon, *Anschluss: The Rape of Austria*, London 1963.
- Burghard, Frederic E, *Amputations*, Oxford 1920.
- Carroll, Brendan G., *The Last Prodigy: A Biography of E.W. Korngold*, Portland 1997.
- Clare, George, *Last Waltz in Vienna*, London 1981.

BIBLIOGRAPHIE

- Cornish, Kimberley, *The Jew of Linz*, London 1998.
- Corti, Egon Caesar Conte, und Hans Sokol, *Kaiser Franz Joseph*, Graz/Wien/Köln 1960.
- Crankshaw, Edward, *The Fall of the House of Habsburg*, London 1963.
- Davis, John H., *The Guggenheims: An American Epic*, New York 1978.
- Del Mar, Norman, *Richard Strauss: A Critical Commentary on his Life and Works*, London 1978.
- Deneke, Margaret, *Ernest Walker*, Oxford 1951.
- Duchen, Jessica, *Erich Wolfgang Korngold*, London 1996.
- Edel, Theodore, *Piano Music for the Left Hand*, Bloomington 1994.
- Edmonds, David, und John Eidinow, *Wittgenstein's Poker*, London 2001.
- Eschbach, A., H. Walter Schmitz (Hg.), *Viennese Heritage/Wiener Erbe. Karl Wittgensteins Politico-economic Writings*, Amsterdam/Philadelphia 1984.
- Flowers, E A. III (Hg.), *Portraits of Wittgenstein* (4 Bände), Bristol 1999.
- Fox, Winifred, *Douglas Fox: A Chronicle*, Bristol 1976.
- Friedländer, Saul, *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*, ü. v. Martin Pfeiffer, München 2006.
- Haider, Edgar, *Adelspaläste vergangener Tage*, Wien 1984.
- Häseler, Adolf (Hg.), *Lieder zur Gitarre oder Laute. Wandervogel-Album III*, Hamburg 1912.
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, München 1932.
- Janik, Allan, *Wittgenstein's Vienna Revisited*, London 2001.
- Janik, Allan, und Hans Veigl, *Wittgenstein in Wien*, Wien 1998.
- Janik, Allan, und Stephen Toulmin, *Wittgensteins Wien*, ü. v. Reinhard Merkel, München 1984.
- Jochmann, Werner (Hg.), *Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944*, Hamburg 1980.
- Kaldori, Julia, *Jüdisches Wien*, Wien 2004.

BIBLIOGRAPHIE

- Kinflberg, U., *Einarmfibel*, Karlsruhe 1917.
- Klagge, James, *Wittgenstein: Biography and Philosophy*, Cambridge 2001.
- Knight, W, und Stanley Macbean, *History of the Great European War*, London 1924.
- Koppensteiner, Susanne (Hg.), *Secession. Die Architektur*, Wien 2003.
- Koppensteiner, Susanne (Hg.), *Secession. Gustav Klimt. Beethovenfries*, Wien 2002.
- Paul Kupelwieser, *Aus den Erinnerungen eines alten Österreichers*, Wien 1918.
- Lansdale, Maria Hornor, *Vienna and the Viennese*, Philadelphia 1902.
- Levetus, A. S., *Imperial Vienna*, New York 1905.
- Liess, Andreas, *Franz Schmidt. Leben und Schaffen*, Graz 1951.
- Lillie, Sophie, *Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens*, Wien 2003.
- Long, Marguerite, *At the Piano with Ravel*, London 1973.
- MacCartney, C.A., *The Social Revolution in Austria*, Cambridge 1926.
- MacDonald, Mary, *The Republic of Austria 1918-1934*, London 1946.
- Mahler-Werfel, Alma, *Tagebuch-Suiten 1898-1902*, hg. von Antony Beaumont und Susanne Rode-Breymann, Frankfurt am Main 1997.
- McGuinness, Brian, *Wittgensteins frühe Jahre*, ü. v. Joachim Schulte, Frankfurt am Main 1988.
- McGuinness, Brian, *Approaches to Wittgenstein*, Oxford 2002.
- McGuinness, Brian (Hg.), *Wittgenstein and his Times*, Bristol 1982.
- Malcolm, Norman, *Erinnerungen an Ludwig Wittgenstein*, ü. v. Claudia Frank und Joachim Schulte, Frankfurt am Main 1987.
- Mann, Thomas, *Essays*, Bd. 1, hg. von Hermann Kurze und Stephan Stachorski, Frankfurt am Main 1993.
- Mayer, Arno J., *Why Did the Heavens Not Darken? The Final Solution in History*, New York 1988.
- Meier-Graefe, Julius, *Der Tscheinik*, Berlin 1918.
- Meyer, Kurt («Panzermeier»), *Grenadiere*, München 1957.

BIBLIOGRAPHIE

- Monk, Ray, *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*, ü. v. Hans Gün-
ter Holl und Eberhard Rathgeb, Stuttgart 1992.
- Natter, Tobias G., und Gerbert Frodl, *Klimt und die Frauen*, Ostfildern
2003.
- Nedo, Michael, und Michele Ranchetti, *Ludwig Wittgenstein.
Sein Leben in Texten und Bildern*, Frankfurt am Main 1983.
- Nemeth, Carl, *Franz Schmidt. Ein Meister nach Brahms und
Bruckner*, Wien 1957.
- Neumann, H. J., *Arthur Seyss-Inquart*, Wien 1970.
- Nice, David, *Prokofiev: A Biography 1891-1935*, New Haven und
London 2003.
- Nicholas, Jeremy, *Godowsky, the Pianist's Pianist*, Hexham 1989.
- Nietzsche, Friedrich, *Also sprach Zarathustra*, Leipzig 1886.
- Picker, Henry, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier
1941-1942*, hg. von Andreas Hillgruber, München 1968.
- Prater, Donald, *Stefan Zweig: European of Yesterday*, Oxford 1975.
- Prokofiev, Sergei, *Diaries (1907-1933)*, Paris 2002.
- Prokofjew, Sergej, *Aus meinem Leben*, ü. v. Willi Reich, Zürich/
St. Gallen 1993.
- Prokop, Ursula, *Margaret Stonborough-Wittgenstein. Bauherrin, Intel-
lektuelle, Mäzenin*, Wien/Köln/Weimar 2003.
- Rachaminov, Alon, *PO Ws and the Great War: Captivity on the East-
ern Front*, Oxford 2002.
- Redpath, Theodore, *Ludwig Wittgenstein: A Student's Memoir*,
London 1990.
- Rhees, Rush (Hg.): *Ludwig Wittgenstein: Porträts und Gespräche*,
Frankfurt am Main 1992.
- Rhees, Rush (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Personal Recollections*,
Oxford 1981.
- Robinson, Harlow, *Sergei Prokofiev: A Biography*, New York 2002.
- Russell, Bertrand, *Autobiographie I*, ü. v. Harry Kahn, 1827-1914,
Frankfurt am Main 1972.
- Russell, Bertrand, *Autobiographie II*, ü. v. Julia Kirchner, 1914-1944,
Frankfurt am Main 1973.

BIBLIOGRAPHIE

- Ryding, Erik, und Rebeca Pachefsky, *Bruno Walter: A World Elsewhere*, New Haven und London 2001.
- Schad, Martha, *Hitlers Spionin. Das Leben der Stephanie von Hohenlohe*, München 2002.
- Schonberg, Harold C., *The Great Pianists*, New York 1964.
- Schorske, Carl E., *Fin-de-Siècle Vienna*, New York 1980.
- Schreiner, George Abel, *The Iron Ration: Three Years in Warring Central Europe*, London 1918.
- Schuschnigg, Kurt von, *Ein Requiem in rot-weiss-rot*, Zürich 1946.
- Seroff, Victor, *Maurice Ravel*, New York 1953.
- Shirer, William, *Aufstieg und Fall des Dritten Reichs*, Herrsching 1983.
- Smith, Nigel J., *Lemberg: The Great Battle for Galicia*, London 2002.
- Spitzzy, Hans, *Unsere Kriegsinvaliden*, Wien 1917.
- Sterrett, Susan, *Wittgenstein Flies a Kite*, London 2005.
- Stone, Norman, *The Eastern Front 1914-1917*, London 1975.
- Suchy, Irene, Allan Janik und Georg A. Predota (Hg.), *Empty Sleeve. Der Musiker und Mäzen Paul Wittgenstein*, Innsbruck 2006.
- Talalay, Kathryn, *Philippa Schuyler: Composition in Black and White*, Oxford 1995.
- Tolstoy, Count Leo, *The Gospel in Brief*, London 1896.
- Tovey, Donald Francis, *Essays in Musical Analysis*, Bd. 3, *Concertos*, Oxford 1936.
- Trevor-Roper, H. R. (Hg.), *Hitler's Secret Conversations*, New York 1953.
- Unger, Irwin und Debi, *The Guggenheims: A Family History*, New York 2005.
- Walter, Bruno, *Theme and Variations*, London 1947.
- Weiland, Hans, Leopold Kern (Hg.), *In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkrieg in Einzeldarstellungen*, Bd. 1, Wien 1931.
- Weininger, Otto, *Taschenbuch und Briefe an einen Freund*, Leipzig/Wien 1919.
- Weissweiler, Eva, *Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen*, Köln 1999.

BIBLIOGRAPHIE

- Williams, Gatenby [Guggenheim, William], *William Guggenheim*, New York 2006.
- Witt-Döring, Christian, *Josef Hoffmann: Interiors 1902-1913*, New York 2006.
- Wittgenstein, Hermine, «*Ludwigsagt...*», hg. von Mathias Iven, Berlin 2006.
- Wittgenstein, Ludwig, *Über Gewissheit (Werkausgabe Band 8)*, Frankfurt am Main 1984.
- Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus. Logischphilosophische Abhandlung*, Frankfurt am Main 1960.
- Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1977.
- Wittgenstein, Ludwig, *Denkbewegungen. Tagebücher 1930-1932, 1936-1937*, hg. von Ilse Soma villa, Innsbruck 1997.
- Zichy, Géza Graf, *Das Buch des Einarmigen. Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden*, Stuttgart/Berlin 1914.
- Zweig, Stefan, *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Stockholm 1942.

1. Aufsätze, Artikel, unveröffentlichte Manuskripte (ausgenommen die unten aufgeführten Briefe)

- Abell, Arthur M., «Count Géza Zichy», in *Musical Courier*, 17.7.1915.
- Albrecht, Otto E., «The Adventures and Discoveries of a Manuscript Hunter», in *Musical Quarterly*, Bd. 31, Nr. 4, Oktober 1945.
- Anonym, «Freiherr Prof. von Eiselsberg's Clinic at Vienna», in *British Journal of Surgery*, Ausg. 6, 1914.
- Anonym, «L'Opera del S.P. Benedetto XV in favore dei prigionieri di Guerra», in *La Civiltà Cattolica*, Bd. 2, März 1918.
- Anonym, «One-Armed Pianist Undaunted by Lot», in *New York Times*, 4.11.1934.

BIBLIOGRAPHIE

- Attinello, Paul, «Single-Handed Success: Leon Fleisher's Keyboard Comeback», in *Piano & Keyboard*, N. 163, Juli/Aug. 1993.
- Bauman, Richard, «Paul Wittgenstein: His Music Touched our Hearts», in *Abilities Magazine*, Nr. 50, Frühjahr 2002.
- Bonham's Sale Catalogue: *European Paintings from the Estate of Hilde Wittgenstein*, 6.6.2006, New York.
- Bramann, Jorn K. und John Moran, «Karl Wittgenstein: Business Tycoon and Art Patron», in *Austrian History Yearbook*, Bd. 1-16, 1979/80.
- Bellamy, Olivier, «Concerto pour la main gauche: La Force du destin», in *Le Monde de la Musique*, Dez. 2004.
- Chinkevich, E.G., «Rapport sur la visite des camps des prisonniers Austro-Hongrois dans l'arrondissement militaire d'Omsk (Sibérie)», Petrograd 1915.
- Czernin, Hubertus, «Der wundersame Weg der Eugenie Graff», in *Der Standard*, 27.2.1998.
- Davis, Gerald H., «National Red Cross Societies and Prisoners of War in Russia, 1914-1918», in *Journal of Contemporary History*, Bd. 28, Nr. 1. Jan. 1993.
- De Cola, Felix, «The Elegant Art: Playing the Piano with the Left Hand Alone», in *Clavier*, Bd. 6, Nr. 3, März 1967.
- Deneke, Margaret, «Memoirs» (unveröffentlichtes Typoskript 1962-1964, 2 Bände), Lady Margaret Hall, Oxford.
- Deneke, Margaret, «Mr. Paul Wittgenstein. Devotion to Music», in *The Times*, 14.3.1961.
- Fitzmaurice-Kelly, Capt. M., «The Flapless Amputation», in *British Journal of Surgery*, Bd. 3/12, 1915.
- Flindell, Fred E., «Ursprung und Geschichte der Sammlung Wittgenstein im 19. Jahrhundert», in *Die Musikforschung*, Bd. 22, 1969.
- Flindell, Fred E., «Dokumente aus der Sammlung Paul Wittgenstein», in *Die Musikforschung*, Bd. 24, 1971.
- Flindell, Fred E., «Paul Wittgenstein (1887-1961): Patron and Pianist», in *Music Review*, Bd. 32, 1971.

, BIBLIOGRAPHIE

- Gaugusch, Georg, «Die Familien Wittgenstein und Salzer und ihr genealogisches Umfeld», in *Adler*, 21,2001.
- Godowsky, Leopold, «Piano Music for the Left Hand», in *Musical Quarterly*, Bd. XXI, Juli 1935.
- Harvey, Trevor, «Paul Wittgenstein: A Personal Reminiscence», in *Gramophone*, Juni 1961.
- Kennard, Daphne, «Music for One-handed Pianists», in *Fontes Artis Musicae*, B. 30, Nr. 3, Juli/Sept. 1983.
- Kim-Park, So Young, «Paul Wittgenstein und die für ihn komponierten Klavierkonzerte für die linke Hand», Diss., Denton, Texas 1999.
- Kross, Matthias, «Paul und Ludwig Wittgenstein», in: *Deutsche Brüder. Zwölf Doppelporträts*, Berlin 1994.
- Kundi, L. P., «Josef Labor. Sein Leben und Wirken, sein Klavier- und Orgelwerk nebst thematischem Katalog sämtlicher Kompositionen», Diss., Wien 1963.
- Kupelwieser, Paul, «Karl Wittgenstein als Kunstfreund», in *Neue Freie Presse*, 21.1.1913.
- Lau, Sandra Wing-Lee, «The Art of the Left Hand: A Study of Ravel's 'Piano Concerto for the Left Hand' and a Bibliography of the Repertoire», Diss., Stanford 1994.
- McKeever, James, «Godowsky Studies on the Chopin Etudes», in *Clavier*, Bd. 19/3, März 1980.
- Malone, Norman, «The Technical and Aesthetical Advantages of Paul Wittgenstein's Three Volumes of Music 'School for the Left Hand'», Diss., Chicago 1973.
- Parke-Bernet Galleries Sale Catalogue, *French & Other Period Furniture (Property of the Estate of the Late Jerome Stonborough)*, 18.10.1940.
- Parke-Bernet Galleries Sale Catalogue, *Important Works by Celebrated Modern French Painters Collected in Paris by the Late Jerome Stonborough*, 17.10.1940.
- Patterson, Donald L., *One Handed: A Guide to Piano Music for One Hand*, Westport 1999.

BIBLIOGRAPHIE

- Pegelow, Thomas, «Determining ‚People of German Blood‘, ‚Jews‘ and ‚Mischlinge‘: The Reich Kinship Office and the Competing Discourses and Powers of Nazism», in *Contemporary European History*, I, Bd. 15.
- Pelton, Robert W, «The Indomitable Paul Wittgenstein», in *Contemporary Keyboard*, Bd. 3, Aug. 1977.
- Penrose, J. E, «The Other Wittgenstein», in *American Scholar*, Bd. 64, Nr. 3, Sommer 1995.
- Pickard, Bonni-Belle, «Repertoire for Left Handers», in *Clavier*, Bd. 25, Nr. 9, Nov. 1986.
- Reich, Howard, «Rediscovered Score: Pianist’s Last Legacy», in *Chicago Tribune*, 11.8.2002.
- Rhees, Rush, «Wittgenstein», in *Human World*, Feb. 1974.
- Ripley, Joan, «Empty Sleeve. The Biography of a Musician», Mary Baldwin College, Staunton, Virginia 1987.
- Ripley, Joan, «A Memoir of my Father», Typoskript, Privataarchiv.
- Salehi, David, «Ludwig Wittgenstein als Schüler in Linz», in *Wittgenstein Studies*, 15, Jan. 1997.
- Sassmann, Albert, «Aspekte der Klaviermusik für die linke Hand am Beispiel des Leschetizky-Schülers Paul Wittgenstein», Diss., Wien 1999.
- Sassmann, Albert, «Ein Klavierschüler Paul Wittgensteins. Henry Selbing war Dirigent und Komponist», in *Allgemeine Zeitung für Rumänien*, 16.7.2004.
- Sotheby’s Sale Catalogue, *Music, Including the Paul Wittgenstein Archive*, 22.5.2003, London.
- Stack, S., «Media Impacts on Suicide: A Quantitative Review of 293 Findings», in *Social Science Quarterly*, Bd. 81, März 2000.
- Stonborough, John J., «Germans Back Hitler – Now!», in *Sign*, Dez. 1939.
- Stonborough, John J., «The Totalitarian Threat», in *Sign*, Nov. 1940.
- Thormeyer, E, und F. Ferrière, «Rapport sur leurs visites aux camps de prisonniers en Russie. 14. Omsk.», Genf, März 1915.

BIBLIOGRAPHIE

- Turner, J. Rigbie, «Infinite Riehes in a Little Room: Music Collections in the Pierpont Morgan Library», in *Notes*, Bd. 55, Nr. 2, Dez. 1988.
- Unger, Aryeh L., «Propaganda and Welfare in Nazi Germany», in *Journal of Social History*, Bd. 4, Nr. 2, Winter 1970.
- Wechsberg, Joachim, «His Hand Touched our Hearts», in *Coronet*, Bd. 132, Nr. 2, Aug. 1945.
- Wittgenstein, Hermine, «Familienerinnerungen», 1944-48 (mit Nachtrag vom 8.4.1949), unveröffentlichtes Typoskript, Privatarchiv.
- Wittgenstein, Paul, «The Legacy of Leschetizky», in *Musical Courier*, Bd. 132, Nr. 2, Aug. 1945.
- Wittgenstein, Paul, «Preface» in PW, *School for the Left Hand*, Wien/Zürich/London 1957.
- Wittgenstein, Paul, «Über einarmiges Klavierspiel», Austrian Institute, New York 1958.

2. Briefsammlungen

- Griffin, Nicholas (Hg.), *The Selected Letters of Bertrand Russell: The Private Years, 1884-1914*, London 1992.
- Levy, Paul, und Penelope Marcus (Hg.), *The Letters of Lytton Strachey*, London 1989.
- McGuinness, Brian (Hg.), *Wittgenstein in Cambridge. Letters and Documents 1911-1951*, Oxford 2008.
- McGuinness, Brian, Otto Pfersmann und Maria Concerta Ascher (Hg.), *Wittgenstein, Familienbriefe, Wien* 1996.
- Mitchell, Donald, und Philip Reed (Hg.), *Letters from a Life: Selected Letters and Diaries of Benjamin Britten*, London 1991.
- Mosley, Charlotte (Hg.), *The Mitfords: Letters Between Six Sisters*, London 2007.
- Orenstein, Arbie, *A Ravel Reader: Correspondence, Articles, Interviews*, New York 1990.
- Seekircher, Monika, Brian McGuinness, Anton Unterkircher (Hg.).

BIBLIOGRAPHIE

- Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel*, Innsbrucker elektronische Ausgabe, Charlottesville 2004 (= GBW).
- Somavilla, Ilse, Anton Unterkircher, Christian Paul Berger (Hg.), *Ludwig Hänsel – Ludwig Wittgenstein. Eine Freundschaft*, Innsbruck 1994.
- Somavilla, Ilse (Hg.), *Wittgenstein – Engelmann. Briefe, Begegnungen, Erinnerungen*, Innsbruck/Wien 2006.
- Waters, Edward N. (Hg.), *The Letters of Franz Liszt to Olga von Meyendorff, 1871-1886*, Cambridge, Mass. 1979.
- Wright, G. H. von (Hg.), *Ludwig Wittgenstein: Letters to Russell, Keynes and Moore*, Oxford 1974.

3. Briefmanuskripte in Bibliotheken und Privatsammlungen

- Hermine Wittgenstein und Margaret Stonborough an Ludwig Wittgenstein: Österreichische Nationalbibliothek, Wien.
- Margaret Stonborough an Hermine Wittgenstein; Margaret Stonborough, Tagebücher und Aufzeichnungen: Privatarhiv Pierre Stonborough.
- Ludwig Wittgenstein an Paul Wittgenstein: Privatarhiv.
- Ludwig Wittgenstein an seine Schwestern und die Mutter: Österreichische Nationalbibliothek, Wien.
- Paul Wittgenstein an Benjamin Britten: Britten-Pears Library, Aldeburgh.
- Paul Wittgenstein an Marga Deneke: Bodleian Library, Oxford (Deneke Collection).
- Paul Wittgenstein an Rudolf Koder: Privatarhiv, Wien.
- Paul Wittgenstein an Erich Korngold: Österreichische Nationalbibliothek, Wien, und Erich-Wolfgang-Korngold-Archiv, Hamburg.
- Paul Wittgenstein an Josef Labor: Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Wien.
- Paul Wittgenstein an Donald Francis Tovey: Reid Music Library, Edinburgh.

BIBLIOGRAPHIE

Paul Wittgenstein an Ernest Walker: Balliol College Library, Oxford.
Paul Wittgenstein an Karl Weigl: Yale University Library,
New Haven.

Danksagung

Dieses Buch hätte ohne die ausserordentliche Freundlichkeit, das Entgegenkommen und die Begeisterung Hunderter von Menschen in der ganzen Welt nicht geschrieben werden können. Ich möchte all jenen meine allergrösste Dankbarkeit aussprechen, die mir geholfen haben. Zu meiner grössten Erleichterung habe ich bei meinen Recherchen nur zwei Zurückweisungen erhalten. Vor allem bin ich Joan Ripley zu Dank verpflichtet, Paul Wittgensteins Tochter, die mir alle ihre Dokumente zur Verfügung stellte, mir erlaubte, stundenlange Interviews mit ihr zu führen, und nie versuchte, irgendeine Zensur auszuüben. Von der British Academy erhielt ich ein grosszügiges Stipendium, ohne das ich nicht in der Lage gewesen wäre, so viele Einzelheiten in so vielen Ländern aufzuspüren.

Den folgenden Personen und zahllosen anderen, deren Namen hier nicht erscheinen, danke ich von Herzen: Gillon Aitken (Literaturagent), Dr. Otto Biba (Gesellschaft der Musikfreunde, Wien), Richard Bidnick (für Auskünfte über Paul Wittgenstein), Antonia von Boch (für Übersetzung und Recherche), Tricia Boyd (Bibliothek der Edinburgh University), Hans Brofeldt (für kenntnisreiche Auskünfte über linkshändiges Klavierspiel), Peter von Brücke (Cousin der Wittgensteins), Paula Byrne (für ihre Ratschläge bezüglich Reisestipendien), Julie Courtenay (Lady Margaret Hall Archive), Martin Cullingford (*Gramophone*), Damian Diaboha (Übersetzung und Recherche), Michael Fishwick (Verleger), Charles Fitzroy (Einführung in Wien), Dr. Edwin Frederick Flindell

DANKSAGUNG

(Experte in Sachen Paul Wittgenstein), Alexander Fraser (Russischübersetzer), Georg Gaugusch (für Recherche in Wiener Archiven), Colin Harris (Bodleian Library, Oxford), Berkant Haydin (Joseph Marx Society), Monica Herren (Passionist Historical Archives, New Jersey), Gerald Howard (amerikanischer Verleger), Peter James (Lektor), Peter Janus (Library of Congress, Washington), Glyn Jones (kenntnisreiche Übersetzerin), Leonard Kastle (Schüler und Freund Paul Wittgensteins), Johannes Koder (Sohn Rudolf Koders), Anne Marie Kollgaard (Dänischübersetzerin), Sandy McGinnis (Paul Wittgensteins Enkelin), Professor Brian McGuinness (Experte in Sachen Ludwig Wittgenstein), Noëlle Mann (Prokofiev Archive, Goldsmiths College), Dr. Deborah Mawer (Ravel-Expertin an der Lancaster University), James Miller (Sotheby's), Dr. Hans Mohnl (Zentralinstitut für Meteorologie und Geodynamik, Wien), Rosemary Moravec (Österreichische Nationalbibliothek, Wien), Michael Nedo (Wittgenstein Archive, Cambridge), Professor Arbie Orenstein (Juilliard School of Music), Erna Otten (Schülerin Paul Wittgensteins), Jesse Parker (Schüler Paul Wittgensteins), Catherine Payne (*Strad*), Wendy Perez (New York Public Library), Peter Phillips (*Musical Times*), Stephen Portman (Schüler Paul Wittgensteins), Ursula Prokop (Biographin Margaret Wittgensteins), Sally Riley (Übersetzungsrechte), Anna Sander (Balliol College Archives), Albert Sassmann (Experte in Sachen Paul Wittgenstein und Musik für linkshändige Pianisten), Ed Scarcelle (Scherman Music Library, New York), Professor Carl Schachter (Musikwissenschaftler, Freund Felix Salzers), Erhard Schania (Neffe Hilde Wittgensteins), Peter Stadlbauer (Ausgleichsvereinbarungen mit Opfern des Nationalsozialismus, Wien), Roberta Stales (Lady Margaret Hall Library), Glenn Stefanovics (Experte für den Kriegsverlauf an der Ostfront 1914-1918), Maria Stracke (Verwandte Helene Wittgensteins), Alan Tadiello (Bibliothek des Balliol College), Dr. Bob Thompson (*Universal Edition*, New York), Mark Thomsen (Paul Wittgensteins Enkel), Frits van der Waa (Korrekturen der ersten

DANKSAGUNG

Ausgabe), Stephen Walsh (Musikwissenschaftler an der Cardiff University), Peter Ward-Jones (Bodleian Music Library), Eliza Waugh (Korrekturleserin und Italienischübersetzerin), Christopher Wentworth-Stanley (Archivrecherche in Wien) und Geoffrey Williams (University of Albany).

Namenregister

- Alexander II, Zar 33
Alkan, Charles 206
Amati, Antonius und Hieronymus 290
Astroff, Michel 234, 240, 242

Bach, Johann Sebastian 22, 67, 147, 293, 365
Bartley III, William Warren 191 f., 201
Baton, Rhené 215
Bauer, Karl 274
Baum, Eva 276
Baumayer, Marie 58, 181, 220
Bechert, Paul 243
Beethoven, Ludwig van 19, 22, 47, 50f., 65, 68, 71, 81, 206, 210, 220, 230, 250, 254, 293, 316, 337, 339, 359, 375
Benedikt XV., Pabst 127
Berchtold, Leopold 94
Bevan, Edward 361 f.
Bieler, Dr. Max 140

Bienstock, Abraham 323, 335, 343
Bloch, Konrad 323-326, 328, 335
Blumen, Erwin 315
Blumen, Marianne Jarosy 315
Boltzmann, Ludwig 70 f.
Bonaparte, Marie 176, 188, 318
Bonaparte, Napoleon 176
Bortkiewicz, Sergej 208-210, 230-232, 244
Boult, Adrian 215
Brahms, Johannes 17, 19, 22, 50f., 58, 68, 81, 206, 217, 316, 337, 339f., 357, 359, 365, 370
Brändström, Elsa 107, 125, 131
Braun, Rudolf 231
Brée, Malwine 66 f., 145
Brée, Dr. Moritz 66
Briand, Aristide 176
Bricht, Walter 236
Brillin, Isaac 31

NAMENREGISTER

- Britten, Benjamin 345-349, 364 f.
 Bruckner, Anton 17, 19, 316, 339
 Brusilow, Alexej 150
 Bülow, Hans 340
 Busch, Fritz 215

 Carnegie, Andrew 52
 Cauzel, Bertrand 236
 Cavan, Lord 164,166
 Chamberlain, Neville 331, 334
 Chopin, Frédéric 19, 91, 118,
 147, 206, 227, 240
 Churchill, Winston 353
 Cicero 314
 Corot, Camille 342
 Croy-Dülmen, Prinzessin
 Kunigunde von 123
 Cunliffe-Owen, Marguerite
 (Pseudonym: Marquise de
 Fontenoy) 52
 Czernin, Graf Ferdinand 354
 Czerny, Karl 65, 91

 Daladier, Edouard 331
 Danner, Sebastian 62,175
 Deneke, Helena 224,313
 Deneke, Marga 166 f., 187, 213,
 224 f., 227f., 230, 237, 246,
 255, 292-294, 296, 311-313,
 358, 365, 368 f., 370
 Diaz, Armando 164, 166
 Dickens, Charles 229

 Dodd, Martha 281
 Dodd, William 281
 Dollfuss, Engelbert 259, 261 f.
 Dostojewski, Fjodor 124
 Dreyschock, Alexander 206
 Dumba, Konstantin 112f.
 Dvorak, Antonin 18

 Eichmann, Adolf 272
 Einstein, Albert 200
 Eiseisberg, Dr. Anton von 21 f.,
 117, 134, 280
 Engelmann, Paul 197f., 200, 220
 Epstein, Julius 43

 Faustenhammer, Elisabeth 264
 Février, Jacques 355
 Fey, Emil 268
 Field, John 19, 83, 91
 Ficker, Ludwig von 199
 Figdor, Albert 81
 Figdor, Franziska 276
 Fillunger, Marie 217 f., 224
 Fischer, Heinz 310
 Fouracre, Roy 350 f.
 Frank, Hans 318
 Franz Ferdinand, Erzherzog 92 f.
 Franz Joseph I. 158-160, 245
 Franz, Otto 120, 122, 127, 131
 Frege, Gottlob 198
 Freud, Sigmund 176, 188, 200,
 318

NAMENREGISTER

- Frick, Wilhelm 334
Friedman, Ignaz 65
Fumagalli, Adolfo 206
Furtwängler, Wilhelm 215
- Gal, Hans 231
Gauguin, Paul 342
Georg V., König 68
Georg Heinrich Ludwig, Prinz
283
Goethe, Johann Wolfgang 48, 313
Godowsky, Leopold 118 f., 147,
206, 227, 231 f.
Goldberg, Daniel 341
Goldmark, Karl 60, 91
Goossens, Eugene 347
Göring, Hermann 264, 281
Görlich, (Chef der Devisenabtei-
lung d. Reichsbank) 321
Graff, Eugénie 290
Gregor, Nora 268
Groag, Jacques 220 f.,
Groller, Anton 260, 303, 305,
310, 320-323, 329, 333
Gropius, Walter 251
Grouf, (Anwalt) 316
Guggenheim, William 35
Gürtler, Leutnant 131
- Haidbauer, Josef 220
Händel, Georg Friedrich 337
Hänsel, Ludwig 201, 220, 314
Hanslick, Eduard 51, 117, 357
- Harmon, Dudley 339
Harvey, Trevor 365, 370
Haydn, Joseph 19, 68, 293
Heger, Robert 235
Heinsheimer, Hans 346 f.
Hermann, Rosalie 81, 132, 154 f.,
168, 219
Heydrich, Reinhard 271
Himmeler, Heinrich 267, 272 f.
Hindemith, Paul 208-211, 373
Hirschfeld, Dr. Magnus 38
Hitler, Adolf 54, 164, 174, 185 f.,
258-260-263, 270-272, 274-276,
281-283, 288, 291, 295, 317, 331,
333 f., 351 f., 353, 355 f.
Hoffmann, Joseph 77
Hollmann, Otakar 366
Hötzendorf, Franz Conrad von
94, 100 f.
Hoover, Herbert 177
Houghteling, James 314, 332
Hutt, Roland 258
- Indra, Alfred 307, 317-320, 322f.,
327f., 333, 336, 339, 341
Innitzer, Kardinal 270
- Joachim, Joseph 50, 58, 67, 217,
224
Johann, Erzherzog von Österreich
52

NAMENREGISTER

- | | |
|--|--|
| <p>Kalbeck, Max 18, 82 f.,
 Kalchschmidt, Franz 228
 Kalmus, Jakob 276
 Kalmus, Leopoldine 31 f.
 Kalmus, Marie 276
 Karg-Bebenburg, Baron 258
 Karl L, Kaiser 160, 173
 Kastle, Leonard 226, 229, 364,
 367
 Kauder, Hugo 212
 Kaunitz, Anton von 29
 Kerenski, Alexander 160
 Keynes, John Maynard 74 f., 293
 Kirchbach, Karl Graf von 162
 Kirchen, Esther 246
 Kleiber Erich 215
 Klimt, Gustav 37f., 251, 374
 Klinger, Max 50
 Knepler, Hugo 145
 Kochanski, Paul 231
 Koder, Rudolf 201-203, 251,
 347, 356, 358, 368 f.
 Kokoschka, Oskar 90, 251
 Korngold, Erich Wolfgang 208,
 210-213, 231, 252
 Korngold, Julius 18 f., 84, 147,
 208, 215
 Kornisch, Moritz 307
 Kugel, Georg 232, 234, 242
 Kun, Béla 185
 Kupelwieser, Paul 80
 Kusmanek, Hermann 112</p> | <p>Laberge, Bernard 226
 Labor, Josef 20, 67-69, 90 f.,
 117, 122, 144 f., 147, 157,
 205-208, 210f., 216f., 219,
 230, 252, 361
 Labor, Josephine 122
 Lammers, Hans Heinrich 340
 Landsdale, Maria Hornor 15,
 189
 Lehnert, Julius 206
 Leimer, Kurt 355
 Lenau, Nikolaus 47
 Lenin, Wladimir Iljitsch 161,
 233
 Leschetizky, Theodor 58, 65-67,
 118, 144, 252
 Lichter, Charles 349
 Liel, Karl von 130
 Lincoln, Abraham 26
 Lindsay, Michael 228
 Liszt, Franz 20, 66, 117, 147,
 206, 209
 Long, Marguerite 236 f.
 Loos, Adolf 90
 Lord, John Hayes 306
 Lord, Marjorie 306
 Lueger, Dr. Karl 186, 274
 Lutz, Dorothy 373

 Mahler, Alma 212
 Mahler, Gustav 17, 19, 43, 51,
 68, 208, 251, 357
 Mairecker, Professor Franz 252</p> |
|--|--|

NAMENREGISTER

- Maisky, Ivan 257
Malcolm, Norman 359 f.
Manheim, (Anwalt) 316
Mandi, Fritz 260
Mann, Thomas 93
Maresch, Rudolf 49
Maria-Antonia, Grossherzogin
von Toskana 52
Maria-Theresia, Kaiserin von
Österreich 29
Martin, Linton 349
Marx, Dr. Joseph 252
Matisse, Henri 342
Mayer, Kurt 282-284, 301, 333-
335
Meier-Graefe, Julius 125, 134,
136
Mendelssohn Bartholdy, Felix
20, 50, 57, 81, 91, 145, 147,
206, 224, 277
Menger, Karl 35, 284, 287
Menzel, Rosine 122, 144
Merriman, Dorothea 353
Mestrovic, Ivan 49
Meyer, Hirsch/Herz Moses 284
Meyer, Kurt 353 f.
Meyer, Moses 284, 299
Meyerbeer, Giacomo 277
Meyerhold, Wsewolod 240 f.
Miklas, Wilhelm 263 f., 270
Milch, Erhard 274
Mitford, Diana 276
Mitford, Unity 276
Modigliani, Amedeo 342
Monk, Ray 192
Moore, George 73, 96, 137, 198,
200
Monet, Claude 290
Monroe, Marilyn 48
Monteux, Pierre 215
Moritz, General 120, 123 f.
Morrell, Ottoline Lady 72 f.
Morrison-Bell, Veronica 352 f.,
363, 374
Moscovici, Bassia 244-248, 254
Moser, Koloman 77
Mozart, Wolfgang Amadeus 19,
65, 67f., 206, 208, 240, 275,
292f., 316, 337, 343, 375
Mühlfeld, Richard 224
Mussolini, Benito 260, 331
Nedbal, Oskar 18, 145
Newman, Ernest 249
Niemeyer Findlay, John 255
Nilius, Rudolf 210
Nuber, Alexander von 95, 113
Oberleithner, Max 256
Oppenheimer, Samuel 277
Ormandy, Eugene 348
Otten, Erna 268, 374
Paderewski, Ignaz 65
Parak, Franz 182
Pears, Peter 345, 348 f.
Perkins, Frances 287
Petty, William 221

NAMENREGISTER

- Peyer, Otto 319
Picasso, Pablo 152, 342
Pinsent, David 75, 97, 197
Plattner, Friedrich
Plawsky, Alexej 122-124,
Plehve, Wenzel von 101
Poljakoff, Samuel 33
Ponte, Lorenzo da 275
Portman, Steve 228
Prohaska, Karl 212
Prokofjew, Sergej 234 f.,
239-243, 364
Puccini, Giacomo 240

Rachmaninow, Sergei
Wassiljewitsch 209
Raikh, Zinaida 240 f.
Ramsey, Frank 199f.
Rapp, Siegfried 243, 366
Ravel, Maurice 232, 235-238 f.,
244, 249 f., 345, 354 f., 364-
366
Redpath, Theodore 178
Reich, Otto 289
Reitler, Josef 269 f.
Reilly, Gerald D. 314
Renan, Ernest 140
Respinger, Marguerite 191, 246
Réti, Rudolph 91
Rettich, Oberst von 109
Rhees, Jean 360
Rilke, Rainer Maria 90
Rodin, Auguste 49
Rodzinski, Artur 311 f.

Roitner, Franz 297
Rolly, Karoline 298, 312, 343,
347, 373
Roosevelt, Franklin 287, 332
Rothermere, Lord 282
Rubinstein, Anton 66, 91
Rudolf, Kronprinz 48, 92
Russell, Bertrand 71-75, 78 f., 96,
137, 141, 197f., 200
Rytel, Pawel 247

Sacks, George 257
Saint-Saens, Camille 206, 232
Salvator, Franz von Toskana 282
Salzer, Felix 64, 311, 329, 351,
375
Salzer, Fritz 216, 350
Salzer, Hans 63
Salzer, Maria 362
Salzer, Max 63, 188, 260, 287,
303-305, 309 f., 314, 320, 351,
375
Sargent, Malcolm 366
Sayn-Wittgenstein-Berleburg,
Georg von 299
Schaafgotsche, Erwin 101 f.
Schania, Elisabeth/Elizabeth 254,
273, 297f., 347, 373 f.
Schania, Franz 250, 254, 298 f.
Schania, Hilde 250 f., 253 f., 273,
297f., 309f., 312, 341, 343 f.,
347, 373
Schania, Johanna/Joan 254, 273,
297f., 347, 373f.

NAMENREGISTER

- Schania, Käthe 251
Schania, Stefanie 251
Scherchen, Hermann 345
Scherchen, Wulff 345
Schiele, Egon 163 f.
Schiele, Edith 163f.
Schiesser, Anton 162 f., 165
Schindler, Alma 68 f., 91, 251
Schmidt, Franz 208-212, 220,
231, 236, 242, 249, 252, 355
f., 358 f.
Schnabel, Artur 65
Schoene, Frieda Marie 329
Schoene, Hans 320-324,
326-330
Schönberg, Arnold 51, 68, 208
Schopenhauer, Arthur 45, 137,
257
Schrödinger, Erwin 70
Schubert, Franz 19, 65, 68, 81,
316, 337, 339, 375
Schumann, Clara 58, 206, 224
Schumann, Eugenie 217, 224
Schumann, Robert 58, 217
Schuschnigg, Kurt von 262 f.,
267f., 271, 295
Schütt, Eduard 231
Schuyler, Philippa 229
Schwab, Charles 52
Schwer, Otto von Schwerteneegg
101
Segantini, Giovanni 290
Seys-Inquart, Arthur 263 f., 267,
270, 294 f., 302, 316
Seys-Inquart, Richard 294 f.
Shakespeare, William 49
Siebert, Josef von 161, 216
Siebert, Lydia von 216
Simon, Brendel/Bernardine 283
Sisi, Kaiserin 254
Sjögren, Arvid 303-305, 307f.,
317
Sjögren, Clara 305
Skinner, Francis 192, 256 f., 350
Skrjabin, Alexander 206
Soldat-Roeger, Marie 91, 224,
230
Sophie, Erzherzogin 93 f.,
Standhartinger, Ernst 308, 317
Starhemberg, Fürst Ernst
Rüdiger 258-261, 268
Stephanie, Prinzessin 282
Steinberger, Aimée 35
Steinberger (Stonborough), Delia
111
Steinberger, Herman 35
Steinberger, Jacob 35
Stonborough, Gretl: siehe
Wittgenstein, Gretl Steinberger
(Stonborough),
Jerome 20, 35-38, 49, 51-53,
57f., 76-78, 89, 109, 111, 134,
141-144, 151-153, 176, 179,
193, 221-223, 259, 261, 279,
281 f., 284-286, 293, 307, 337,
342

NAMENREGISTER

- Stonborough, John Jerome
(Ji, Ji-Ji) 69, 78, 143, 167, 188-
190, 192, 194, 222, 250, 260,
281, 286 f., 294, 306, 310, 315,
317-320, 322-333, 335 f., 337-
343, 352 f., 363, 374
- Stonborough, Pierre 143, 374
- Stonborough, Thomas (Thommy)
77, 143, 153, 194, 221, 259,
286, 320, 340, 374
- Stonborough, Veronica: siehe
Morrison-Bell, Veronica
- Stovall, Pleasant 176
- Strachey, Lytton 74
- Straffa, Piero 278, 293, 296
- Strauss, Johann 81, 118, 231, 275
- Strauss, Richard 51, 58, 67, 208,
213-215, 230 f., 242, 345, 355,
365
- Stübinger, (Instrumentenbauer)
310
- Tacitus 314
- Tarnowski, Adam Graf 113
- Tolstoi, Leo N. 137-140, 153,
183, 191, 197
- Toulouse-Lautrec, Henri de 342
- Tovey, Donald Francis 229, 250,
292
- Trakl, Georg 90
- Trotzki, Leo 161
- Tschaikowski, Pjotr Iljitsch 209
- Turner, Saxon Sydney 75
- Twain, Mark 66
- Vetsera, Marie 48
- Wachtell, Samuel 316, 322, 325
f., 328-330, 332 f., 335
- Wadsted, Otto 119-124, 127
- Wagner, Richard 51, 66, 187,
206, 262, 275, 316, 337, 339
- Wagner, Winfried 262
- Wagner-Jauregg, Dr. Julius 143,
223
- Walker, Ernest 292
- Walter, Bruno 214f.,
- Washburn, Albert Henry 193
- Weber, Carl Maria von 339
- Weigl, Karl 237
- Weiland, Hans 129
- Weingartner, Felix 215
- Weininger, Otto 47 f., 56, 70 f.,
187
- Weissmann, Adolf 214
- Wenz, Jeanne 342
- Werfel, Franz 251
- Wertheimer, Samson 277
- Wiedemann, Fritz 281-283
- Willstätter, Richard 77
- Wilson, Woodrow 151 f.
- Windisch-Grätz, Franz Fürst von
268
- Wittgenstein, Anna 24
- Wittgenstein, Clara 230, 234

NAMENREGISTER

- Wittgenstein, Clothilde 29
- Wittgenstein, Dora 63
- Wittgenstein, Elisabeth: siehe Schania, Elisabeth
- Wittgenstein, Helene (Lenka) 63, 144, 168, 180, 183 f., 188, 204, 216, 220, 223, 260, 287, 289 f., 302 f., 305, 307, 309, 320, 322, 329, 335 f., 341, 343, 351, 358, 361 f., 375
- Wittgenstein, Hermann Christian 22, 24 f., 29, 31-33, 187, 276, 283 f., 290, 299 f., 321, 333 f.
- Wittgenstein, Hermine 22-25, 33, 41, 50, 52, 57, 59f, 63, 69, 76, 78, 80, 90f., 97, 109 f., 113, 127, 130f., 133f., 140, 142, 144 f., 147, 149 f., 153-156, 158-160, 162, 164, 166, 168, 179f., 182-184, 187-189, 1931., 200 f., 204 f., 207, 216-221, 223, 246 f., 249, 253, 262, 273 f., 276-281, 283, 289-291, 302-305, 307-309, 314f., 317, 319-322, 326f., 329, 335f., 341, 343, 351, 357-362, 367, 369
- Wittgenstein, Hilde: siehe Schania, Hilde
- Wittgenstein, Hirsch 300
- Wittgenstein, Johanna 167
- Wittgenstein, Johanna (Pauls Tochter): siehe Schania, Johanna
- Wittgenstein, Johannes (Hans) 42-46, 48f., 55-57, 59, 62, 154, 169, 191, 217, 361
- Wittgenstein, Karl 21-37, 40-45, 50, 55f., 58, 63, 70, 76, 78-81, 84, 89, 117, 155, 159, 169, 178, 184, 187, 191, 196, 204, 216f., 230, 276, 284, 290, 300, 337, 357, 360, 369
- Wittgenstein, Konrad (Kurt) 59 62, 70, 951, 98, 109-113, 133, 1531, 162, 165-169, 175, 178, 191, 217, 280, 361
- Wittgenstein, Leopoldine (Poldy) 21, 361, 41, 51, 59-61, 69, 81, 107-109, 113, 120-122, 127f., 130-132, 134, 144, 155-157, 164-166, 168, 216-220, 276, 337
- Wittgenstein, Ludwig (Louis, Bruder von Karl) 27, 29, 204f., 216, 277
- Wittgenstein, Ludwig 20, 53-59, 62, 67-75, 78f., 81f., 89-91, 95-97, 100f., 108-110, 113, 122, 127, 130-133, 136-138, 140-142, 144, 147-152, 154-158, 161f., 165-168, 178, 180-184, 187, 189, 191f., 195-204,

NAMENREGISTER

- 207, 216-223, 225, 229, 246,
251, 253, 255-257, 262, 277-
280, 293 f., 296, 307, 314, 319,
329f., 332, 339, 341, 343-345,
349-353, 358-363, 367-369,
374
- Wittgenstein (Steinberger/ Ston-
borough), Margherita (Gretl)
20, 36-38, 40, 45, 48, 51-53,
59, 69, 76-78, 89f., 98, 109,
140-144 f., 151-153, 155, 166-
168, 176-180, 183, 188, 191,
193 f., 218-223, 230, 244-247,
249, 254, 259, 264, 279, 281-
284-286 f., 289, 293-295, 302-
308, 315-320f., 323-330, 332f.,
337, 339-344, 349, 352 f., 358,
361-363, 367, 369, 374
- Wittgenstein, Milly (Millie) 277,
300
- Wittgenstein, Paul (Bruder von
Karl) 25, 184
- Wittgenstein, Paul 17-21, 53-59,
62, 65-70, 81-85, 89-91, 95 f.,
98-102, 105-109, 113-128,
130-136, 140, 142, 144-151,
154-159, 161-163, 166-169,
174f., 177-181, 184, 187-191,
195, 200-202, 204-217, 219-
258, 260, 268f., 273 f., 276-
281, 284, 289-292 f., 295-298
f., 301-303, 307, 309-316,
319f., 322-330, 332f., 335f.,
341, 343-349, 354-359, 361-
371, 373-375
- Wittgenstein, Paul/Louis (junior)
364, 373 f.
- Wittgenstein, Rudolf 38-42, 48 f.,
56 f., 59, 76, 80, 154, 169, 191,
217, 361
- Wood, Henry 215
- Wührer, Friedrich 355 f.
- Zaslowsky, George 230 f.
- Zastrow, Jochen von 194, 221,
224, 352
- Zastrow, Wedigo von 194, 221,
224, 352
- Zeiner, Erich 318
- Zeitzier, Kurt 273
- Zemlinsky, Alexander von 51, 68,
251
- Zichy, Géza 106, 117, 145, 206
- Zita, Kaiserin 173
- Zitkovsky, Willy 98
- Zweig, Stefan 16, 64 f., 92 f., 95,
159, 190f.
- Zwiauwer, Brigitte 300

David Edmonds und John Eidinow
**Wie Ludwig Wittgenstein Karl Popper
mit dem Feuerhaken drohte**

Eine Ermittlung

Band 15402

Tatort: Cambridge, King's College, Apartment H3. Anwesend: Ludwig Wittgenstein, Karl Popper (als Gastredner) und andere erlauchte Mitglieder des Moral Science Club. Der Gast spricht über das Thema «Gibt es philosophische Probleme?», laute Worte fallen, ein Schürhaken wird drohend erhoben, Türen werden zugeschlagen.

Was ist passiert? David Edmonds und John Eidinow erzählen die Geschichte einer besonderen Begegnung. Eine unterhaltsame kriminalistische Ermittlung und zugleich ein historischphilosophisch-biographisches Lesevergnügen.

«Entstanden ist auf jeden Fall
eines der unterhaltsamsten Bücher, die je
über Philosophie und das Leben geschrieben worden sind.
Und höchst lehrreich dazu. Über beides,
die Philosophie und das Leben.»
Aargauer Zeitung

Fischer Taschenbuch Verlag

Ludwig Wittgenstein
**Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik,
Psychoanalyse und religiösen Glauben**

Aus dem Englischen von Ralf Funke

Band 14653

Der Band enthält Mitschriften von zwei Vorlesungen, die Ludwig Wittgenstein im Jahr 1938 in Cambridge gehalten hat. Die «Vorlesungen über Ästhetik» gab Wittgenstein einer kleinen Gruppe von Studenten in seinen Privaträumen, die «Vorlesungen über den religiösen Glauben» waren Teil einer allgemeinen Vorlesungsreihe über den Glauben. Hinzu kommen «Gespräche über Freud», die Wittgenstein zwischen 1942 und 1946 mit Rush Rees führte. Die Zusammenstellung dieser Themen ist keineswegs zufällig, sondern entspricht Wittgensteins Neigung, religiöse, psychologische und künstlerische Fragen nicht voneinander zu trennen.

Fischer Taschenbuch Verlag

Richard Rorty

Philosophie & die Zukunft

Aus dem Englischen von Matthias Grässlin,
Reinhard Kaiser, Christiane Mayer und Joachim Schulte

Band 14762

In der analytischen Tradition ausgebildet, mit der kontinentalen Tradition vertraut, beide Traditionsstränge souverän für seine Vermessungen des philosophischen Terrains nutzend, gehört Richard Rorty heute zu den am intensivsten diskutierten Philosophen der Gegenwart. Der Band versammelt neuere Texte Richard Rortys. Im Zentrum stehen Rortys Charakterisierungen der Philosophie und ihrer Aufgaben. Den lebensgeschichtlichen Hintergrund dieses Philosophierens skizziert der Text «Wilde Orchideen und Trotzki». Ergänzt werden die Essays durch ein ausführliches Gespräch mit Richard Rorty.

Fischer Taschenbuch Verlag

Reiner Stach
Ist das Kafka?
99 Fundstücke

Band 19106

Auf seinen Streifzügen durch Bibliotheken und Archive, auf den Forschungsreisen nach Prag oder Israel stösst der Kafka-Biograph Reiner Stach immer wieder auf unglaubliche Funde: handschriftliche Ungereimtheiten, unerwartete Fotografien, Briefauschnitte und Zeugnisse von Zeitgenossen, die ein überraschendes Licht auf die Persönlichkeit und das Schreiben Franz Kafkas werfen. Für den Band ‚Ist das Kafka?‘ hat Reiner Stach die 99 aufregendsten Fundstücke zusammengetragen und kenntnisreich kommentiert.

«Diese Sammlung, originell und kurzweilig,
ist eine souveräne, lustvolle Mischung aus akribischer
Recherche und gehobenem Literaturklatsch, das ideale
Buch für Leser, die den Weg zu Kafka noch
nicht gefunden haben.»

Neues Deutschland

«Eine Kafka-Wundertüte.»

Der Tagesspiegel

Fischer Taschenbuch Verlag

Reiner Stach

Kafka

Die Jahre der Entscheidungen

Band 16187

1910 bis 1915: Dies sind die Jahre, in denen sich der junge, ungebundene, beeinflussbare Kafka verwandelt in den verantwortungsbewussten Beamten und zugleich in den Meister des präzisen Altraums und des «kafkaesken» Humors. In kürzester Frist entstehen «Das Urteil», «Die Verwandlung», «Der Verschollene» und «Der Process», und in rascher Folge werden alle Weichen gestellt, die Kafkas weiteren Weg bis zum Ende bestimmen werden: die Begegnung mit dem religiösen Judentum, die ersten Schritte in die Öffentlichkeit, die Katastrophe des Kriegsausbruchs und vor allem die verzweifelt umkämpfte und dann doch scheiternde Beziehung zu Felice Bauer. Es sind Jahre beispielloser Intensität, das Zentrum von Kafkas Existenz.

«Stachs ‚Kafka‘ ist selbst Literatur.»

Harald Loch, Frankfurter Neue Presse

Fischer Taschenbuch Verlag

Gottfried Bermann Fischer
Wanderer durch ein Jahrhundert

Band 12176

Leben und Schicksal des Verlegers Gottfried Bermann Fischer sind in jeder Hinsicht exemplarisch; sein Blick zurück umspannt fast hundert Jahre deutscher Geschichte. Abgeklärt und leidenschaftlich zugleich erzählt er in Geschichten, Anekdoten und Reflexionen von der geborgenen Kindheit in einer bürgerlichen, jüdischen Familie, von den Schrecken in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs, von nationalistischen und antisemitischen Exzessen in der Zeit der Weimarer Republik, als er, der Schwiegersohn S. Fischers, in den berühmten Verlag eintrat, von Exil, Flucht und wiederholtem Neubeginn, vom Festhalten an den moralischen und literarischen Idealen einer zäh verteidigten Humanität.

Ein abenteuerliches, reiches Leben mit Büchern und Autoren wird noch einmal beschworen.

Fischer Taschenbuch Verlag

Alma Mahler-Werfel

Mein Leben

Biographie

Band 545

Alma Mahler-Werfel, eine ebenso schöne wie kluge Frau, schildert ihr ungewöhnliches Leben. Dieser Bericht ist freilich übers nur Biographische hinaus als Beschreibung einer Epoche aufschlussreich: das fin de siècle, der Beginn und die Mitte des 20. Jahrhunderts. Grosse Gestalten spielten im Leben dieser Frau eine Rolle: Walter Gropius, Gustav Mahler, Kokoschka und Hofmannsthal, Romain Rolland und viele andere. Und auf geheimnisvolle Weise werden noch einmal der Zauber und die Anziehungskraft dieser Frau fühlbar, die niemand, der sie gekannt hat, vergessen konnte.

Fischer Taschenbuch Verlag

Sigmund Freud / Martha Bernays
Sei mein, wie ich mir's denke
Juni 1882-Juli 1883

Band 1 von *Die Brautbriefe 1882-1886*
Ungekürzte Ausgabe in fünf Bänden
Herausgegeben von Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis
und Albrecht Hirschmüller
Mit 18 Abbildungen und 8 Faksimiles im Text
Leinen. 625 Seiten

Die legendären Brautbriefe, die Sigmund Freud und Martha Bernays während ihrer vierjährigen Verlobungszeit – er in Wien, sie in Wandsbek bei Hamburg – zwischen 1882 und 1886 so gut wie täglich miteinander gewechselt haben, waren bisher weitgehend unbekannt; denn nur wenige Einzelstücke dieser umfangreichsten, intimsten, ungeschüttesten aller Freud-Korrespondenzen sind früher erschienen, darunter kein einziger Brief der Braut. Martha Bernays tritt nun erstmals in Erscheinung in einem überraschend intellektuellen und unabhängigen Briefdialog mit dem stürmischen, geniebegabten, noch tief unsicheren Bräutigam. Es entfaltet sich eine hochdramatische Liebesgeschichte; zugleich spiegeln sich im Brieftext beider allererste Anfänge psychoanalytischen Denkens sowie das Gesicht der Epoche. Ein Beispiel der Brief-Weltliteratur, deren Fortsetzung im Zeitalter moderner Kommunikationstechnologie ungewiss ist.

«Nunmehr wird erkenntlich, dass die Briefe erst als ein Ganzes ... das hergeben, was sie wirklich enthalten und bedeuten, gerade nicht vom Gegenstand der Liebe, sondern von den Partnern her, die in einem einzigartigen gespannten Dialog zu Personen werden. [...] Der Leser wird endlich zugelassen und bald mitgerissen, so als hätte er einen Roman vor sich. [...] ein bewegendes, höchst aufschlussreiches Dokument und zugleich ganz grosse Prosa.»
Süddeutsche Zeitung

«Die Herausgeber des Briefwechsels, die in der Freud-Forschung einen hervorragenden Namen besitzen, verdienen ebenfalls grosses Lob. Sie haben für den allgemein interessierten Leser ein Universum der bürgerlichjüdischen Gefühlskultur am Ende des 19. Jahrhunderts erschlossen und für das wissenschaftliche Publikum eine Fundgrube eröffnet, aus der – so sei es hier vorausgesagt – noch in Jahrzehnten Schätze zu heben sein werden.»
Die Zeit

Das gesamte Programm finden Sie unter
www.fischerverlage.de